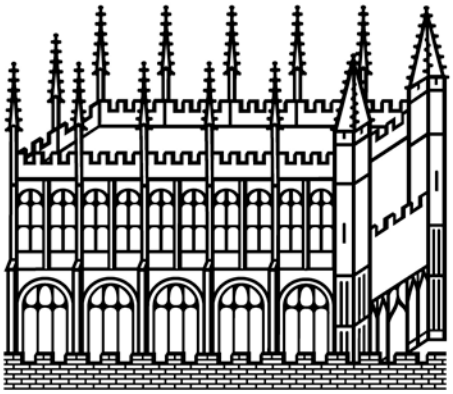


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Hedwig
n Olfers
on Staegemann

ht in der Romantik,
reift in selbstloser Liebe.

Aus Briefen zusammengestellt

1816—1891

Mit 9 Bildnissen

M 10,50, gebunden M 12,—

Elisa Radziwill

Ein Leben in Liebe und Leid

Unveröffentlichte Briefe
der Jahre 1820—1834

Herausgegeben von
Dr. Bruno Hennig

4. bis 6. Tausend

Mit mehreren Abbildungen
In Geschenkeinband M 7,50

Gabriele von Bülow

Tochter
Wilhelm von Humboldts

Ein Lebensbild
aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder
1791—1887

Mit 8 Bildnissen
und Abbildungen

35. bis 37. Tausend

M 10,—, gebunden M 11,50

Verlag von E. S. Mittler & Sohn
Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin SW68

ECTION

1159

Wilhelm Bode

Goethes Liebesleben

Goethes
Liebesleben
*
Von
W. Bode
Gedruckt und verlegt bei
E. S. Mittler & Sohn
Berlin
1913

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
5 MAR 1966
OF O
LIBR

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn. Titel- und Einbandzeichnung von E. Märker. Buchschmuck von J. v. Kulas. Von dieser Ausgabe auf Japanpapier wurden 500 handschriftlich numerierte Exemplare hergestellt. Dieses Exemplar trägt die

Nr. 106.

Copyright 1913 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin. — Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 32 Tafeln

Frankfurt am Main

Vorwort.

Über Goethes Verhältniſſe mit Mädchen und Frauen hat ſo ziemlich jeder Deutſche einige Kenntniſſe oder — ein Urteil; es gibt alſo auch längſt unzählige Aufſätze und Schriften über dieſen Gegenſtand.

Dennoch iſt dies Buch die erſte erotiſche Biographie des Dichters; ich kenne kein anderes Werk, in dem Goethes männlich-geſchlechtliches Fühlen, Handeln und Erleben von der Kindheit bis zum hohen Greiſenalter ausführlich und auf Grund unſerer heutigen Kenntnis der Dinge dargeſtellt wird. Hier iſt zum erſten Male alles Erhebliche beiſammen, was wir darüber *wiſſen*.

Ich halte mich für einen ſtrengen Hiſtoriker; wenigſtens will ich nichts Andres ſein. Ich will nicht anklagen oder verteidigen oder als Richter den Spruch ſprechen; ich will Niemand verherrlichen und Niemand verdunkeln; ich vermeide auch die eigenen Auffaſſungen und Auslegungen, worauf ſich manche Berufsverwandte erſt etwas zu gute tun. Ich habe kein ſittliches Urteil und keinen ſittlichen Zweck. Kommt es dem Leſer gerade

auf das Urteil an, wohlan, ſo bilde er es ſich ſelber! Streng geſchichtlich und ſachlich erzähle ich aber auch inſofern, als ich für alle Vorgänge nur die Zeugniſſe der gleichen Zeit zu grunde lege, allen ſpäteren Erinnerungen wenig traue und nach den Zurechtmachungen anderer Schriftſteller, beſonders auch der geiſtreichen, garnicht blicke, damit die urſprünglichſten Berichte ihre volle Kraft behalten. Ich würde eigene Gedanken überhaupt nicht einflechten, wenn nicht Brücken zwiſchen den Tatſachen und erläuternde Hinweiſe manchmal nötig wären; jedenfalls lege ich auf dies Mörtelwerk keinen Wert.

Ich betone dieſe Grundſätze gerade hier, weil jeder Leſer ſich manche Dinge anders vorgeſtellt hat oder ſie anders zu wiſſen glaubte, als ſie hier erzählt werden. Wir haben es hier ja mit bekannten Geſchichten zu tun, aber der Eindruck wird ein neuer ſein. Zum großen Teil rührt Das aus der heutigen beſſeren Kenntnis her, die wir der fleißigen Philologen-Arbeit vieler Jahre verdanken. Die älteren Erzähler (mit Einſchluß Goethes) wußten Manches nicht, was jetzt zu tage liegt. In der Sophien-Ausgabe der Werke, Briefe und Tagebücher, in Biedermanns neuer Geſprächs-Sammlung, im ‚Jungen Goethe‘ von Hirzel, Bernays und Morris und manchen andern Büchern können wir Heutigen leicht die einzelnen wahren Tatſachen ergreifen, wenn wir nur wollen. Freilich iſt mir gerade auch bei dieſer Arbeit zum Bewußtſein gekommen, wie Wenigen es eigentlich um die Wahrheit zu tun iſt. Die Menſchen ſchreien nach Brot, aber ſie meinen Kuchen. Wir ſind allzumal Dichter, wenn wir uns nicht ſehr in acht nehmen. Wir bilden Das,

was wir gehört oder geleſen haben, in uns nach unſrer Weiſe um, laſſen das Unbequeme weg, ſteigern das Reizende, ſpitzen zu, ſtumpfen ab und runden das Langgeſtreckte. So entſtehen kleine Erzählungen, die gefälliger ſind, als die urſprünglichen Tatſachenreihen. Leider verbindet ſich dieſe Umdichtung faſt immer mit einer Parteinahme; es treten religiöſe, politiſche, ethiſche, pädagogiſche Urteile und Wünſche hinzu; man liebt und lobt die Perſonen der Erzählung oder wendet Abneigung und Tadel gegen ſie. So wollen viele unſerer Landsleute — Männer, Frauen und höhere Töchter — in Goethe durchaus einen Götterjüngling ſehen, ſchön und ſtark wie Apoll; denn auch in den ungläubigſten Zeiten bleibt das Bedürfnis nach Göttern, Halbgöttern, Engeln, Propheten und Heiligen. Andere dagegen erlabt es, wenn ſie einen ſo hoch gerühmten Mann auf ihrer eigenen Fläche erblicken oder gar ſich über ihn als die Beſſeren oder Klügeren erheben können; ſie werden den unbegreiflich ſtarken Dichter gern in dem Punkte betrachten, wo auch Zeus und Wodan gar menſchlich waren.

Nun iſt in unſerem Falle Goethe ſelbſt der größte Urheber der Mißverſtändniſſe geweſen. Man vergleiche nur in meinem Buche die Berichte über Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Lotte Buff und Lilli Schönemann mit Dem, was Goethe in ‚Dichtung und Wahrheit' erzählt: wie wenig decken ſich meine Darſtellungen mit jenen Novellen oder Halbnovellen! Und es ſteht da nicht etwa Wilhelm Bode gegen den genialen Mann, der die Dinge ſelber erlebt hat, ſondern es ſteht der im Erlebnis begriffene Goethe, der in ſeinen Äußerungen an

kein Publikum denkt, gegen den alten Schriftsteller, der unsichere Erinnerungen zu Geschichten, wie er sie den Leuten vorsetzen wollte, gestaltete. Es ist Das kein Vorwurf gegen diesen alten Schriftsteller; er versprach „Dichtung und Wahrheit“; seine Schuld ist es nicht, wenn man Alles als Wahrheit behandelte und nun schon hundert Jahre lang ihn beurteilt, wie wenn die eingeflochtenen Herzensgeschichten Beweisstücke wären. Goethe hatte vielerlei Gründe, gerade bei diesen Geschichten im Halbwahren zu bleiben. Er war überhaupt nicht der Mann, das Publikum in seine eigensten Angelegenheiten (und diejenigen der ehemals Geliebten) hineinzuziehen; er meinte auch, daß das Leben eines deutschen Gelehrten, also auch sein eigenes, zu langweilig verlaufe, als daß man, wie Jean Paul, es wagen dürfe, die Leser mit dem bloßen Wahren abzuspeisen. Kurz, er vermengte und vermischte Tatsächliches und Ersonnenes, Biographie, Literaturgeschichte und Kulturgeschichte. Und der Dichter in ihm war stärker als der Gelehrte. Seine Erinnerungen an die Mädchen, die er einst geliebt hatte, benutzte er als Anregung zu Liebesgeschichten, die dem jeweiligen Lebensalter angepaßt waren; sie haben eine höhere poetische Wahrheit und brauchen vor dem historischen Kritiker nicht zu bestehen. Bei ihrer Ausgestaltung beherrschten ihn zwei Sätze, die er 1810 zu Riemer sagte: „Das Übel macht eine Geschichte und das Gute keine“ und „Man soll niemals seine Tugenden berichten.“ Auch solche Überzeugungen lenkten den Dichter ab von der Wahrheit des Geschichtsschreibers.

Nun haben ſich Goethes Umdichtungen der Erlebniſſe mit Käthchen, Riekchen uſw. ſo ſtark in die Phantaſie oder das Herz ihrer Leſer eingedrückt, daß die Laien, wie erwähnt, ſie einfach für Wahrheit nehmen und daß die Gelehrten zwar die Unrichtigkeit ſehr vieler einzelnen Stellen kennen, ſich ſelber aber nicht eingeſtehen mögen, daß dadurch die Erzählungen im ganzen (für den Hiſtoriker) hinfällig werden und durch beſſere Zeugniſſe erſetzt werden müſſen. Soviel ich weiß, erzähle ich hier zum erſten Male dieſe Liebesgeſchichten ohne jede Verquickung mit denjenigen in ‚Dichtung und Wahrheit'! Ich zweifle nicht daran, daß die meiſten Leſer Goethes Darſtellung vorziehen werden; vielleicht aber verdient meine Art den Vorzug vor dem Hin- und Her-Springen zwiſchen Goethes Bericht und den Ergebniſſen gelehrter Forſchung.

In einigen Fällen habe ich meine früheren Aufſätze oder Bücher benutzt; warum z. B. hätte ich in den Berichten über Frau v. Stein durchaus nach andern Worten ſuchen ſollen, als ich ſie vor zwei und vier Jahren in meiner Lebensgeſchichte dieſer Frau für die richtigen hielt? Ich habe jedoch meine früheren Arbeiten weniger abgeſchrieben als ein Anderer, der vor einigen Jahren ſeine Lektüre über Die Frauen um Goethe in zwei dicke Bände brachte. Ich muß auf dieſen kürzlich verſtorbenen Schriftſteller hindeuten, denn der Fernſtehende kann über die richtige Zeitfolge der einander ſo ähnlichen Darſtellungen nicht wohl unterrichtet ſein.

Um die ganze Goetheſche Liebes-Lebensgeſchichte

in ein handliches Buch zu bringen und damit der Leſer ſie ungeſtört durchwandern kann, habe ich alles Ergänzungs- und Nebenwerk hier weggelaſſen. Aber auch unter den Leſern, die mir vertrauen wollen, werden Manche hie und da etwas mehr wünſchen. Niemand gibt ſeine gewohnte Vorſtellung gern auf; man kann alſo Begründungen verlangen, warum Dies und Jenes ſo und nicht anders dargeſtellt iſt; man möchte gewiſſe Berichte und Urteile anderer Schriftſteller nicht ganz unbeachtet, ſondern anerkannt oder widerlegt ſehen; man möchte auch von den weiteren Schickſalen der auftretenden Perſonen mehr erfahren, als in Goethes Biographie hineingehört. Dieſen Wünſchen hoffe ich demnächſt genugtun zu können.

Das Vorwort iſt lang geworden, aber dafür bin ich auch im Buche ſelbſt nur, was zufällig mein Name beſagt: ein Bote, der wahr und klar zu berichten hat und weiter nichts.

Weimar, im Auguſt 1913.

Dr. Wilhelm Bode.

Weimar

Inhalt

I. In Frankfurt. 1749 bis 1765 . . . . . S. 1

Die Eltern und die Schweſter. — Meinung über das andere Geſchlecht. — Erſte erotiſche Gefühle durch Knaben oder Mädchen. — Nach der Konfirmation. — Charitas Meixner und Liſette Runkel. — Die Freunde Moors, Rieſe und Horn.

II. In Leipzig. Herbſt 1765 bis Herbſt 1768 . S. 8

Spott über die ſächſiſchen Frauenzimmer. — Heimweh zur Meixner und Runkel. — Der Mädchenlehrer. — Neue Stimmungen. — Verliebte Grüße an Charitas. — Horns Ankunft, ſein Schelten gegen Moors. — Das gnädige Fräulein. — Die wirklich Geliebte. — Noch einmal Charitas. — Die Familie Schönkopf. — Käthchen. — Geheimnis vor Kornelien. — Behriſch. — Liebesfreuden. — Der Moraliſche. — Eiferſuchtsqualen. — Ausſöhnung. — ‚Die Laune des Verliebten'. — Neue Grübeleien über Liebe, Tugend und ſein Verhältnis zu Käthchen. — Fürſt Franz von Deſſau. — Übergang zur Freundſchaft. — Friederike Oeſer. — Erkrankung. — Abſchied von Leipzig.

III. In Frankfurt. September 1768 bis März 1770 S. 53

Die Schweſter. — Ihre Freundinnen. — Lob der Sächſinnen. — Briefwechſel mit Käthchen Schönkopf und

Friederike Oeſer. — Neue ſchwere Erkrankung. Todesgedanken. — ‚Lieder mit Melodien'. — Geringe Meinung vom andern Geſchlecht. — Käthchens Verlobung. — Seeliſche Vertiefung, allmähliche Geneſung. — Immer noch Verlangen nach Käthchen.

IV. In Straßburg und Seſenheim. April 1770 bis Auguſt 1771 . . . . . S. 70

Männergeſellſchaft. — Wanderfahrten. — Die Vergänglichkeit der Liebe als Geſetz. — ‚Arrianne an Wetty'. — Fatalismus oder Gottergebenheit. — Im Pfarrhauſe zu Seſenheim. — Riekchen Brion. — Brief an die neue Freundin. — Neue Beſuche. — Lieder für Riekchen. — Grauen vor dem Abſchiede. — Sommeraufenthalt im Pfarrhauſe. — Examen. — Heimkehr nach Frankfurt.

V. In Frankfurt und Darmſtadt. September 1771 bis Mai 1772 . . . . . S. 93

Advokat und viel mehr Poet. — Der Wanderer. — ‚Adler und Taube'. — Herder und Merck. — Beſuche in Darmſtadt. — Die Flachsland, Rouſſillon und Ziegler. — Gedichte an ſie.

VI. In Wetzlar und Frankfurt. Mai 1772 bis Mai 1773 . . . . . S. 105

In der Stadt des Reichsgerichts. — Ball in Volpertshauſen. — Lotte Buff. — Das Deutſche Haus. — Keſtner. — Goethe neben dem Brautpaar. — Wachſende Liebe, Keſtners Sorge. — Goethes Ideal von Mädchen, Jüngling und Liebe. — Erklärungen zwiſchen Lotte und Goethe. — Mercks Beſuch in Gießen und Wetzlar. — Goethes Entſchluß zur Flucht. — Letzte Abende mit Lotten. — Heimliche Abreiſe. — Daheim. — Kornelie verlobt. — Keſtners Beſuch. — Goethe und Schloſſer in Wetzlar. — In Ehrenbreitſtein, Homburg und Darmſtadt. — Die Schweſtern Gerock. — Andauernde Liebe zu Lotte Buff. — Lottes Hochzeit, Herders Hochzeit.

VII. In Frankfurt. Juni 1773 bis Ende 1774 S. 140

Erſter Erfolg des Dichters. — Neue Freundſchaften. — Lotte Keſtner noch immer Königin in ſeinem Herzen. — Maximiliane Brentano. — Wiederum Lotte Keſtner. — ‚Die Leiden des jungen Werthers'. — Keſtners gekränkt. — Maxes Ehenot.

VIII. In Frankfurt. Neujahr bis November 1775 S. 156

Neue Freunde. — Vollkraft. — Rauſch. — Immer noch der Hausſohn. — Johanna Fahlmer. — Gräfin Auguſte zu Stolberg. — Lilli Schönemann. — In Offenbach. — Dem Hafen der Ehe nahe. — Geniereiſe. — In Darmſtadt und Straßburg. — Kornelie in Emmendingen. — Verſe an Lotte Nagel. — In Zürich und im Hochgebirge. — Heimweh nach Lilli. — Mit Zimmermann in Straßburg. — Unzufriedenheit des Heimgekehrten. — Geiſtige Überſpannung. — Maxe Brentano. — Rebelliſche Liebe zu Lilli. — Der gefangene Bär. — Briefe an Guſtchen Stolberg. — Flucht nach Weimar.

IX. In Weimar. November 1775 bis Juli 1776 S. 195

Fröhliches Treiben. — Heimweh nach Lilli. — Frau v. Stein. — Ihre Familie. — Eine neue Art Liebe. — Urſachen von Charlottens Macht. — Goethes Bleiben bei dem Herzog. — Kampf gegen ſeine Anſtellung. — ‚Stella'. — Klagen der Frau v. Stein über ihn. — „Bruder und Schweſter." — Klatſch. — Ein eigenes Häuschen. — Lillis Verlobung. — In Leipzig: Käthchen und Korona Schröter. — Verlangen nach der Eheſtandsruhe.

X. In Weimar. Juli 1776 bis Juni 1782 . S. 223

Sechs Jahre im Gartenhäuschen. — Charlotte ſeine Nachbarin. — Verwachſen mit ihrer Familie. — Ein Vertrauen ohne Grenzen. — Korona. — Auf Märkten, Volksfeſten und Jagdſtreifereien. — Große Reiſe mit Karl Auguſt Ende 1779. — Einkehr bei den Eltern. — Im Pfarrhauſe

zu Seſenheim. — Bei Lilli in Straßburg. — In Lauſanne: Antonia v. Branconi. — Beſuch der Branconi in Weimar. — Auf dem Gickelhahn: „Über allen Gipfeln iſt Ruh“. — „Geheimer Rat“. — Kranke Stimmungen. — Verehrung Charlottens. — In Neunheilingen bei der Gräfin Werthern. — ‚Iphigenie‘ und ‚Taſſo‘. — Charlottens Liebe zu ihm. — Das Band der Natur.

XI. In Weimar und Italien. 1782 bis 1788 S. 250

Viktoria Streiber. — Frau v. Branconi. — Fritz v. Stein als Sohn in Goethes Hauſe. — Immer ſtärkere Liebe zu ſeiner Mutter. — Herzog Ernſt von Gotha und Auguſte Schneider. — Goethes heimliches Fortſtreben von Weimar. — Unzufriedenheit mit dem Herzoge. — Kränkeln. — Kurzeiten in Karlsbad. — Plötzliches Verſchwinden. — Gruß aus Rom. — Charlottens Zorn und Gram. — Vorwürfe in Briefen. — Verſöhnung. — Längeres Bleiben in Italien, Furcht vor der Heimat. — Das Kranke im Verhältnis zu Lotten. — Angelika Kaufmann. — Ferien in Caſtel Gandolfo. — Maddalena Riggi. — Fauſtina. — Abreiſe von Rom. — Barbara Schultheß. — ‚Egmont‘.

XII. In Weimar und auf Reiſen und Kriegszügen. 1788 bis 1794 . . . . . S. 280

Neuer Vertrag mit dem Herzoge. — Der verwelſchte Goethe. — Unzufriedenheit hüben und drüben. — Mißverhältnis zu Frau v. Stein. — Chriſtiane Vulpius. — Klagen der Karoline Herder und der Charlotte v. Stein. — In Jena. — Bei Ziegeſars. — Urteile über ſein Verhältnis zur Vulpius. — Briefe an Frau v. Stein nach Wiesbaden und Ems. — Bruch. — Wohnung im Jägerhauſe. — Goethes erſter Sohn. — Reiſe nach Venedig. — Reiſe nach Schleſien und Polen. — Ein zweiter Sohn. — Heinrich Meyer. — Kampagne in Frankreich. — Die Mutter. — Belagerung von Mainz. — Ein Töchterchen. — Frau v. Stein über den ehemaligen Freund. — Seine Leiſtungen.

XIII. In Weimar, Jena, Karlsbad und auf Reiſen. 1795 bis 1806 . . . . . S. 308

Die freie Ehe. — Die alte Unſtätigkeit. — Schiller. — Ruf der Unſittlichkeit. — Eliſabeth v. Türkheim und Barbara Schultheß. — Badebekanntſchaften. — Berliner Jüdinnen. — Schauſpielerinnen, Chriſtiane Neumann. — Heiratsgerüchte. — Ein viertes Kind. — Reiſe nach Frankfurt. — Chriſtiane und Auguſtchen bei ſeiner Mutter. — Seine Weiterreiſe in die Schweiz. — Barbara Schultheß. — Dauerndes Verhältnis mit Chriſtiane. — Ihre Briefe. — Ihre Tanzluſt. — Knebels Heirat. — Sorge für Chriſtianens Zukunft. — Schwere Krankheit 1801. — Der Liebeshof. — Beſſeres Verhältnis mit Frau v. Stein. — Die Luſtigen von Weimar. — Das fünfte Kind. — Goethes Kränklichkeit und Hypochondrie. — Schlacht bei Jena. — Trauung mit Chriſtianen.

XIV. In Weimar, Jena, Karlsbad und am Main und Rhein. 1806 bis 1816 . . . . . S. 343

Vorteile der geſetzlichen Ehe. — Einführung Chriſtianens bei den Vornehmen. — Ihre Stellung zu den Schauſpielern. — Frau v. Eybenberg. — Gräfin Joſephine O'Donel. — Silvie v. Ziegeſar. — Wilhelmine Herzlieb. — Weitere Verſuche, Chriſtiane in vornehme Kreiſe zu bringen. — Mißerfolge. — Laute Luſtigkeit zu unpaſſender Zeit. — Goethes Flucht ins Morgenland. — Reiſe in die alte Heimat. — Philippine Lade. — Roſette Städel. — Marianne Jung. — Trauung Mariannes mit Willemer. — Ihr erſtes Gedicht an Goethe. — Bedenkliche Erkrankung Chriſtianens. — Im Frühjahr 1815 neue Reiſe zum Rhein und Main. — Glückliche Tage in der Gerbermühle. — Hatem und Suleika. — In Heidelberg. — Beſuch der Willemers dort. — Fahrt nach Karlsruhe. — Unruhe Goethes. — Heimkehr über Würzburg. — Chriſtianens Tod.

XV. In Weimar und böhmiſchen Bädern. 1817 bis 1823 . . . . . S. 382

Der Witwer. — Die Schwiegertochter. — Ihre Freundinnen. — Wiederſehen mit Willemer, herzlichſter Brief an Marianne. — ‚Der weſtöſtliche Divan.‘ — Badebekanntſchaften. — Die Familien v. Broeſigke und v. Levetzow. — Ulrike v. Levetzow. — Schwere Erkrankung 1823. — Nach der Geneſung Fahrt nach Marienbad. — Wohlbefinden in der „Familie“. — Liebe zu Ulrike. — Neckereien. — Abreiſe der Familie. — Die Sängerin Milder und die Pianiſtin Szymanowska. — Wirkung der Muſik. — Wiederſehn mit der Familie in Karlsbad. — Glücklichſte Tage. — Sein Geburtstag. — Abſchied. — Marienbader ‚Elegie‘. — In Jena und Weimar. — Gerede über ſeinen Heiratsplan. — Häuslicher Ärger. — Julie v. Egloffſtein. — Maria Szymanowska. — Nochmalige Erkrankung. — Zelter als Tröſter. — Werthers Schatten.

XVI. In Weimar. 1824 bis 1832 . . . . . S. 434

Briefwechſel mit Levetzows und Willemers. — Kein Wiederſehen mehr. — Rieſe und Horn. — Vollmond-Abende. — Die übrig gebliebenen Geliebten. — Letzte Grüße.

Perſonen-Verzeichnis . . . . . S. 445

Abbildungen.

I. Bildniſſe.

Goethe und ſeine Familie.

Kaiſ. Rat Goethe und ſeine Familie. Von Joh. Konrad. Seekatz 1762 . . . . . n. S. 2

Goethe um 1766. Von einem unbekannten Künſtler. Aus der Hinterlaſſenſchaft der Charitas Meixner. n. S. 6

Goethe um 1773. Schattenriß für Lotte Keſtner. n. S. 114

Kornelie Goethe 1773. Bleiſtiftzeichnung von Goethe. n. S. 128
Goethe 1774. Radierung von G. Fr. Schmoll oder Heinrich Lips . . . . . n. S. 128
Goethe um 1782. Von Martin Klauer . . . n. S. 240
Goethe 1787/88. Gemälde von Angelika Kauffmann. n. S. 276
Goethe 1795. Aquarell von Heinrich Meyer . n. S. 306
Goethe 1800. Kreidezeichnung von Friedrich Bury. n. S. 326
Goethe 1811. Von K. J. Raabe . . . . . n. S. 356
Chriſtiane v. Goethe. Von K. J. Raabe . . . n. S. 356
Goethe 1818. Gemälde von Ferd. Jagemann. n. S. 382
Goethe 1823. Lithographie von H. Grévedon nach einem verſchollenen Gemälde des Oreſtes Kiprinski n. S. 400
Ottilie v. Goethe, geb. v. Pogwiſch. Bleiſtiftzeichnung von Gräfin Julie v. Egloffſtein . . . . n. S. 430

Die geliebten Mädchen und Frauen.

Chriſtiane Becker, geb. Neumann, angeblich von einer Deſſauiſchen Prinzeſſin gemalt, kopiert von Frl. v. Stedingk . . . . . n. S. 318
Antonia v. Branconi, geb. v. Elſener. Gemälde . n. S. 236
Maximiliane Brentano, geb. v. La Roche. Gemälde. n. S. 154
Friederike Brion. Drei angebliche Bilder . . n. S. 86
Lotte Buff. Schattenriß . . . . . n. S. 114
Chriſtiane v. Goethe. Gemälde von Karl Joſeph Raabe 1811 . . . . . n. S. 356
Chriſtiane v. Goethe ſ. Vulpius.
Herzlieb, Wilhelmine. Zwei Bilder von Luiſe Seidler und von Johanna Frommann . . . . . n. S. 352
Kanne, Katharina, geb. Schönkopf. Gemälde von Anton Graff . . . . . n. S. 220
Angelika Kauffmann. Stich von F. Bartolozzi nach dem Gemälde von J. Reynolds . . . . . n. S. 274
Ulrike v. Levetzow. Paſtell von 1821 . . . . n. S. 392

Charitas Meixner. Gemalt um 1766 von Ußwald, kopiert 1863 von G. Forſter . . . . . n. S. 10
Chriſtiane Neumann, ſ. Becker.
Lilli Schönemann, ſ. Türckheim.
Käthchen Schönkopf. Medaillon . . . . . n. S. 40
Käthchen Schönkopf, ſ. Kanne.
Korona Schröter. Gemälde . . . . . n. S. 228
Barbara Schultheß, geb. Wolf. Gemalt von Wilhelm Tiſchbein . . . . . n. S. 278
Charlotte v. Stein, geb. v. Schardt. Zwei Schattenriſſe und zwei Medaillonbilder . . . . . n. S. 214
Eliſe v. Türckheim, geb. Schönemann. Gemälde. n. S. 232
Chriſtiane Vulpius, auf dem Sopha ſchlafend, von Goethe gezeichnet 287
Chriſtiane Vulpius. Zwei andere Zeichnungen Goethes. n. S. 300
Chriſtiane Vulpius mit Auguſtchen. Aquarell, April 1792 von Heinrich Meyer . . . . . n. S. 302
Chriſtiane Vulpius. Kreidezeichnung 1800 von Friedrich Bury . . . . . n. S. 324
Chriſtiane Vulpius, ſ. Chriſtiane v. Goethe.
Marianne Willemer, geb. Jung. Gemalt 1819 von Doris Raab 388

II. Orts-Anſichten.

Seite
Darmſtadt, Landgräfliches Schloß 93
Dölitz bei Leipzig, Oeſers Landhaus 48
Ehrenbreitſtein mit Tal-Ehrenbreitſtein 140
Frankfurt a. M., Anſichten . . . . . V. 53
- Goethes Vaterhaus am Hirſchgraben 1
- Gerbermühle am Main 369
Gickelhahn, Jagdhaus 238
Groß-Kochberg, Dorf und Burg 201
Jena, Stadt, Kamsdorfer Brücke, Gaſthof zur Tanne 343
- , Frommannſches Haus 350

Seite

Leipzig, vor dem Grimmaiſchen Tore 8
Marienbad, das v. Bröſigkſche Haus . . . n. S. 398
Offenbach am Main 156
Rom, St. Peter und Engelsburg 250
Seſenheim, Pfarrhof, von Goethe gezeichnet . n. S. 78
Straßburg, von den gedeckten Brücken 70
Volpertshauſen bei Wetzlar, Jagdhaus 105
Weimar, Anſichten . . . . . XI, 223
- Goethes Gartenhaus 434
- Goethes Wohnung im Jägerhauſe 280
- Goethes Haus am Frauenplane 308
- Goethes Empfangszimmer 382
- Wohnung der Frau v. Stein 1775 195
- Spätere Wohnung der Frau v. Stein am Wälſchen Garten 223
Wetzlar, Der Deutſch-Ordens-Hof 110

Goethes Vaterhaus am Hirschgraben †

I. In Frankfurt.

1749 bis 1765.

Als der Knabe Wolfgang Goethe im großen väterlichen Hauſe am Hirſchgraben zu Frankfurt aufwuchs, hatte er drei nächſte Lebensgenoſſen: den Vater, die Mutter und die Schweſter. Der Vater zählte bereits vierzig Jahre, als ſein erſter Sohn geboren wurde; er war der Aufſeher und Lehrer im Hauſe, der ernſte, würdige Mann, nach deſſen Anordnungen ſich Alles zu richten hatte, vor deſſen Tadel man ſich täglich zu hüten ſuchte. Im Vergleich zu ihm war die Mutter ein Kind. Mit ſiebzehn Jahren hatte ſie den Herrn Rat geheiratet; ihr Gatte hatte ihre Ausbildung in Wiſſenſchaften und Künſten noch fortgeſetzt, und ihre letzte Erziehung dauerte noch an, denn ſie war lebhaft, launig, ſpieleriſch, dichteriſch, feurig, wo er verſtändig unterſuchte, was ſich gehörte und was die Sache erforderte. Als die junge Frau ihre beiden erſten Kinder bekam — die einzigen, die am Leben blieben — ſtand ſie Dieſen im Alter näher als ihrem Manne; auch war ſie ſehr bereit, mit den Kindern ein Kind zu ſein.

Da nun Kornelie, die Schweſter, ein Jahr jünger war als Wolfgang, ſo wuchs der Knabe in der Vorſtellung auf, daß das weibliche Geſchlecht wie an Körperkraft, ſo auch an Geiſt, Wiſſen, Wollen und Vollbringen das ſchwächere und kindlichere ſei. Aber auch das angenehmere. Vor Männern und Knaben muß man ſich in acht nehmen: Frauen und Mädchen braucht man nicht zu fürchten; wenn ſie einmal zürnen, iſt ihr Herz bald wieder beſänftigt. Die Knaben, mit denen er ſpielte, trieben es raſch zu Neckereien und Hohnreden, auch zu Knüffen und Balgereien; ſie ſchwuren Feindſchaft und nahmen ihre Drohungen ernſt genug. Sie hatten vor dem Monſieur Wolfgang weiter keine Hochachtung, ſpotteten vielmehr über ſeinen ſteifen, gravitätiſchen Gang, ſeine Altklugheit oder irgend eine Eigenſchaft, die ihre Phantaſie ihm beilegte. Die kleinen Freundinnen ſeiner Schweſter dagegen wandten ſich nie feindlich gegen ihn; ſie wußten zwar auch zu mäkeln und zu ſticheln, aber ſie mochten noch viel lieber den begabten Knaben bewundern und hätſcheln, ihm bei ſeinen kleinen Plänen helfen und ſich in ſeine Träume mit einſpinnen.

Wer ſeine Kindheit in den Gaſſen der Armut oder draußen im Dorfe unter Bauern und Bäuerinnen, Knechten und Mägden verbringt, hegt vor den Frauen und Töchtern der Vornehmen, die er immer nur von Ferne ſieht, faſt noch größere Scheu und Ehrfurcht als vor den feinen Herren. Sie erſcheinen ihm in ihrer Reinlichkeit und Schönheit, in ihren herrlichen Kleidern, Schuhen, Hüten, in ihren zarten Bewegungen wie höhere

Rat Goethe und Familie

Gemalt im September 1762 von Joh. Konrad Seekatz

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

Weſen; er ſelber dagegen iſt plump und grob und ſteht hilflos-verlegen da, wenn ſich ſolch eine Fee herabläßt, ihn anzureden; nur in ſeinen Zukunftsträumen malt er ſich aus, daß er einſt würdig werde, ſolche Schönheit zu begehren, und geſchickt genug, mit ſo klugen Damen nach den Regeln der feinen Sitte umzugehen. Dieſe Scheu und Ehrfurcht vor der äußerlich und innerlich verfeinerten Dame erlebte Wolfgang Goethe nie; es gab zwar in ſeiner Vaterſtadt manche Familien, die viel vornehmer waren als die Seinigen; er ſah auch Fürſtinnen und Prinzeſſinnen, die durch Frankfurt reiſten oder die Meſſe beſuchten; aber auch ſeine Mutter, ſeine Schweſter und manche gute Bekannte gehörten zu den fein geputzten Mädchen und Frauen, an deren Unterricht nichts verſäumt wurde. Und wenn man ſo im einzelnen beobachtet und erfährt, wie die Kleidung vorbereitet, beſprochen, angelegt und beſpiegelt wird, wie die Manieren comme il faut angelernt werden und die Bildung eingetrichtert oder oberflächlich aufgetragen wird, wenn man auch täglich mit anhört, wie die Damen über einander reden, und den Gegenſatz immer wieder erlebt zwiſchen ihrem häuslichen, natürlichen Treiben und dem künſtlichen Getue in Geſellſchaft — wie ſollte da eine ſchüchterne Bewunderung entſtehen! Der Knabe Wolfgang neigte wie ſein Vater zum Erdenken und Anwenden von Lehrſätzen; er philoſophierte von Jugend auf, alſo auch über das andere Geſchlecht. Die Mutter war ihm viel lieber als der Vater; aber ſo wie der würdige Vater auf die kindliche Mutter als der Wohlwollend-Stärkere herunterſah, ſo blickte Wolfgang

auf ſeine Schweſter und ihre Geſpielinnen. Und ſo ſchien ihm das männliche Geſchlecht zum weiblichen geſtellt zu ſein: wir vergnügen uns an dieſen lieben Schwächlingen und beſchützen ſie.

Schon in der Kindheit erfahren wir die Wirkung der menſchlichen Schönheit auf unſere Sinne und unſer Herz. Der Eine zieht uns an durch ſeine Stimme, der Andere durch ſeine Geſtalt, der Dritte durch ſein Geſicht, ſein Auge, ſein lockiges Haar, der Vierte durch die Seele, die aus ſeinem Mienenſpiel, ſeinem ganzen Verhalten ſpricht. Eines Tages wird der heranwachſende Menſch ſich deſſen bewußt, daß ein Knabe oder ein Mädchen einen Zauber über ihn ausübt. Ein Knabe oder ein Mädchen; es bedarf nicht des andern Geſchlechts, ſind doch Knaben und Mädchen bis zur Mannbarkeit in ihren Formen und Bewegungen wenig voneinander verſchieden. So haben Mädchen plötzlich eine heiße Liebe für andere Mädchen, und Knaben für andere Knaben, oder Knaben und Mädchen gegen einander; am leichteſten aber erregen fremdartige Menſchen ſolche Liebe, deren Geſchichte oder Geſchäft etwas „Romantiſches“ an ſich hat, oder doch ſolche, an deren Perſon und Lebensweiſe wir nicht gewöhnt ſind; ſie müſſen aus einer andern Gaſſe und beſſer noch aus einem anderen Orte oder Lande ſein. Auf Zeit und Stunde kommt es gleichfalls an; nur zur guten Stunde öffnet ſich das Herz.

Wenn Goethe ſpäter an ſolche noch kindliche Liebesempfindungen zurückdachte, ſo kam ihm „jenes erſte Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Originalnatur

vor, gegen die alles Übrige, was uns nachher zu Sinnen kommt, nur Kopien zu ſein ſcheinen.“ [1]) Eine andere Erinnerung aber faßte er in die Sätze: „Die erſten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geiſtige Wendung. Die Natur ſcheint zu wollen, daß ein Geſchlecht in dem andern das Gute und Schöne ſinnlich gewahr werde.“ [2])

Er ſelber fühlte bei allen ſolchen Erlebniſſen an ſeiner Seite die Schweſter.

„Jenes Intereſſe der Jugend, jenes Erſtaunen beim Erwachen ſinnlicher Triebe, die ſich in geiſtige Formen, geiſtiger Bedürfniſſe, die ſich in ſinnliche Geſtalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüſtern als aufklären — wie ein Nebel das Tal, woraus er ſich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt — manche Irrungen und Verwirrungen, die daraus entſpringen, teilten und beſtanden die Geſchwiſter Hand in Hand und wurden über ihre ſeltſamen Zuſtände um deſto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtſchaft ſie, indem ſie ſich einander mehr nähern, in's Klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinander hielt.“ [3])

* * *

Wolfgang wurde 1763 konfirmiert [4]), Kornelie Ende 1765, als ſie eben ihr fünfzehntes Jahr vollendet hatte. Nun wurden die Mädchen-Geſellſchaften, zu denen ſehr oft auch die jungen „chapeaux“ eingeladen oder zugelaſſen wurden, noch viel häufiger; Ausflüge im Sommer,

[1]) Wanderjahre' 2. Buch, 11. Kap.
[2]) Dichtung und Wahrheit, I. Teil, 5. Buch.
[3]) Ebenda, II., 6.
[4]) Wahrſcheinlich; vgl. H. Dechent, G. Jb. XI., S. 162.

Bälle im Winter betrieb man als die wichtigſten Angelegenheiten. Kornelie war gut gewachſen, aber nicht ſchön von Angeſicht; Liebhaber drängten ſich nicht zu ihr, die Freundinnen dagegen kamen bereitwillig. Sie waren meiſt Kaufmannstöchter oder ſonſt, wie die Goethes auch, von einer mittleren Herkunft; einige davon entſtammten der franzöſiſchen und niederländiſchen reformierten Kolonie, die in Frankfurt wie in mancher anderen deutſchen Stadt die tüchtigſten Handwerker und Handelsleute ſtellte.

So kam Wolfgang zumeiſt durch die Schweſter in freundſchaftliche Verhältniſſe mit zehn, zwanzig „Jungfern“ oder „Demoiſellen“, die ihm im Alter nahe ſtanden. Am beſten gefielen ihm Charitas Meixner und Liſette Runkel. Letztere, die Tochter des ſtädtiſchen Stallmeiſters, war von Kind auf ſehr hübſch und angenehm; als Jungfrau galt ſie allenthalben für eine Schönheit. Das half ihr, mit fröhlichem Vertrauen in die Zukunft zu ſchauen, während ihre Eltern kaum das nötige Auskommen hatten. Charitas Meixner kam aus Worms, wo ihr Vater ein wohlhabender Kaufmann war; ſie hatte in Frankfurt zwei Oheime, bei denen ſie Wochen und Monate lang als Gaſt lebte, um in der größeren Stadt ihre Ausbildung zu vollenden; dieſe Oheime, der Kanzleidirektor und der Legationsrat Moritz, ſtanden in freundſchaftlichem Verkehr mit dem Goetheſchen Hauſe. Wolfgang faßte eine herzliche Neigung zu dieſem Mädchen; und als er im Sommer 1765 ſeine erſten kleinen Reiſen unternehmen durfte, wählte er die Stadt Worms als eins der erſten Ziele. Dort freundete

Goethe um 1766

Aus der Hinterlaſſenſchaft der Charitas Meixner

Beſitzerin: Frau Mina Renz

er ſich mit Auguſtin Trapp, einem nahen Verwandten der lieben Jungfer Meixner, an und ſo hatte er auch in Worms Jemand, der ihm von Charitas berichten und ſeine Grüße an ſie beſtellen konnte.

Da er keine öffentliche Schule beſuchte, ſo kannte er nicht eben viele Knaben und Jünglinge; aber er hatte doch immer auch einen Kreis von Freunden. In ſeinem ſechzehnten Jahre ſchloß er ſich mit drei Andern, die die Poeſie und Wiſſenſchaften liebten, zu einem kleinen Vereine zuſammen; es waren Ludwig Moors, eines Nachbars Sohn, Johann Jakob Rieſe und Adam Horn. Alle vier ſollten oder wollten die Rechte ſtudieren. Im September 1765 ſchieden ſie voneinander; Rieſe ging nach Marburg, Moors nach Göttingen, Goethe nach Leipzig; Horn mußte noch ein halbes Jahr zu Hauſe bleiben.

Als Goethe zum erſten Male ſeine Vaterſtadt auf eine längere Zeit verließ — ſogleich auf drei Jahre — trennte er ſich von mehreren Mädchen, denen er ſagen konnte, daß er ſie lieb habe; eine tiefere Erregung hatte ſein Herz noch nicht erfahren. Überlegen und altklug blickte er auf das ſchwache Geſchlecht, das ſo ſehr auf die Ritterlichkeit und Milde der Männer angewieſen iſt.

Vor dem Grimmaischen Tore zu Leipzig

II. In Leipzig.

Herbſt 1765 bis Herbſt 1768.

Am 19. Oktober 1765 ward der ſechzehnjährige Wolfgang Goethe Student der Univerſität Leipzig.

Er ſah in der neuen Stadt eine neue Menge junger Mädchen und Weibchen: viele recht hübſch, mit größter Sorgfalt ausgeputzt. Aber wenn ſie den Mund auftaten! Oder wenn ſie daſtanden und nichts zu ſagen wußten! Eben Dies läßt die weibliche Eitelkeit und Koketterie ſo lächerlich erſcheinen, daß ſie an Nichtigkeiten hängen bleibt und Das, worauf es ankommt, verfehlt. Wolfgang machte beſtändig ſeine Gloſſen, wenn er dieſe Leipziger Mädchen auf der Promenade an ſich vorüberziehen oder im Theater oder im „Großen Konzert“ auf den Stuhlreihen vor ſich ſitzen ſah: friſiert, bebändert, geſchmückt, im lebhafteſten Gezwitſcher und Geſchnatter. Die Kleider waren ſchön und reich, aber nicht Jede wußte ſie zu tragen; die ſchlechte Haltung verdarb oft genug den ganzen Aufputz. Und wo von außen Alles in Ordnung war, da blieb das Ungeſchick

oder die Leere im Geſpräch, und bei näherem Zuſehen der grobe Mangel an Bildung des Geiſtes.

„Ah, meine Schweſter, was für Geſchöpfe ſind dieſe ſächſiſchen Mädchen! Ein Teil iſt ganz närriſch, der größte Teil nicht ſehr geſcheut, und Alle ſind ſie Koketten! Vielleicht tue ich Einigen Unrecht, aber im allgemeinen trifft meine Regel zu. Ausnahmen? Danach müßte man wie ein Diogenes ſuchen. Einer der größten Fehler der Damen iſt, daß ſie zu viel reden, ohne viel zu wiſſen. . . . Ihr gebet euch entſetzliche Mühe mit eurem Äußeren, und dadurch werdet ihr allemal nicht ſchöner. Das Übertriebene an der Haltung und an den Bewegungen, wie am Schmuck des Körpers verdienen um ſo weniger die Billigung des guten Geſchmacks, je mehr ſie ſich von der natürlichen Weiſe, ſich zu kleiden und ſich zu halten, entfernen. Aber ich wollte ihnen gern alle dieſe Fehler durchgehen laſſen, würden ſie nicht durch die größte und verächtlichſte Torheit gekrönt, die man bei einer Frau finden kann, nämlich durch die Koketterie! Dieſer Wunſch, zu gefallen, durch Mittel zu gefallen, die einer Dame von Geiſt und Ehre unwürdig ſind, iſt hier gar ſehr Mode. Man könnte ſich faſt in Paris glauben.“ [1])

So ſpöttelte das junge Studentchen aus Frankfurt über das ſächſiſche Geflügel. Er malte ſich z. B. aus, — und dabei flocht er heimiſche Erinnerungen ein — wie ſo ein eitles Ding, wenn es zu einer Geſellſchaft geladen wird, zuerſt zum Kleiderſchrank läuft und ängſtlich durchmuſtert, was da hängt und liegt. Wie dann Stunde um Stunde zugebracht wird mit Anziehn, Ausziehn, Wählen, Verwerfen, Ändern, Friſieren, vor dem Spiegel Stehen uſw. uſw., und die ſchön Gepußte ſchließlich vor die Gaſtgeber tritt, ehe ſie noch daran gedacht, was ſie

[1]) An Kornelie, 30. März 1766; im Original franzöſiſch.

ihnen als erſtes Kompliment vorbringen könnte; ſie iſt dann ſtumm wie eine Bildſäule oder aber ſie verfällt in das alltäglichſte Geſchwätz. Hat ſie etwa nichts gelernt? O, ſie hat Lehrſtunden genug bekommen, genug Bücher geleſen; aber ſie hat nicht Zeit gehabt, aus dieſem Unterricht in ihrem Innern ein Leben zu bereiten, ſich durch Übung und Anwendung in den wahren Beſitz der Wiſſenſchaften und Künſte zu ſetzen. Ihr Leſen zumal iſt nur ein Zeitvertreib. Sie denkt nicht daran und hat vor lauter Nichtigkeiten keine Zeit, ihren Geiſt und ihr Herz aus den Finſterniſſen ins Licht zu bringen.[1])

Von allen dieſen Mängeln konnte Wolfgang auch ſeine heimiſchen Freundinnen nicht frei ſprechen — dennoch dachte er ſo gerne an ſie! „Ihr Mädchen müßt einen geheimen Zauber haben“, ſchrieb er der Schweſter, „womit ihr uns bezaubert, wenn's euch beliebt.“ Und er wollte bei dieſen ſchwachen Weſen durchaus nicht in Vergeſſenheit geraten.

„Küſſe Schmitelgen und Runkelgen von meinetwegen die Hand! Denen 3 Madles von Stockům mache das ſchönſte Kompliment von mir. Jfr. Rinckleſ magſt Du gleichfalls grüßen. Sollte Mademoiſell Brevillier Dich wieder kennen?

„An die liebe Jfr. Meixner mache das ſchönſte Kompliment, das Du in Deinem Köpfchen gedenken kannſt. »Mein Bruder läßt ſie grüßen.« Das iſt nichts! Ube Deine Erfindungskraft; Du haſt ja ſonſt gute Einfälle.“[2])

[1]) Dies nach einem franzöſiſchen Briefe vom 14. März 1766 an Kornelie.

[2]) 12. und 13. Oktober 1765. Diesmal deutſch.

Charitas Meixner

Gemälde um 1766 von Ußwald, Kopie 1863 von G. Forſter

Beſitzerin: Frau Geheimrat Pfarrius, geb. Renz

Um Charitas und die kleine Runkel ſchwebte ſeine Phantaſie am liebſten. „Runkelchen“ kam jetzt viel zu ſeiner Schweſter und war ihr lieb. Und unſer Student dachte: dies anmutige Mädchen zu erziehen, wäre eine herrliche Aufgabe! In ihr eine ſchöne Seele wachzurufen, alle ihre Gaben und Tugenden zu ſtärken, daß ſie als ein Meiſterwerk der Natur und Bildung daſtünde und andere Mädchen zur Nacheiferung reizte! Seiner Schweſter ſchrieb Wolfgang beſtändig gute Lehren, namentlich auch, was ſie leſen und nicht leſen ſolle. Weiſe Ratſchläge, die er eben von Gellert oder andern Profeſſoren gehört hatte, wandte er ſogleich gegen Kornelien an. Und dabei dachte er auch an ihre Freundin.

„Laß das liebe Mädchen, die Runkel, von Dem, was Du lieſt, auch genießen! Es iſt mit für ſie, was ich arbeite. Nimm die Stücke des ‚Zuſchauers‘, lies ſie ihr vor, frag' ihre Gedanken und ſchreibe mir es. Auch Das, was ſie ſonſten denkt, alle ihre Geſinnungen; ich will für ſie ſorgen. Ich habe Euch gar zu lieb; ſiehe, ich ſchreibe bei Nacht für Euch; es iſt ſchon Zwölf.

„Noch was! Ich will außer dem Briefwechſel mit Dir noch einen mit Euch beiden anfangen und Euch, ſoviel ich kann, zu nutzen ſuchen. Du haſt Zeit dazu. Ihr ſollt mich auch lieb haben und alle Tage wünſchen: o wär' er doch bald bei uns!“

So, als er zwei Monate von Hauſe fort war. Und ein Vierteljahr ſpäter, als ihm Kornelie vielleicht von den bedenklichen Umſtänden in Liſettens Familie erzählt hatte:

„Die liebe Runkel . . . unſere teure kleine Freundin, die ich ſo lieb habe. Wieviel könnte man nicht von ihrem

lieblichen Geiſt erwarten, wenn er mit Sorgfalt gebildet würde, wenn ihre zarten Gedanken und edlen Gefühle durch die ausgezeichnetſten Schriften der Religion, der Moral und des guten Geſchmacks gefeſtigt würden. Du zeigſt mir einige ſchwache Hoffnungsſtrahlen, indem Du mir ſchreibſt, daß Du mit ihr die Briefe der Mad. Gomez lieſt. Ich lobe Dich dafür, und meine Freude wäre unvergleichlich, wenn Du fortführeſt, meine Wünſche zu erfüllen. Schreib' mir manchmal die Gedanken meiner Kleinen und die Deinigen über gewiſſe Gegenſtände; ich werde nicht verfehlen, meine Anſichten dagegen zu ſtellen.

„Glaube mir, meine Liebe, daß ich Euch ſehr im Herzen trage. Die Mädchen ſind ſo ſchöne Geſchöpfe, daß ich es nicht mit anſehen kann, wenn eins verdorben wird. Ich möchte ſie deshalb alle gut machen. Man bemüht ſich jetzt ſo viel um die Verbeſſerung der Schulen: warum denkt man nicht auch an den Unterricht der Mädchen? Wie denkſt Du darüber? Ich habe den Einfall gehabt, Lehrer an einer Schule des ſchönen Geſchlechtes zu werden, wenn ich in mein Vaterland zurückkehre. Das wäre ſo übel nicht, wie vielleicht Jemand meint; jedenfalls wäre ich meinem Vaterlande nützlicher, wie wenn ich den Advokaten mache. Nur dürfte man in meine Schule nicht ſo ſchöne Mädchen bringen, wie meine liebe Runkel eins iſt; ſonſt ſtünde ich in Gefahr, den ‚Amor als Lehrer' zu ſpielen."

Und wieder ſechs Wochen ſpäter:

„Tauſend, tauſend Grüße der lieben Runkel! Schreib' mir nur oft von ihr! Es ſind immer die angenehmſten Stellen in Deinen Briefen, die von dieſem liebenswürdigen Mädchen handeln. Ich möchte, ich könnte ſie ein einziges Mal küſſen. Küſſe ſie für mich!"

Und in derſelben Minute ſchrieb er weiter:

„Charitas, die liebe Charitas! Ich bedauere ſie. Wenn ſie in Frankfurt iſt, lebt ſie wie im Fegfeuer. . . . .

„Ach, wie ich Euch liebe, ihr lieben Geſchöpfe! Ach, wäret Ihr nur ein wenig beſſer! Nun, wir Männer ſind freilich auch keine Engel.“ [1])

„Der ſtolze Phantaſt“ heißt dieſer ſechzehnjährige Goethe in einem Briefe Horns; gegen das weibliche Geſchlecht war der ſtolze Phantaſt herablaſſend, belehrend, erziehend, dienſtwillig, zärtlich, aber keineswegs von ihren Vorzügen geblendet und nicht verliebt.

◆ ◆ ◆

Als er zum erſten Male in der neuen Umgebung den Frühling erlebte und jetzt im Freien herumſtreichen konnte, ohne die Uhr viel zu befragen und ohne daheim Rechenſchaft zu geben, ſpürte er in ſich eine Wandlung der Stimmung und Neigungen. „Vergnügt und einſam,“ ſo ſchilderte er ſich in einem Briefe an Rieſe.[2])

„Dieſe Einſamkeit hat ſo eine gewiſſe Traurigkeit in meine Seele gepräget.

Es iſt mein einziges Vergnügen,
Wenn ich entfernt von Jedermann
Am Bache, bei den Büſchen liegen,
An meine Lieben denken kann.

„So vergnügt ich aber auch da bin, ſo fühle ich dennoch allen Mangel des geſellſchaftlichen Lebens. Ich ſeufze nach meinen Freunden, nach meinen Mädchen. Und wenn ich fühle, daß ich vergebens ſeufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauſcht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher ſo ſanft erſcholl.

---

[1]) Auch dieſe letzten Briefſtellen ſind im Original franzöſiſch.
[2]) 28. April 1766.

Kein Vogel ſingt in den Gebüſchen,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephir, der mich zu erfriſchen,
Sonſt wehte, ſtürmt und wird zum Nord
Und trägt entriſſ'ne Blüten fort.
Voll Zittern flieh ich dann den Ort,
Ich flieh' und ſuch' in öden Mauern
Einſames Trauern.

„Aber wie froh bin ich, ganz froh! Horn hat mich durch ſeine Ankunft einem Teil meiner Schwermut entriſſen. Er wundert ſich, daß ich ſo verändert bin.

Er ſucht die Urſach' zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und ſieht mir ins Geſicht.
Doch wie kann er die Urſach' finden!
Ich weiß ſie ſelbſten nicht!

Und auch der Schweſter erzählt er von dieſer Wandlung.[1])

„Schweſter, ich bin ein närriſcher Junge! Du weißt es freilich längſt, warum ſag' ich's noch? Aber meine Seele iſt in etwas verändert. Ich bin kein Donnerer mehr, wie ich es in Frankfurt war. Ich mache nicht mehr: J'enrage! Ich bin ſo ſanft, ſo ſanft! Ha, Du glaubſt es nicht? Manches Mal werde ich zum Melancholiker. Ich weiß nicht, woher es kommt. Dann ſtarre ich die Leute an wie mit Eulen-Augen. Und dann geh' ich in die Wälder, an die Flüſſe, und ſchaue aus nach bunten Gänſeblümchen und blauen Veilchen; ich lauſche den Nachtigallen, den Lerchen, den Krähen und Dohlen, dem Kuckuck. Und dann ſenkt ſich eine Düſterkeit über meine Seele, ſo dicht und dunkel, wie die Nebel im Oktober ſind."

Solcher Zuſtand iſt Vorbote und Anfang der erſten Liebe. In der jungen Bruſt iſt ein Suchen, Warten,

[1]) Diesmal engliſch, 11. Mai 1766.

Hoffen, Fürchten; man ſchwankt zwiſchen Wagen und Zagen. Der Jüngling ſieht in ſeinen Träumen liebliche Mädchenbilder. Er ſtreckt die Arme aus: Wo finde ich dich. Erſehnte?

Unſer junger Student glaubte in ſeiner Traumgeſtalt Charitas Meixner wiederzuerkennen. Von ihr hörte er nur ſelten etwas, und ſo hatte die Phantaſie freies Spiel. Jetzt, acht Monate nach ſeiner Ankunft in Leipzig, ſchrieb er zum erſten Male an ihren Vetter Trapp: gedacht habe er oft genug zu ihm hin.

„Wie könnte ich Worms vergeſſen und die angenehmen Bewohner dieſer vielgeliebten Stadt! O, Sie wiſſen nur zu wohl, daß Worms mir im Herzen anliegt. Sie kennen meine Leidenſchaft für die ſchöne Charitas!“

Und nun ſchalt er auf einen andern Freund, Müller, der, wenn er ihm über Jungfer Meixner etwas berichte, immer Unangenehmes hinzufüge und ihn zur Eiferſucht reize.

Je suis faible, il est vrai. Est-on fort quand on aime?
Mais il ne cherche rien que de combler mes maux
Et me dit en riant: Ha, tu as des rivaux!
Je ne le sais que trop sans qu'il le dise encore:
Tout qui l'a vit, l'admire, qui la connaît, l'adore!
Mais faut-il éveiller l'idée pleine d'effroi:
Un rival est plus digne de cet enfant que moi!
Soit! Si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! Que l'amour soit mon maître!
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider;
Au sommet du bonheur par lui je vais monter,
Au sommet de la science monté par l'industrie.
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie

Et viens voir en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever non bonheur.

. . . . . .

Und er bat und fragte

Écrivez-moi! Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? Ou ma [-t-] il oublié?
Ah, ne me cachez rien, qu'il m'élève ou m'accable:
Un poignard de sa main me serait agréable!

Das war ein Spiel des Herzens und des — Sprachtalents. Wenn ein junger Knabe nach Zärtlichkeit verlangt, wird er auch in ſeinem Wohnorte, zumal wenn es eine Stadt von 26000 Einwohnern iſt, ein wünſchenswertes Mädchen entdecken. Und Wolfgang bedurfte einer Freundin. Er hatte daheim unter vielen Wohlbekannten gelebt; hier war er oft einſam. Als er in Leipzig ſeine erſten Beſuche machte, zog man ihn in manche Geſellſchaft; im zweiten halben Jahre ward er aber kaum noch eingeladen. Seine Grille, keine Karten zu ſpielen, hatte die Gaſtgeber verdroſſen, und ebenſo mißfiel Manchem das altkluge Weſen, mit dem der Halberwachſene ſein größeres Wiſſen und ſeinen ſchärferen Geiſt gegen Andere, gelegentlich auch gegen ältere Perſonen, anwandte.[1]) Wolfgang merkte, daß er den Leipzigern nicht beſſer zuſagte, als ſie ihm. Unter den Studenten hatte er kaum Freunde. Auch die Mädchen machten ſich nicht eben viel aus ihm. Durch Schönheit zeichnete er ſich nicht aus; auch ſeine Kleidung und Manieren gefielen nicht. Sein Studium beſchäftigte ihn nur ſo obenhin. Früher hatte er ſich auf ſeine leicht fließenden

[1]) Vgl. an Kornelie, 18. Okt. 1766, Schluß.

Verſe viel zugute getan, aber jetzt hatten ſeine Profeſſoren Clodius und Gellert den Glauben an ſein Talent erſchüttert, und er ſelber verachtete nun die Sachen, auf die er früher ſtolz geweſen. Kurz, er war ſo recht in der Fremde und in einer Lage, wo die Liebe und Bewunderung eines weiblichen Herzens wie Balſam wirkt.

Ein halbes Jahr nach ſeinem Eintritt in Leipzig, um Oſtern 1766, änderten ſich ſeine geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Er nahm ſeinen Mittagstiſch bei dem Weinwirt Schönkopf, wo ihm die Familie und auch die gewöhnlichen Gäſte bald vertraut wurden; außerdem war nun ſein Freund und Landsmann Horn — oder Hörnchen, wie der kurze, krummbeinige Kerl oft hieß — angekommen, und mit ihm konnte man über Alles reden. Horn riet ſogleich auf Verliebtheit, als er die Änderung in Goethes Weſen bemerkte. Er ſchalt ihn aus, von Mund zu Mund; er ſchalt über ihn auch gegen Moors[1]) mit der Bitte, daß Dieſer ſich gleichfalls um Goethes Beſſerung bemühe.

„Ich kann gar nicht einſehen, wie ſich ein Menſch ſo geſchwind verändern kann. All' ſeine Sitten und ſein ganzes jetziges Betragen ſind himmelweit von ſeiner vorigen Aufführung verſchieden. Er iſt bei ſeinem Stolze auch ein Stutzer, und alle ſeine Kleider, ſo ſchön ſie auch ſind, ſind von einem ſo närriſchen goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch Dieſes iſt ihm alles einerlei; man mag ihm ſeine Torheit vorhalten, ſoviel man will:

Man mag Amphion ſein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen.

[1]) J. A. Horn an W. C. Moors, 12. Auguſt 1766.

„Sein ganzes Dichten und Trachten iſt nur, ſeiner gnädigen Fräulein und ſich ſelbſt zu gefallen. Er macht ſich in allen Geſellſchaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat ſich (bloß, weil es die Fräulein gern ſieht) ſolche portemains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich iſt. Wenn Du es nur ſäheſt!

Il marche à pas comptés
Comme un Recteur suivi des quatre Facultés . . .“

„Schreibe doch bald wieder an ihn und ſage ihm Deine Meinung. Er bleibt ſonſt ſamt ſeiner gnädigen Fräulein närriſch . . . Ich wünſche nur, daß Du ſie ein einzig Mal ſäheſt! Sie iſt die abgeſchmackteſte Kreatur von der Welt; eine mine coquette avec un air hautain iſt Alles, womit ſie Goethen bezaubert hat. . . .

„Goethe empfiehlt ſich Dir. Er ſchriebe gern an Dich, wenn er nur nicht befürchtete, er möchte morgens mit dintenbefleckten Händen zur gnädigen Fräulein kommen. Wie närriſch ſind wir doch, wenn wir verliebt ſind!“

Der biedere Horn war auf dem Holzwege; ſein Freund Goethe hatte ihn vielleicht nicht darauf geführt, aber doch darauf erhalten. Alle Liſt und Verſtellungskunſt, deren ſie fähig ſind, werden in Jünglingen und Mädchen wach, ſobald ſie ſich ihrer erſten Liebe bewußt ſind. Was ſie als ihr eigenſtes Erlebnis empfinden, ſoll vor Andern ein Geheimnis ſein und ſoll beſonders vor Tadlern und Spöttern behütet werden. Wolfgang Goethe liebte ein Mädchen des niederen Bürgerſtandes; um ſo bereitwilliger ließ er es ſich gefallen, daß er als Verehrer einer Adligen galt, auch auf die Gefahr hin, wieder einmal für eingebildet und hochmütig ausgeſchrien zu werden.

Der Göttinger Freund ſchrieb wirklich an Goethe

die gewünſchte Predigt gegen Hoffart und Stutzertum; Horns nächſter Brief aber belehrte Moors, daß es mit Goethes Herzen ganz anders ſtehe.

„Er liebt, es iſt wahr; er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen; allein ſeine Liebe, ob ſie gleich immer traurig iſt, iſt dennoch nicht ſtrafbar, wie ich es ſonſt geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn in Verdacht hatte; er liebt ein Mädchen, das unter ſeinem Stand iſt, aber ein Mädchen, das . . . Du ſelber lieben würdeſt, wenn Du es ſäheſt. . . . Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachſen, obgleich nicht ſehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich ſchönes Geſicht — eine offene, ſanfte, einnehmende Miene — viele Freimütigkeit ohne Koketterie — einen ſehr artigen Verſtand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben.

„Er liebt ſie ſehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Abſichten eines tugendhaften Menſchen, ob er gleich weiß, daß ſie nie ſeine Frau werden kann. . . . Er iſt mehr Philoſoph und mehr Moraliſt als jemals, und ſo unſchuldig ſeine Liebe iſt, ſo mißbilligt er ſie dennoch. . . . Ich bedaure ihn und ſein gutes Herz, das wirklich in einem ſehr mißlichen Zuſtande ſich befinden muß, da er das tugendhafteſte und vollkommenſte Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß ſie ihn wieder liebt, wie elend muß er erſt da ſein?“

Mit gleicher Poſt ſchrieb auch Goethe an den erzürnten Freund, indem er Bezug nahm auf Horns Brief.

„Du wirſt daraus geſehen haben, daß Dein Goethe noch nicht ſo beſtrafenswert iſt, als Du glaubſt. Denke als Philoſoph . . . und was hat alsdenn meine Liebe für eine ſcheltungswürdige Seite? Was iſt der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menſchen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzuſtreichen! Und Geld iſt ein ebenſo elender Vorzug in den Augen eines Menſchen, der denkt.

„Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allererſten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen kleinen elenden Trakaſſerien der Liebhaber zu danken; nur durch mein Herz habe ich ſie erlangt. Ich brauche keine Geſchenke, um ſie zu erhalten, und ich ſehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunſtbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. iſt mir Bürge, daß ſie mich nie verlaſſen wird als dann, wenn es uns Pflicht und Notwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Sollteſt Du nur dieſes fürtreffliche Mädchen kennen, beſter Moors, Du würdeſt mir dieſe Torheit verzeihen, die ich begehe, indem ich ſie liebe. Ja, ſie iſt des größten Glückes wert, das ich ihr wünſche, ohne jemals hoffen zu können, Etwas dazu beizutragen."

Einen viel künſtlicheren Brief hatte unſer Student auch noch in dieſen Tagen abzufaſſen, weil er nämlich auch der Charitas Meixner eine ſehr glückliche Zukunft wünſchte, ohne den Vorſatz, „Etwas dazu beizutragen." Ihr konnte er nicht ſagen, daß er eine Andere liebe, denn die Seinigen durften davon nichts erfahren; auch war ſeine Liebeserklärung an Charitas leider erſt einige Wochen alt. Trapp hatte dem Mädchen Goethes Verſe gezeigt; ſie erlabte ſich daran und ließ den Verfaſſer herzlich grüßen; Trapp mußte zugleich bitten, daß er ihr jenes ſo ſchmeichelhafte Gedicht überlaſſen dürfe. Da ſtand nun unſer Leipziger Student vor der Aufgabe, der Freundlichen freundlich zu antworten und zugleich einer falſchen Hoffnung vorzubeugen.

„Sie hat alſo meinen Brief geſehen und war nicht beleidigt von dieſem wilden Herzen, dieſer brennenden Liebe, von meinen ſtürmiſchen Gefühlen? Sie hat ſogar gewünſcht,

dieſe elenden Verſe zu beſitzen! Ach, warum haben Sie ſie ihr nicht gegeben, ohne mich zu fragen! Wie konnten Sie glauben, daß ich nicht entzückt wäre über das angenehme Geſchick meines Briefes, in den Händen Derjenigen, die ich liebe, aufbewahrt zu werden, und daß ich meinen Verſen das Glück verweigern könnte, ihr ſo nahe zu ſein, wie ich es mir ſelber ſo heiß wünſche. Geben Sie ihr den Brief, aber ſagen Sie ihr, für welchen Gebrauch ſie ihn behalten möchte. Möge ſie ſich zuweilen, wenn ſie auf dieſe Zeilen blickt, an einen unglücklich Liebenden erinnern, der ſie anbetet, ohne jemals den Lohn ſeiner Liebe zu erwarten, der ihr das glücklichſte Leben wünſcht, ohne zu hoffen, daß er zu ihrem Glücke nur ein wenig beitragen könnte."

* * *

Das Leipziger Mädchen, das im Herzen des zur Liebe Geſtimmten die Erinnerungsbilder aus Frankfurt und Worms verblaſſen machte, war die Tochter des Hauſes, wo Goethe jetzt ſeinen Mittags- und Abendtiſch hatte. „Ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen." — Dem Stande nach war ſie dem feinen Studenten nun doch ſo ziemlich ebenbürtig. Ihr Vater war ein gelernter Zinngießer und ihre Mutter eines Zinngießers Tochter; ganz dasſelbe Handwerk betrieb ein Bruder von Wolfgangs Vater, der Frankfurter Meiſter Hermann Jakob Goethe. Der Zinngießer Schönkopf war Gaſtgeber und Weinwirt geworden; durch dasſelbe zweite Gewerbe hatte Wolfgangs Großvater Goethe, der geweſene Schneidermeiſter, das Vermögen erworben, von deſſen Zinſen jetzt ſeine Nachkommen lebten. Frau Schönkopf ſtammte aus Frankfurt am Main; deshalb ſuchten die Frank-

furter Meßgäſte ſie auf, und deshalb waren Meiſter und Meiſterin Schönkopf wohl auf den Gedanken gekommen, in der Meßzeit ſo viele Fremde zu beherbergen, wie die Räume ihres Hauſes irgend erlaubten, und dann auch das ganze Jahr über Tiſchgäſte anzunehmen und Wein zu ſchenken. Es gab nun bei Schönkopfs jeden Tag im Jahre viel Arbeit; in den Frühjahrs- und Oktober-Meßwochen aber mußte man bis zum Umſinken hin und her, Trepp auf und ab laufen, um den Wünſchen der Gäſte genug zu tun. Da war die einzige Tochter des Hauſes, die Käthe, noch unentbehrlicher als ſonſt, und es war für die Eltern und die Gäſte eine Luſt, ihren flinken Dienſten, ihrer geſchickten Hand, ihrer guten Laune, ihrer jugendlichen Unermüdlichkeit zuzuſchauen.

Auch Goethe ſah das neunzehnjährige Mädchen zum erſtenmale im Arbeitstrubel der Oſtermeſſe. Hier kam ſein gewöhnlicher Vorwurf gegen die Demoiſellen, daß ſie aufgeputzte Nichtſe ſeien, freilich nicht auf; vor dem emſigen Käthchen mußte man Reſpekt haben. Als die Meſſe vorüber war, ließ die Haus- und Küchenarbeit nach; Käthchen kam aber auch jetzt nur ſelten aus dem Hauſe; ſie ſaß an den Nachmittagen über Näherei und Stickerei, während die feinen Damen und auch die Kaufmannstöchter der Nachbarſchaft flanierten: auf den Gaſſen, „ums Tor“, in den Kaffeegärten, und ſie blieb auch abends daheim, wenn Andere in Geſellſchaften oder in Konzert und Komödie gingen.

Schon am 26. April (1766) ſagte ihr der neue

Tiſchgaſt, daß er ſie lieb habe. Sie ließ ſich die Neuigkeit gefallen und nahm ſie nicht allzu ernſt. Das hatten ihr Andere auch ſchon geſagt. Der Herr Goethe war aus reichem Hauſe und überdies drei Jahre jünger als ſie; an Heirat war alſo nicht zu denken. Aber er war unterhaltend, belehrend, beluſtigend; ſein Bemühen um ihre Gunſt ſchmeichelte ihr und rührte ſie. Und es war ein Vergnügen, vor den Augen der Eltern und der Gäſte den Herrn Goethe ganz wie jeden andern guten Bekannten zu behandeln und ihm zwiſchendurch die Hand zu drücken, ein Liebeswort zu flüſtern, ihm an der Tür zu winken, daß er auf den Gang komme, ihm das Mäulchen zu einem raſchen Kuſſe hinzuhalten. Und es reizte ſie auch das Wagnis, ihm durch Peterchen, ihren zehnjährigen Bruder, in ſeine Wohnung bei der alten Witwe Straube Zettel zu ſchicken, wenn ſie Ausſicht hatte, allein im Hauſe zu ſein. Die Eltern hatten kein Arg; ſie durften ſich auf ihre wohlgeratene Tochter verlaſſen und mißtrauten auch dem jungen Hausfreunde nicht.

Vor ſeiner Schweſter hatte Wolfgang jetzt vielleicht zum erſten Male ein Geheimnis. „Wenn ich eine Schöne hätte“, ſchrieb er jetzt heuchleriſch und er tat ſo, als ob die Frankfurter Freundinnen ihm immer noch am nächſten ſtünden; er ließ die Runkel grüßen, die Brevillier und „alle die andern kleinen Mädchen, die ich einſt kannte.“ „Beſonders gib der kleinen Schmiedel einen Kuß in meinem Namen.“ Dann beteuerte er, daß er zwar die Dames Lipsiennes, deren Partei Kornelie genommen hatte, keineswegs in Bauſch und

Bogen verachte, aber: „es iſt wahr, daß die Erziehung hier keinen Heller wert iſt, daß dieſe Erziehung nichts Gediegenes hervorbringen kann und daß hier der größte Teil der Demoiſellen keine Grundſätze und keinen Geſchmack hat.“

Er kannte ſein Mädchen ſchon über ein Jahr, als er ſie gegen die Schweſter zum erſten Male erwähnte, und auch dann vertuſchte er das wahre Verhältnis. „Die kleine Schönkopf verdient unter meinen Bekanntſchaften mit genannt zu werden“, ſchrieb er ſo obenhin, nachdem er von Mamſell Breitkopf, Mamſell Tänert und Andern erzählt hatte.[1])

„Das iſt ein ſehr gutes Mädchen, bei der die Rechtſchaffenheit des Herzens mit einer angenehmen Naivität verbunden iſt; ihre Erziehung iſt freilich mehr ſtreng als gut geweſen. Sie iſt meine Haushälterin, wenn es ſich um meine Wäſche und meinen Anzug handelt; ſie verſteht Das ſehr gut, und es macht ihr Vergnügen, mir mit ihren Kenntniſſen beizuſtehn, und ich bin ihr dafür recht gut. Nicht wahr, Schweſter, ich bin wohl drollig: ich liebe alle dieſe Mädchen! Wer könnte es auch laſſen, wenn ſie gut ſind? Denn was die Schönheit angeht, dadurch faßt ſie mich nicht. Alle meine Bekanntſchaften ſind mehr gut als ſchön.“

Dieſe „kleine Schönkopf“, die er oft nicht für voll nehmen wollte, weil ſie nicht zu den feinen Mädchen aus wohlhabenden Häuſern, alſo etwa zu ſeiner Schweſter, gepaßt hätte, machte ihm doch recht viel zu ſchaffen! Sie erregte ſein Innerſtes zu Freuden und Qualen, wie er ſie bisher noch nicht gekannt hatte. Sie war ihm Dienerin und Herrin zugleich.

[1]) 11. Mai 1767 franzöſiſch, wie das Vorige.

Zur ſelben Zeit, wo der junge Student ſeinen Freund Horn wieder und ein Liebchen neu gewann, trat auch ein wichtiger neuer Freund zu ihm. Der Hofmeiſter eines in Leipzig ſtudierenden jungen Grafen, Ernſt Wolfgang Behriſch aus Dresden, gab ſich gern mit ihm ab, las, lobte und tadelte ſeine Gedichte, ſchrieb ſie ſogar mit vieler Kunſt und Liebe ab, damit das Zerſtreute in würdigen Heften geſammelt und aufbewahrt werde, und plauderte als erfahrener Mann — er war elf Jahre älter — mit dem Jüngling über Welt und Leben, alſo namentlich auch über Weiber und Mädchen. Auch Behriſch lernte Käthchen jetzt kennen und ſtand ſich freundſchaftlich mit ihr. Ihm vertraute Wolfgang alle ſeine Erlebniſſe an; dieſem Beichtiger mußte er ſchreiben, wenn ihm das Herz übervoll war, ſei es vom Glück oder von der Pein der Liebe. So ſchon, als er Käthchen erſt ein halbes Jahr kannte.

„Am Tiſch meiner Kleinen. Sie iſt ausgegangen, mein lieber, guter Behriſch; ſie iſt zur Komödie gegangen, mit ihrer Mutter und ihrem vermeintlichen Zukünftigen, der ihr durch hundert Vergnügungen zu gefallen ſucht. Es iſt eine ſehr angenehme Sache und der Beobachtung eines Kenners wert, zu ſehen, wie ein Menſch ſich anſtrengt, um zu gefallen, wie er erfinderiſch aufmerkſam und immer auf den Beinen iſt, ohne doch die geringſte Frucht zu erlangen. Er würde für jeden Kuß zwei Louisdor den Armen ſpenden und bekommt doch keinen! Und nachher mich zu ſehen, unbeweglich in einer Ecke ſitzend, ohne im geringſten den Galanten zu ſpielen, ohne eine einzige Schmeichelei zu ſagen, ſo daß mich der Andere für einen Dummkopf hält, dem alle Lebensart abgeht: und nachher empfängt dieſer Dummkopf Gaben, für die der Andere eine Reiſe nach Rom unternähme!

„Ich wollte eigentlich auch weggehen, als ſie ging; aber, um mich dazubehalten, gab ſie mir den Schlüſſel ihres Pults mit Vollmacht, zu tun und zu ſchreiben, was ich wolle. Sie ſagte mir beim Fortgehn: »Bleib nur da, bis ich wiederkomme! Du haſt ja immer was Närriſches im Kopfe, Verſe oder Proſa; bring's auf's Papier, wie es dir Spaß macht. Ich werde dem Vater ſchon was erzählen, warum du oben bleibſt, und merkt er was, na, ſo merkt er was!« Sie gab mir auch zwei ſchöne Äpfel, die ihr zuvor mein Nebenbuhler gebracht hatte, und ich aß ſie: ausgezeichnet ſchmeckten ſie!“ [1])

Ein andermal, als er bei einem Abendeſſen ausblieb, das Behriſch ihm bereitet hatte, gab er an: ſeine Kleine ſei ſchuld.

„Ich ging von Dir geraden Wegs zu meiner Stube, und zu meiner Überraſchung fand ich dort durch unſere heimliche Poſt eine Nachricht: ich ſolle ſo raſch wie möglich zu ihr kommen. Ich flog hin und fand ſie allein; die ganze Familie war, angezogen durch das neue Stück, in die Komödie gegangen. Gerechter Himmel, was für ein Vergnügen, vier Stunden lang mit ſeinem Liebchen ſich allein zu wiſſen! Die Stunden vergingen, ohne daß einer von uns beiden es bemerkte.

„Ich erfuhr, daß ihre Mutter mir verziehen habe und daß die gute Frau, endlich übermüde der beſtändigen Aufmerkſamkeiten, die der Andere ihrer Tochter erwies, ihre Laune gegen ihn wandte.

„Wie mich dieſe vier Stunden glücklich gemacht haben!“

Verſe in engliſcher Sprache folgten dieſen Zeilen, und darin ſchwärmte der Siebzehnjährige erſt recht noch von ſolchen Stunden, wo „in meinen Armen zitternd der Buſen meines Mädchens meine Bruſt erwärmte, beſtändig Küſſe von ihren Lippen fließen, wo ich dann,

[1]) Auch dies von mir aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

hingeriſſen in nie gefühlter Luſt »mein Mädchen!« flüſtere und ſie »mein Liebſter!«" Zwar ſprach der Brief auch von Tugend, von „tugendſamem Feuer", das nie zum Laſter ſich wandeln könne; aber der reifere Behriſch ward doch bedenklich über dieſe jungen Menſchenkinder, die ihm beide lieb waren, und Wolfgang mußte ihm in einem neuen Briefe verſichern, daß er ſich in Käthchens Armen nicht vergeſſen habe. Behriſch irre ſich ſehr, ſchrieb Goethe, und beleidige ihn geradezu, wenn er auf ſündige Liebe rate.

„Ich fähig einer unſittlichen Liebe? Pfui! Komm nur gleich her und bitte mich um Verzeihung demütiglich, ſehr demütiglich!"

Die Phantaſie des Jünglings beſchäftigte ſich freilich oft mit der letzten Eroberung. Er genoß es mit Luſt, wenn er Käthchen aus Liebe zu ihm ſchwach ſah, denn nicht immer zeigte ſich ihre Liebe als Keckheit und Mutwillen; viel öfter war es ein Zagen und Widerſtreben, ein Ringen des Verſtandes und der Vorſicht gegen das Herz.

„Die ſchöne Scham, die ſie ohngeachtet unſerer Vertraulichkeit ſo oft ergreift, daß die mächtige Liebe ſie wider das Geheiß der Vernunft in meine Arme wirft! Die Augen, die ſich zudrücken, ſo oft ſich ihr Mund auf den meinigen drückt! Das ſüße Lächeln in den kleinen Pauſen unſerer Liebkoſungen! Die Röte, die Scham, Liebe, Wolluſt, Furcht auf die Wangen treiben! Dies zitternde Bemühen, ſich aus meinen Armen zu winden, das mir durch ſeine Schwäche zeigt, daß Nichts als Furcht ſie je herausreißen würde! Behriſch, Das iſt eine Seligkeit, um die man gern ein Fegfeuer ausſteht!" [1])

[1]) Im November 1767.

Solche erlebten und gewünſchten Szenen wiederholte ſich der junge Dichter gar gern auch in kleinen Verserzählungen. Zum Beiſpiel wollte er „die Kunſt, die Spröden zu fangen,“ darlegen:

Und kraftlos ſank ihr Haupt zurücke.
Erſt irrten unbeſtimmt die Blicke
Umher und fielen dann auf mich ....,
Und eilten weg .... und kamen wieder.
Sie lächelte .... und ſchlug die Augen nieder.
Ihr fühlbar Herz empörte ſich
Und ſchickte brennendes Verlangen
In ihren Buſen, auf die Wangen,
Die Wangen glühten, und der Buſen ſtieg.
Da rief ich: Sieg! Sieg! Amor, Sieg!

Aber unſer Poet war ein Moraliſt. Weil das liebende Weib ſo ſchwach iſt, lohnt der edle Mann ihr Vertrauen, ihre Hingebung dadurch, daß er ſie vor ſich ſelber ſchützt. Er vernimmt inmitten ſeiner Siegesluſt aus ihren Seufzern die Angſt der Untergehenden, lieſt in ihren Blicken ein letztes Flehen:

Rette
Mich Unglückſelige, die Niemand retten kann
Als du, Geliebter! ...
Ich ſinke ſchon: o rette mich!
Sei ſtark, mein Freund, o rette dich!
Wir beide ſind verloren — Freund, Erbarmen!

Und der junge Student erfreut ſich am rühmlichſten Siege der Selbſtüberwindung:

Es ſank mein Arm — aus ihm zur Erd' ſie nieder,
Ich betet', weint' und riß mich los und floh.

Den nächſten Tag fand ich ſie wieder
Bei ihrer Mutter, als ſie froh
Der freudbetränten Mutter Unſchuldslieder
Mit Engelsſtimmen ſang.
O Gott, wie drang ein Wonneſtrahl durch's Herz mir! Nieder
Zur Erde blickend ſtand
Ich da. Sie faßt' mich bei der Hand,
Führt' mich vertraulich auf die Seite
Und ſprach: Dank es dem harten Streite,
Daß du zur Sonn' unſchuldig blickſt,
Beim Anblick jener Heil'gen nicht erſchrickſt,
Mich nicht verachtend von dir ſchickſt.
Freund, Dieſes iſt der Tugend Lohn!
O, wärſt du geſtern nicht entfloh'n,
Du ſähſt mich heute
Und ewig nie mit Freude!

* * *

Leider waren nicht alle Erinnerungen und Ausmalungen der Liebe ſo ſchmeichelhaft. Käthchen ſah als Wirtstochter manchen jungen Mann kommen und gehen, und ſie ward von Vielen beobachtet und nach Verdienſt gelobt und bewundert. Dieſer und Jener der Einkehrenden hätte gern das tüchtige Mädchen zu ſeiner Hausfrau gemacht, und Andere, die ſo weit noch nicht dachten, empfahlen ſich doch als Liebhaber. Käthchen war mit Jedermann freundlich; erſt wenn einer verliebt tat, ward ſie kalt und ſtumm. Unſern Studenten kitzelte es ſehr, daß nur er Gnade fand; aber man ſieht auch ſeine Erfolge nicht immer im Roſenlichte! Zuweilen kam es ihm vor, als ſei er in ähnlicher Lage mit ſeinen Nebenbuhlern.

„Es ſcheint, als ob's ihre Freude wäre, ihnen die Köpfe herumzudrehen. Mir ſelbſt macht ſie's nicht beſſer, nur daß ſie mir ihre Macht auf eine andere Faſſon fühlen läßt.“

„Was meinſt Du, Behriſch, ſollte es nicht bloßer Stolz ſein, daß ſie mich liebt? Es vergnügt ſie, einen ſtolzen Menſchen, wie ich bin, an ihrem Fußſchemel angekettet zu ſehen.“ [1])

Bei allem Selbſtgefühl konnte der achtzehnjährige Student ſich nicht einbilden, daß unter Denen, die ſich um Käthchen bemühten, kein Einziger an ihn heranreiche. Und leider hatten Diejenigen, die bei Schönkopfs zur Miete wohnten, noch mehr Gelegenheit, die Tochter zu unterhalten, als er, der Tiſchgaſt, der oft Tage, ja Wochen erlebte, wo er ſie nur in Geſellſchaft ſehen und ſprechen konnte. „Es ſind zwei Leute in die Stube gezogen, die unten offen war“, erzählte er ſeinem Ratgeber eines Tages.

„Der Eine iſt ein ältlicher Menſch, der Andere jünger, der mich wohl wert ſein möchte — Du verſtehſt mich. Doch deswegen bin ich ganz ruhig geweſen. Sie haben nebſt dem Mittagstiſch auch den Abendtiſch ausgemacht und werden alle Abende mit eſſen. Das iſt mir etwas verdrüßlicher, aber noch nicht Alles. Wenn Du Dir mein Mädchen fürſtellen kannſt, ſo kannſt Du Dir ihr Bitten denken, mit denen ſie mich belagert, dieſe Veränderung nichts in meinem Betragen und in meinem Herzen ändern zu laſſen. Sie hat mich unter den heftigſten Liebkoſungen gebeten, ſie nicht mit Eiferſucht zu plagen; ſie hat mir geſchworen, immer mein zu ſein. Und was glaubt man nicht, wenn man liebt! Aber was kann ſie ſchwören? Kann ſie ſchwören, nie anders zu ſein als jetzt? . . . . .

[1]) An Behriſch, 24. Oktober und 20. November 1767.

„Heute ſtand ich bei ihr und redete; ſie ſpielte mit den Bändern an ihrer Haube. Gleich kam der Jüngſte herein und forderte eine Tarokkarte von der Mutter; die Mutter ging nach dem Pulte, und die Tochter fuhr mit der Hand nach dem Auge und wiſchte ſich's, als ob Etwas hineingekommen wäre. Das iſt's, was mich raſend macht!

„Ich bin närriſch, denkſt Du? Nun höre weiter! Dieſe Bewegung kenne ich ſchon an meinem Mädchen: wie oft hat ſie, ihre Röte, ihre Verwirrung zu verbergen, eben Das getan, um die Hand ſchicklich in's Geſicht bringen zu können! Sollte ſie nicht eben Das tun, ihren Liebhaber zu betrügen, was ſie getan hat, ihre Mutter zu hintergehn? Es iſt ein Argwohn, der bei mir einen hohen Grad von Gewißheit hat.

„Setze, es wäre gewiß, und — ich zittre, Deine Antwort zu hören — wie ſoll ich ſie entſchuldigen? Ja, Das will ich, ſie entſchuldigen. Sage mir Gründe für ſie, keine wider ſie! Du würdeſt . . . genug! — Verliebte Augen ſehen ſchärfer als die Augen des Herrn, aber oft zu ſcharf. Rate mir im Ganzen und tröſte mich wegen des Letzten! Nur ſpotte mich nicht, wenn ich's auch verdient hätte!“ [1])

Der hier gemeinte neue Hausgenoſſe Käthchens — Ryden hieß er — kam unſerm Studenten jetzt nicht aus dem Kopfe. Wolfgang konnte zwar nichts Unrechtes wahrnehmen, aber ſeine Einbildungskraft entdeckte bald dieſen, bald jenen Grund zum Verdacht. Wenn Käthchen kühler ſchien als ſonſt, ihm einmal gleichgültiger antwortete, konnte Das nicht ein Zeichen ſein, daß ſie an den Andern dachte? Wenn Ryden ihr leiſe etwas ſagte, war es nicht eine „Fleurette“, die ſie ſich gern gefallen ließ?

Eines Sonntags, am 8. November (1767), ging er vom Eſſen zu dem dritten ſeiner Freunde, einem

[1]) Deutſcher Brief, Anfang Oktober 1767.

Dr. Hermann, kehrte aber ſchon um Drei zu Schönkopfs zurück. Sie ſei drüben bei Obermanns, ward ihm geſagt. Da wünſchte er ſich zum erſten Male in die Stube des Kaufmanns Obermann; aber er hatte keinen Vorwand, dort anzuklopfen, und ſo ging er zwar ins Haus, aber hinauf zu Breitkopfs, deren beide Söhne er öfters beſuchte. Nach einer Viertelſtunde hatte er auch dort keine Ruhe mehr. Er fragte die Schweſter ſeiner Freunde, Konſtantie Breitkopf, ob ſie nicht vielleicht wegen der ‚Minna v. Barnhelm', die die jungen Leute gerade zu einer Liebhaberaufführung einübten, unten bei Obermanns etwas zu beſtellen habe.

„Nein."

Er fing noch einmal davon an.

Er möge doch bei ihnen bleiben, meinte Konſtantie, aber er wollte fort. Endlich ſchrieb ſie ihm ein Briefchen an Mamſell Obermann, und er flog damit hinunter. Käthchen war noch da. Der Brief aber lautete:

„Was ſind die Mannsperſonen für ſeltſame Geſchöpfe! Veränderlich, ohne zu wiſſen, warum. Kaum iſt Herr Goethe hier, ſo gibt er mir ſchon zu verſtehen, daß ihm Ihre Geſellſchaft lieber iſt als die meinige. Er zwingt mich, ihm etwas aufzutragen, und wenn es auch nichts wäre. So böſe ich auch auf ihn deswegen bin, ſo weiß ich ihm doch Dank, daß er mir Gelegenheit gibt, Ihnen zu ſagen, daß ich beſtändig ſei

Die Ihrige."

Mamſell Obermann begriff nicht, was ſie las, und gab Käthchen den Brief. Dieſe machte ſich wohl ihr Verſchen darauf, aber anſtatt den Gaſt für ſeine Begierde, ſie zu ſehen, zu belohnen, begegnete ſie ihm kalt und

unfreundlich, ſo ſehr, daß es den Andern auffiel. Dies Betragen ſetzte ſie zu Hauſe am Abend und den andern Tag fort; Goethe aber ward nun ſo erregt, ſo erzürnt, ſo wütig, daß er am Montag Abend in ein Fieber verfiel. Mit ſeiner Geſundheit ſtand es oft nicht gut, und ſeine angeborene hitzige Gemütsart konnte er mit allem Philoſophieren noch nicht zu einer geduldigen machen. Am Dienstag lag er im Bett und ließ ſich das Eſſen durch die Magd holen. Einen Brief an den jetzt in Deſſau lebenden Behriſch begann er noch in derſelben Nacht, um ſeine Qualen zu ſchildern und die Geſchichte der letzten Stunden niederzuſchreiben:

„Meine Magd kommt und bringt mir die Nachricht, daß ſie mit ihrer Mutter in der Komödie ſei. Eben hatte das Fieber mich mit ſeinem Froſte geſchüttelt, und bei dieſer Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer! Ha! In der Komödie! Zu der Zeit, da ſie weiß, daß ihr Geliebter krank iſt. Gott! Das war arg; aber ich verzieh's ihr.

„Ich wußte nicht, welch' Stück es war.

„Wie? ſollte ſie mit Denen in der Komödie ſein? Mit Denen! Das ſchüttelte mich! Ich muß es wiſſen.

„Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komödie. Ich nehme ein Billet auf die Galerie. Ich bin oben. Ha, ein neuer Streich! Meine Augen ſind ſchwach und reichen nicht bis in die Logen. Ich dachte raſend zu werden, wollte nach Hauſe laufen, mein Glas zu holen. Ein ſchlechter Kerl[1]), der neben mir ſtand, riß mich aus der Verwirrung; ich ſah, daß er zwei hatte; ich bat ihn auf das höflichſte, mir ein's zu borgen; er tat's. Ich ſah hinunter und fand ihre Loge — Oh Behriſch!

„Ich fand ihre Loge. Sie ſaß an der Ecke, neben ihr

[1]) „Ein ſchlechter Kerl“: ein Mann von einfachem Stande.

ein kleines Mädchen, Gott weiß wer, dann Peter, dann die Mutter. — Nun aber! Hinter ihrem Stuhl Hr. Ryden, in einer ſehr zärtlichen Stellung! Ha! Denke mich! Denke mich! auf der Galerie! mit einem Fernglas — Das ſehend! Verflucht! Oh Behriſch, ich dachte mein Kopf ſpränge mir für Wut. Man ſpielte ‚Miß Sara'. Die Schulzen[1]) machte die Miß, aber ich konnte nichts ſehen, nichts hören; meine Augen waren in der Loge, und mein Herz tanzte. Er lehnte ſich bald hervor, daß das kleine Mädchen, das neben ihr ſaß, nichts ſehen konnte. Bald trat er zurück, bald lehnte er ſich über den Stuhl und ſagte ihr was; ich knirſchte die Zähne und ſah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber ſie waren vom ſcharfen Sehen; ich habe dieſen ganzen Abend noch nicht weinen können. — Hernach dacht ich an Dich, ich ſchwöre es Dir: an Dich, und wollte nach Hauſe gehen und Dir ſchreiben, und da hielt mich der Anblick wieder, und ich blieb. Gott, Gott! Warum mußte ich ſie in dieſem Augenblicke entſchuldigen! Ja, Das tat ich. Ich ſah, wie ſie ihm ganz kalt begegnete, wie ſie ſich von ihm wegwendete, wie ſie ihm kaum antwortete, wie ſie von ihm importuniert ſchien; Das alles glaubte ich zu ſehen. Ah, mein Glas ſchmeichelte mir nicht ſo wie meine Seele: ich wünſchte es zu ſehen! O Gott, und wenn ich's wirklich geſehen hätte, wäre Liebe zu mir nicht die letzte Urſache, der ich Dieſes zuſchreiben ſollte! . . — —

„So ſaß ich eine Viertelſtunde und ſah nichts, als was ich in den erſten fünf Minuten geſehen hatte. Auf einmal faßte mich das Fieber mit ſeiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu ſterben; ich gab mein Glas an meinen Nachbar und lief, ging nicht, aus dem Hauſe — und bin ſeit zwei Stunden bei Dir. Kennſt Du einen unglücklicheren Menſchen bei ſolchem Vermögen, bei ſolchen Ausſichten, bei ſolchen Vorzügen als mich, ſo nenne mir ihn und ich will ſchweigen. Ich habe den ganzen Abend ver-

[1]) Karoline Schulze, nachmals Kummerfeld.

gebens zu weinen geſucht; meine Zähne ſchlagen aneinander, und wenn man knirſcht, kann man nicht weinen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Aber ich liebe ſie! Ich glaube, ich tränke Gift von ihrer Hand. Verzeih mir, Freund. Ich ſchreibe wahrlich im Fieber, wahrlich im Paroxysmus. Doch laß mich ſchreiben! Beſſer, ich laſſe hier meine Wut aus, als daß ich mich mit dem Kopf wider die Wand renne.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich habe eine Viertelſtunde auf meinem Stuhle geſchlafen. Ich bin wirklich ſehr matt. Aber das Blatt muß dieſen Abend noch voll werden. Ich habe noch viel zu ſagen.

„Wie werde ich dieſe Nacht zubringen? Davor graut's mir. Was werde ich morgen tun? Das weiß ich. Ich werde ruhig ſein, bis ich ins Haus trete. Und da wird mein Herz zu pochen anfangen, und wenn ich ſie gehen oder reden höre, wird es ſtärker pochen, und nach Tiſche werd' ich gehen. Seh' ich ſie etwa, da werden mir die Tränen in die Augen kommen, und werde denken: Gott verzeih dir, wie ich dir verzeihe, und ſchenke dir alle die Jahre, die du meinem Leben raubſt! Das werde ich denken, ſie anſehen, mich freuen, daß ich halb und halb glauben kann, daß ſie mich liebt, und wieder gehen. So wird's ſein morgen, übermorgen, und immer fort.

„Sieh, Behriſch, die ‚Sara' ſah ich einmal mit ihr. Wie unterſchieden von heute! Es waren ebendieſelben Szenen, eben die Akteurs, und ich konnte ſie heute nicht ausſtehn. Ha! alles Vergnügen liegt in uns. Wir ſind unſre eigne Teufel, wir vertreiben uns aus unſerm Paradieſe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich habe wieder geſchlafen, ich bin ſehr matt. Wie wird's morgen ſein? Mein armer Kopf dreht ſich. Morgen will ich ausgehen und ſie ſehn. Vielleicht hat ihre ungerechte Kälte gegen mich nachgelaſſen. Hat ſie's nicht, ſo bin ich gewiß, einen gedoppelten Anfall von Fieber morgen abend zu kriegen. Es ſei! Ich bin nicht mehr Herr über mich. Was tat ich

neulich, als ich von meinem unbändigen Pferde weggeriſſen ward? Ich konnte es nicht einhalten, ich ſah meinen Tod, wenigſtens einen ſchrecklichen Fall vor Augen. Ich wagt' es und ſtürzte mich herunter. Da hatte ich Herz! Ich bin vielleicht nicht der Herzhafteſte, bin nur geboren, in Gefahr herzhaft zu werden. Aber ich bin jetzt in Gefahr und doch nicht herzhaft. Gott! Freund! weißt Du, was ich meine? Gute Nacht. Mein Gehirn iſt in Unordnung."

Auf den nächſten Tag war eine Probe der ‚Minna' bei Obermanns angeſetzt; Goethe raffte ſich auf und ging hin, und das Glück wollte, daß er mit Käthchen eine geraume Zeit allein blieb. Sie war ganz Liebe und Zärtlichkeit und ſchämte ſich faſt, daß ſie geſund und fröhlich geweſen, als er krank dalag. „Siehſt Du", ſagte ſie, „wir waren geſtern in der Komödie; du mußt darüber nicht böſe ſein." Nun verſtand er ſogleich, daß ſie es nicht hindern konnte, wenn jener Mieter die Familie begleiten wollte. Sie wußte noch nicht, daß er ſie von der Galerie aus beobachtet hatte, und ſie erzählte ihm: „Ich hatte mich ganz in die Ecke der Loge gerückt und Lottchen neben mich geſetzt, daß er ja nicht neben mich kommen ſollte. Er ſtand immer hinter meinem Stuhle, aber ich vermied, ſoviel ich konnte, mit ihm zu reden; ich plauderte mit meiner Nachbarin in der nächſten Loge und wäre gern bei ihr drüben geweſen."

So hatte es Goethe ſelber geſehen, aber nun erſt glaubte er es!

„Mehr braucht' es nicht, um uns auszuſöhnen. Umſonſt ſagt Shakeſpeare: »Schwachheit, dein Name iſt Weib«: eh würde man ſie unter dem Bilde des Jünglings kennen! Sie ſah ihr Unrecht ein, meine Krankheit rührte ſie, und ſie fiel

mir um den Hals und bat mich um Vergebung; ich vergab ihr Alles. Um meinen Hals gehangen! Ein Augenblick Vergnügen erſetzt tauſende voll Qual! Wer möchte ſonſt leben! Mein Verdruß war vorbei, ein vergangenes Übel iſt ein Gut.

„Gute Nacht, mein Kopf ſchwindelt mir wie geſtern, nur von was anders. Mein Fieber iſt heute ausgeblieben.

„Es iſt wahr, ich bin ein großer Narr. Aber auch ein guter Junge. Annette[1]) meint's, meinſt Du es nicht auch?“

Der Jüngling ſchämte ſich ſeiner Eiferſuchts-Anfälle und ſeiner Launen. Er wollte verſtändig und weiſe handeln.

Er verſpottete ſich ſelber auch in einem Liedchen, um dieſe Schwachheit zu überwinden:

Und wenn euch der Liebſte
Mit Eiferſucht plagt,
Sich über ein Nicken,
Ein Lächeln beklagt,
Mit Falſchheit euch necket,
Von Wankelmut ſpricht,
Dann ſinget und tanzet:
Da hört ihr ihn nicht![2])

Ja, in einem kleinen Schäferſpiele, das er ‚Die Laune des Verliebten‘ nannte, ließ er ſein eignes Ebenbild, den Eridon, alle Sünden begehen, gegen die er

[1]) Käthchen hieß mit zweitem Vornamen Anna; Goethe nannte ſie gern Annette, woraus dann auch Nette und Jetty wurde.

[2]) Dies Tanzliedchen wird man in Goethes Gedichten vergebens ſuchen. Egle ſingt es im 7. Auftritt des ſogleich zu erwähnenden Schäferſtücks. Es iſt wahrſcheinlich das erſte Lied Goethes, das (auf einer Bühne) öffentlich geſungen wurde.

ſich feſtzumachen ſuchte; dabei zeichnete er die Geliebte, Amine, als ein ſanftes Lämmchen, deſſen einziger Fehler allzugroße Demut war. In der Wirklichkeit hatte aber auch „Amine“ oder „Annette“ als ein irdiſches Weſen ein paar Fehler; auch ſie blieb ſich keineswegs immer gleich und zur Eiferſucht neigte ſie ſo gut wie ihr Eridon. Goethe klagte auch darüber gegen ſeinen Beichtvater Behriſch:

„Seit einiger Zeit, da ich ſie des Abends nicht ſehen konnte, hat ſie mir zwar alle Zärtlichkeit bezeigt, iſt unruhig geweſen, wenn ich einmal des Nachmittags nicht kam; allein ſie plagte mich mit gar keiner Eiferſucht, mit keinem Zweifel. Das hieß: die Heftigkeit der Liebe hatte gegen ſonſt viel nachgelaſſen.

„Seit vier Wochen, da ſich die Geſchichte mit der ‚Minna‘ angeſponnen hat, da ich öftrer zu Obermanns [und] zu Br[eitkopfs] komme, iſt das Feuer wieder mit aller Heftigkeit ausgebrochen. Eine Eiferſucht, die oft bis zur Wut geht, ein Argwohn, ein Neid, der bis dahin geht, daß ſie nicht erfahren darf, daß ich eine Hand geküßt habe, macht ſie und mich elend.“ (20. November 1767.)

Eines Abends, als er wieder bei Breitkopfs ſaß, ſchien Konſtantie ihm etwas ſagen zu wollen, woran ſie die Gegenwart der Brüder hinderte. Als Dieſe einmal hinausgingen, begann ſie mit einiger Verwirrung: „Ich habe bemerkt, daß Sie immer ſchlimm und niemals gut von Frauenzimmern geredet haben.“

Goethe ſuchte dieſem Angriffe mit einem Scherze auszuweichen; aber ſie fuhr fort: „Das hat mich auf den Gedanken gebracht, daß Sie gar kein gutes Mädchen kennten. Allein ich bin überzeugt, daß Sie welche kennen.“

Der Gaſt antwortete abermals ſcherzweiſe, da kamen auch die Brüder ſchon wieder herein, und das Geſpräch wandte ſich andern Dingen zu. Als er Gutenacht wünſchte, zog ihn das Mädchen bei Seite.

„Ich habe Ihnen einen Auftrag zu geben; wollen Sie ihn ausrichten?“

„Recht gerne!“

„Nun, ſo ſagen Sie Mademoiſelle Schönkopf, daß ich ſie recht herzlich liebe. Und daß ich recht bös auf Sie bin, daß Sie mir nie ein Wort geſagt haben, was für ein liebenswürdiges Frauenzimmer ſie iſt.“

Solche Erlebniſſe beſtärkten ihn wieder in ſeiner Liebe und Bewunderung.

In den Briefen an ſeine Schweſter hielt er dieſe Geliebte immer noch im Dunkeln; er erwähnte ſeine „kleine Wirtin“ wohl, aber mehr irreführend als aufklärend. Gegen die Schweſter gab er ſich trotz aller Scherze noch als der Mädchenerzieher. Sie ſolle ſo wenig als möglich leſen, verlangte er jetzt von Kornelien, dagegen viel ſchreiben, aber nur Briefe; ſie ſolle Sprachen treiben, Haushaltung und Kochkunſt üben und das Klavierſpiel fortſetzen.

„Ferner verlange ich, daß Du Dich im Tanzen perfektionierſt, die gewöhnlichſten Kartenſpiele lernſt und den Putz mit Geſchmack wohl verſteheſt. Dieſe letzten Erforderniſſe werden Dir von einem ſo ſtrengen Moraliſten, wie ich bin, äußerſt ſeltſam vorkommen, zumal, da mir alle dreie fehlen. Allein, ſei ohne Sorgen und lerne ſie nur; den Gebrauch und den Nutzen davon ſollſt Du ſchon erfahren. . . .

„Mittlerweile hofmeiſtre ich hier an meinen Mädchen und mache allerhand Verſuche; manchmal gerät's, manchmal

nicht. Die Mlle. Breitkopf habe ich faſt ganz aufgegeben; ſie hat zuviel geleſen, und da iſt Hopfen und Malz verloren. . . .

„Ich komme von Tiſch und bringe ein Kompliment, eine Dankſagung und die Marlymuſter[1]) für Dich von meiner kleinen Wirtin mit. Sie hat ſie zum letzten und zum längſten gehabt und einen anſehnlichen Gebrauch davon gemacht; ich habe ihr inſinuiert, ſie könnte mir immer zur Dankbarkeit ein paar Manſchetten nähen — wir wollen ſehn, was ſie tun wird. Sie iſt ein recht gutes Mädchen, das ich ſehr liebe. Sie hat die Hauptqualität, daß ſie ein gutes Herz hat, das durch keine allzugroße Lektüre verwirrt iſt, und läßt ſich ziehen. Ich werde Ehre mit ihr einlegen; ſie hat ſchon ganz erträgliche, auch manchmal artige Briefe ſchreiben lernen. Aber mit der Orthographie will's nicht fort — überhaupt muß man Die beim ſächſiſchen Frauenzimmer nicht ſuchen!“[2])

* * *

Je länger ſein Verhältnis mit dieſem „recht guten Mädchen“ dauerte, um ſo näher ſah er das Ende ſeines Aufenthalts in Leipzig vor ſich und um ſo häufiger kam unſerm jungen Moraliſten die Frage, wie ſeine Liebe ausgehen ſolle. Durfte er die ihm Vertrauende jemals von ſich ſtoßen? Nein! Aber durfte er ihr Schickſal an das ſeinige knüpfen? Und ſeine Zukunft in ihre Hände geben?

Mitten im ſchönſten Glück kamen ihm ſolche Fragen.

---

[1]) Dieſe Muſter hatte Kornelie für Goethes Freundinnen in Leipzig hergeliehen. Marly (nach einem Flecken bei Verſailles genannt) iſt ein gazeartiges Gewebe für Fenſtervorſätze, zur Unterlage von Hauben, Hüten uſw.

[2]) Die Briefe an Kornelie wie an Behriſch ſind vom Oktober 1767 an deutſch.

Kätchen Schönkopf

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

„Ja, Behriſch, ich habe meine Jetty eine halbe Stunde ruhig, ohne Zeugen, unterhalten: ein Glück, das ich jetzt manchmal genieße, ſonſt nie genoß. Dieſe Hand, die jetzt das Papier berührt, um Dir zu ſchreiben, dieſe Hand drückte ſie an meine Bruſt.

„O Behriſch, es iſt Gift in denen Küſſen! Warum müſſen ſie ſo ſüße ſein? . . .

„So eine Stunde! Was ſind tauſend von den runzlichſten, toten, mürriſchen Abenden gegen ſie? . . .

„Ich ſage mir oft: wenn ſie nun deine wäre und Niemand als der Tod dir ſie ſtreitig machen, dir ihre Umarmung verwehren könnte? Sage Dir, was ich da fühle, was ich alles herumdenke!

„Und wenn ich am Ende bin, ſo bitte ich Gott, ſie mir nicht zu geben.“

In ſolchen Grübeleien dachte er wohl auch an den Fürſten Franz von Anhalt, in deſſen Nähe jetzt Behriſch lebte. Dieſer Fürſt hatte ein Bürgermädchen geliebt; er war ein edel angelegter Mann und hätte am liebſten ſeinem Erbe entſagt, um das Mädchen, das ihm einen Sohn geboren, zur rechtmäßigen Gattin zu machen; Friedrich der Große aber bewog ihn, die Regierung zu übernehmen und eine Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt zu heiraten. Jenes Mädchen wurde verſorgt, und ihr Sohn „v. Walderſee“ benannt. Eben bei dieſem Sohne war jetzt Behriſch als Hofmeiſter angeſtellt; von ihm bekam Goethe einige Andeutungen über die Perſonen des Dramas. Seine Antwort war moraliſierend:

„Ich möchte nicht Fürſt ſein! Er muß ſich doch manchmal ſchämen, wenn er ſeine Gemahlin bedächtig anſieht und ſich ein paar Jahre zurück erinnert.

»O möchte ich doch nie aus deinen Armen geriſſen

werden! Möchte ich doch mein eigener Herr ſein, um jener ſchrecklichen Verbindung entſagen zu können, die durch Intereſſe und nicht durch Liebe geknüpft ward! O, wie haſſe ich meine zukünftige Gemahlin! Muß ich nicht Alles haſſen, was mich von dir entfernt? Sie mag gut ſein, man mag ihr Eigenſchaften zuſchreiben, welche man will, aber ſie iſt nicht du, und in dir nur iſt meine Glückſeligkeit. Ich will ſie heiraten: ich muß! Aber mein Herz ſoll ſie nicht haben! Dir ſoll nichts dieſes Herz entreißen! Niemand, und wenn es ein Engel wäre!«

„So redete der Fürſt noch vor wenigen Jahren, in den Armen ſeiner Geliebten. Hat er nicht ſo geredet, ſo nenne mich einen elenden, nichts verſtehenden Schulknaben! Und hat er Das geſagt, ſo mag ich nicht er ſein, um Alles! Sowas von ſo einer Frau geſagt zu haben, würde mich toll machen. Ich würde mich des Paradieſes und meiner Eva unwürdig halten und mich an den erſten Baum hängen, und wenn es der Baum des Lebens wäre.“

Und er dachte ſich weiter hinein in den Gegenſatz der tugendhaften Liebe des redlichen Bürgers gegen ſolche Liebſchaften und Konvenienzheiraten der Fürſten. Sie können ſich das ſchönſte Weib kaufen, das auf dem Markte iſt, genießen es eine Weile und ſchicken es dann in die Wüſte. Uber Recht und Unrecht braucht da nichts weiter geſagt zu werden, aber ſind dieſe mächtigen Herren etwa um ihre Genüſſe zu beneiden? ‚Der wahre Genuß‘, ſo überſchrieb unſer Student ſeine Antwort, die er am 4. Dezember (1767) an Behriſch ſchickte.

Umſonſt, daß du, ein Herz zu lenken,
Der Schönen Schoß mit Golde füllſt!
O Fürſt, laß dir die Wolluſt ſchenken,
Wenn du die Wolluſt fühlen willſt!

Gold kauft nur den geringen Haufen
Und niemals edle Seelen dir;
Doch willſt du eine Tugend kaufen,
So geh und gib dein Herz dafür.

Was iſt die Luſt, die in den Armen
Der Buhlerin die Wolluſt ſchafft?
Du wärſt ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Tor — wärſt du nicht laſterhaft.
Sie küſſet dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Geſicht.
Unglücklicher, du fühlſt nicht Liebe
Und ſelbſt die Wolluſt fühlſt du nicht.

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menſchen nie!
Denn Wolluſt fühlen alle Tiere,
Der Menſch allein verfeinert ſie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen:
Sie hindern dich nicht am Genuß;
Sie lehren dich, wie man genießen
Und Wolluſt würdig fühlen muß.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, ſchränke ſelbſt dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden ſein.
Laß nur für Eine dich entzünden,
Und wenn du deinen Wunſch erfüllſt,
So laß dich durch die Liebe binden,
Wenn du es durch die Pflicht nicht willſt.

Empfinde, Jüngling, und dann wähle
Ein Mädchen dir, ſie wähle dich,
Von Körper ſchön und ſchön von Seele,
Und dann biſt du beglückt wie ich.

Ich, der ich dieſe Kunſt verſtehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der ſchönſten Ehe
Nichts als des Prieſters Segen fehlt.

Für nichts beſorgt als meine Freude,
Für mich nur, ſchön zu ſein, bemüht,
Wollüſtig nur an meiner Seite,
Und ſittſam, wenn die Welt ſie ſieht.
Damit die Zeit der Glut nicht ſchade,
Räumt ſie niemals ein Recht mir ein,
Und heut muß ihre Gunſt noch Gnade
Wie an dem erſten Abend ſein.

Der Mädchen höchſte Gunſt iſt keine,
Wenn Schwachheit uns den Weg verkürzt;
Doch jede Kleinigkeit wird eine,
Iſt ſie durch Hindernis gewürzt.
Sie lehret mich die Wolluſt ſchätzen,
Je weniger ſie mir erlaubt;
Mit Klugheit weiß ſie zu erſetzen,
Was ſie aus Klugheit mir geraubt.

Ich bin genügſam und genieße
Schon da, wenn ſie mir zärtlich lacht,
Wenn ſie bei Tiſch des Liebſten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den ſie angebiſſen,
Das Glas, woraus ſie trank, mir reicht
Und mir bei halbgeraubten Küſſen
Den ſonſt verdeckten Buſen zeigt.

Wenn in geſellſchaftlicher Stunde
Sie einſt mit mir von Liebe ſpricht,
Wünſch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte — Küſſe wünſch' ich nicht.

Welch ein Verſtand, der ſie beſeelet,
Ihr gutes Herz mit Reiz umgibt!
Sie iſt vollkommen! Und ſie fehlet
Darin allein, daß ſie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wolluſt mich an ihre Bruſt!
Sieh, Jüngling, Dieſes heißt genießen!
Sei klug und ſuche dieſe Luſt!
Der Tod führt einſt von ihrer Seite
Dich einſt zum engliſchen Geſang,
Dich zu des Paradieſes Freude,
Und du fühlſt keinen Übergang.

Bei ſoviel tugendhafter Verliebtheit hatte der Achtzehnjährige immer noch keine Antwort auf die Frage, ob er das Los der Jungfer Schönkopf und ſein eigenes Los auf ewig verflechten wolle oder dürfe. Und als er im neunzehnten Jahre ſchon ziemlich weit fortgeſchritten war und dem Abſchluſſe ſeines dreijährigen Aufenthaltes ſchon recht nahe ſtand, antwortete er auf dieſe Frage auch immer noch Ja und Nein zugleich. Behriſch erkundigte ſich im März 1768, wie es jetzt mit ihm und „Annetten“ ſtehe; Wolfgang erwiderte:

„Wir lieben einander mehr als jemals, ob wir einander gleich ſeltener ſehen.

„Ich habe den Sieg über mich erhalten, ſie nicht zu ſehen. Und nun dacht' ich, gewonnen zu haben. Aber ich bin elender als vorher. Ich fühle, daß die Liebe ſich ſelbſt in der Abweſenheit erhalten wird. Ich kann leben, ohne ſie zu ſehen — nie, ohne ſie zu lieben! Allen Verdruß, den wir zuſammen haben, mache ich. Sie iſt ein Engel, und ich bin ein Narr.

„Höre, Behriſch, ich kann, ich will das Mädchen nie verlaſſen! Und doch muß ich fort, doch will ich fort. Aber ſie ſoll nicht unglücklich ſein. Wenn ſie meiner wert bleibt, wie ſie's jetzt iſt, Behriſch, ſie ſoll glücklich ſein.

„Und doch werd' ich ſo grauſam ſein und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädchen Hoffnung macht, Der verſpricht. Kann ſie einen rechtſchaffenen Mann kriegen, kann ſie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich ſein! Ich weiß, was ich ihr ſchuldig bin. Meine Hand und mein Vermögen gehört ihr; ſie ſoll Alles haben, was ich ihr geben kann. Fluch ſei auf Dem, der ſich verſorgt, eh das Mädchen verſorgt iſt, das er elend gemacht hat! Sie ſoll glücklich ſein. Sie ſoll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer Andern zu ſehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, ſie in den Armen eines Andern zu ſehen. Und vielleicht will ich ſie auch da mit dieſer ſchrecklichen Empfindung verſchonen."

Und er führte ſeinen Entſchluß ohne Zögern aus und „benahm ihr alle Hoffnung." Käthchen, die nun faſt zweiundzwanzig Sommer geſehen hatte, war klug genug, nicht alles Heil von einem Studenten zu erwarten, der drei Jahre jünger war als ſie und demnächſt in eine ferne Heimat zurückkehren mußte. Er und ſie hatten ſich nun zwei Jahre hindurch als Liebende Freuden und Plagen reichlich bereitet. Da reizte es beide, zu einer ſanfteren Freundſchaft überzugehen. Zur Abwechſlung iſt es auch ein Genuß, ſich als Entſagender weiſe und ſtark zu fühlen. Schon Ende April (1768) ſchilderte Goethe dieſe neue Seligkeit.

„O Behriſch, ich habe angefangen zu leben! Daß ich Dir Alles erzählen könnte! Ich kann nicht; es würde mich zuviel koſten. Genug ſei Dir's: Nette, ich, wir haben uns getrennt! Wir ſind glücklich!

„Es war Arbeit, aber nun ſitze ich wie Herkules, der Alles getan hat, und betrachte die glorreiche Beute umher. Es war ein ſchrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung; aber ſie kam, die Erklärung, und nun, nun kenn' ich erſt das Leben!

„Sie iſt das beſte, liebenswürdigſte Mädchen; nun kann ich Dir ſchwören, daß ich nie aufhören werde, Das für ſie zu fühlen, was das Glück meines Lebens macht, Das zu denken, was ich Dir neulich geſchrieben habe, und Das zu wollen.

„Behriſch, wir leben in dem angenehmſten freundſchaftlichen Umgange, wie Du und ſie. Keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr, und ſo vergnügt, ſo glücklich! Behriſch, ſie iſt ein Engel! Es ſind heute zwei Jahre, daß ich ihr zum erſten Male ſagte, daß ich ſie liebte; zwei Jahre und noch! Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundſchaft auf. Doch nicht ich! Ich liebe ſie noch ſo ſehr. Gott, ſo ſehr!"

* * *

Als der Sommer ihn wieder zum Herumſtreifen lockte, jetzt zum letzten Male in die großen Luſtgärten von Leipzig, in die Dörfer ringsum, durch Gebüſche, Wieſen und Feldfluren, da dachte er auch gern an die anderen Mädchen, mit denen er hier bekannt geworden war. In Dölitz bei Connewitz bewohnten Oeſers in den Sommermonaten ein beſcheidenes Landhaus. Profeſſor Oeſer, ein berühmter Maler und überdies angeſtellter Lehrer ſeiner Kunſt, hatte zwei Jahre hindurch in Wolfgang Goethe einen eifrigen Schüler gehabt, hatte ihn lieb gewonnen und auch in ſeine Familie hineingezogen. Von zwei Töchtern und zwei Söhnen ſtand die ältere Tochter, Friederike, mit Wolfgang in gleichem

Alter: klein gewachſen, weder ſchön, noch häßlich, auf inneren Wert bedacht, in den häuslichen Tugenden mit Käthchen vergleichbar, aber durch die Geſpräche in einem Künſtlerhauſe höher gebildet, auch ſehr beleſen und überdies eine Meiſterin am Klaviere. Unſer Student

Oesers Landhaus in Dölitz

richtete oft ſeine Wanderungen nach Dölitz und neckte ſich gar gern mit Friederiken herum.

Zuweilen ſchmeichelte ſich auch ſchon der Gedanke an ein neues Liebchen in ſeine Bruſt. In der Natur herrſcht ein beſtändiger Wechſel; auf ihr winterliches Abſterben folgt jedes Frühjahr eine Wiedergeburt, ein neues Hoffen, Streben, Blühen und Reifen. „Alles fließt“, lehrte jener griechiſche Denker: wenn der Student, der ſchon der Abhärtung wegen fleißig badete, draußen am Fluſſe die Kleider abwarf und dann das Waſſer neben und über ſeinen Körper dahin rieſelte, ſo fühlte er dieſe Wahrheit.

Auf Kieſeln im Bache, da lieg' ich, wie helle,
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt.

Dann trägt ſie ihr Leichtſinn im Strome darnieder,
Schon naht ſich die zweite und ſtreichelt mich wieder:
Da fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt!

O Jüngling, ſei weiſe! Verwein' nicht vergebens
Die fröhlichen Stunden des traurigen Lebens,
Wenn flatterhaft dich ja ein Mädchen vergißt!
Geh', ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße der Buſen der Zweiten,
Als kaum ſich der Buſen der Erſten geküßt!

Der junge Menſch denkt ſich lieber in die Zukunft, als in die Gegenwart, und ſo betrachtete auch Goethe ſein Verhältnis zu Annetten gern ſchon als ein Vergangenes und ſprach in ſeinen Gedanken zu ihr, wie wenn ſie ſchon getrennt wären.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehen
Und dich als Frau und mich als Mann;
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
Soviel man Küſſe nehmen kann.

Sie ſind, die ſüß verträumten Stunden,
Die durchgeküßten ſind verſchwunden:
Wir wünſchen traurig ſie zurück. — —
O wünſche Dir kein größ'res Glücke!
Es flieht der Erden größtes Glücke
Wie des geringſten Traumes Glück.

* * *

Wolfgang hatte ſich nie einer feſten Geſundheit rühmen können; auch in Leipzig war er ſchon einige Male recht krank geweſen; übertreibendes Bemühen um Abhärtung ſchadete mehr, als es nützte; ein Sturz vom

Pferde blieb auch nicht ohne Folgen; Verdauungsſtörungen waren nicht ſelten; aber auf eine ſchwere Krankheit der Lunge hätte doch Niemand geraten. Eines Morgens im Juli 1768 erwachte er an einem Blutſturz. Er konnte ſich eben noch zu ſeinem Stubennachbar ſchleppen, der den Arzt herbeirief. Seine Freunde eilten herbei und pflegten ihn liebreich: der brave Horn, ſein Stubennachbar Limprecht, der ernſte Langer, der Behrischs Hauslehrerſtelle jetzt innehatte, Dr. Hermann, aber namentlich auch die Familien Schönkopf und Breitkopf.

Als er wieder herumſchlich, fühlte er mitten im Geneſungswohlſein noch oft die Grabesnähe. Er war vom Tode gezeichnet — ſein Spiegel erinnerte ihn daran, wenn er es ſonſt vergaß. Seine Mädchen aber ſtanden ſo friſch und fröhlich vor ihm, wie ſonſt; ſie lachten ihn aus, wenn er ein melancholiſches Geſicht machte und wehmütige Betrachtungen hören ließ; ein Neunzehnjähriger, der an ein baldiges Abſcheiden dachte, war faſt eine komiſche Figur! Oder aber, ſie lachten und neckten, um ihn vom Kopfhängertum zu kurieren. Er jedoch fühlte den Gegenſatz. „Wer tot iſt, iſt tot“, ſagte er ſich, „und wer krank iſt, ſo gut wie tot.“

So kam der Tag heran, wo der Platz beim Hauderer beſtellt wurde, deſſen Wagen ihn heimwärts tragen ſollte. In einigen Häuſern nahm er Abſchied, in andern nicht. Bei Schönkopfs war er auch dieſen Sommer jeden Tag geweſen, und die Freundſchaft war immer die gleiche geblieben; er hatte ihnen verſprochen, fleißig zu ſchreiben — „aber nur einmal im Monat,“ verſicherte er. Als er ihnen Lebewohl ſagen wollte, kam er bis an die Tür;

er ſah die Laterne im Flur brennen, ging bis an die Treppe, aber er hatte nicht das Herz, hinaufzuſteigen.

Am 28. Auguſt, ſeinem Geburtstage, fuhr er zum Ranſtädter Tor hinaus. Ein ſächſiſcher Offizier war unter den Mitreiſenden und aß mit ihm in Naumburg das Nachteſſen.

„Sie ſind ſo luſtig," redete er den jungen Menſchen an, „ſo luſtig und haben heute doch Leipzig verlaſſen?"

„Unſer Herz weiß oft nichts von der Munterkeit unſeres Blutes," erwiderte Goethe.

„Sie ſcheinen unpäßlich," begann der Kapitän nach einer Weile.

„Ich bin's wirklich. Und ſehr! Ich habe Blut geſpien."

„Blut geſpien!" rief Jener. „Ja, da iſt mir Alles deutlich. Da haben Sie ſchon einen großen Schritt aus der Welt getan, und Leipzig mußte Ihnen gleichgültig werden, weil Sie es nicht mehr genießen konnten."

„Getroffen!" beſtätigte Goethe. „Die Furcht vor dem Verluſt des Lebens hat allen anderen Schmerz erſtickt."

„Ganz natürlich," philoſophierte Jener weiter. „Denn das Leben bleibt immer das Erſte, ohne Leben iſt kein Genuß."

„Aber" — fuhr er fort — „hat man Ihnen nicht auch die Abreiſe leicht gemacht?"

„Gemacht? Wieſo?"

„Das iſt ja deutlich. Ich meine: von Seiten der Frauenzimmer. Sie haben die Miene, nicht unbekannt unter dem ſchönen Geſchlecht zu ſein . . ."

Goethe verneigte ſich zum Dank für das Kompliment.

„Ich rede gerade heraus, wie ich's meine,“ fuhr der Offizier fort. „Sie ſcheinen mir ein Mann von Verdienſten, aber Sie ſind krank! Und da wette ich Zehn gegen Nichts: kein Mädchen hat Sie bei'm Armel gehalten!“

Goethe ſchwieg, und Jener lachte.

„Nun,“ ſagte er und reichte die Hand über den Tiſch: „Ich will zehn Taler an Sie verloren haben, wenn Sie auf Ihr Gewiſſen ſagen: es hat mich Eine gehalten.“

„Topp!“ — und Goethe ſchlug ein. „Sie behalten Ihre zehn Taler, Herr Kapitän! Sie ſind ein Kenner und werfen Ihr Geld nicht weg.“

„Bravo!“ verſetzte Jener. „Dann ſehe ich, daß Sie auch Kenner ſind. Gott bewahre Sie darin, und wenn Sie wieder geſund werden, ſo werden Sie Nutzen von dieſer Erfahrung haben!“

Frankfurt am Main um 1770

III. In Frankfurt.

September 1768 bis März 1770.

Schwach nach überſtandener Krankheit kehrte Wolfgang in ſein Vaterhaus zurück und immer noch kränkelte er; der Frankfurter Arzt meinte, das Übel ſitze wohl mehr in den Zuwegen der Lunge als in der Lunge ſelbſt. Der Vater ſah, daß ſein Student in der Poeſie und der Malerei gute Fortſchritte gemacht, dagegen um die Rechtswiſſenſchaften ſich recht wenig bekümmert hatte. Kornelie war ſehr glücklich, den Bruder wieder zu haben: war er doch ihr Nächſter und Vertrauteſter. Denn mit Vater und Mutter ſtand ſie nur auf dem Fuße der gehorſamen, ordentlichen Tochter; auch hatte ſie weder einen Geliebten noch eine Herzensfreundin, die letztere wenigſtens nicht am Orte. Korneliens Tugenden und Gaben waren nicht gering, aber die Schönheit ging ihr ab und leider auch jenes Süße, Vertrauende, Zutuliche, das auch ein reizloſes Mädchen liebenswürdig macht. Sie fürchtete die Menſchen, verſpottete ſie auch gern und liebte ſie wenig; ſie erwartete nichts vom Leben; mit achtzehn Jahren war ſie gewiſſermaßen ſchon eine

alte Jungfer. „Heute ist mein Geburtstag“, schrieb sie am 7. Dezember 1768[1]), „und ich vollende das achtzehnte Jahr. Diese Zeit ist wie ein Traum verflossen, und die Zukunft wird ebenso hingehen, mit dem Unterschiede, daß mir keine Übel mehr übrig bleiben, die ich nicht schon gefühlt hätte. Ich sehe sie vor mir.“ Zuweilen wollte sie ihre Reizlosigkeit für ein Glück halten, wenn sie nämlich beobachtete, welches Unheil schöne Frauen anrichten und wie sie dabei selber innerlich entarten; aber für gewöhnlich hielt sie doch auch „äußere Anmut für durchaus notwendig zum Lebensglück.“

„Und deshalb, glaube ich, kann ich nie glücklich werden. Es ist augenscheinlich, daß ich nicht immer ledig bleibe, und es wäre auch lächerlich, sich Das vorzunehmen. Obwohl ich schon lange alle Roman-Träume vom Heiraten aufgegeben habe, so konnte ich doch nie eine hohe Idee von ehelicher Liebe in mir auslöschen, und nur diese Liebe kann eine Verbindung glücklich gestalten. Wie kann ich aber eine solche Seligkeit anstreben, da ich keinen Reiz besitze, der Zärtlichkeit hervorruft? Werde ich einen Gatten heiraten, den ich nicht liebe? Der Gedanke läßt mich zittern, und doch bleibt mir nichts Andres übrig, denn wo soll man einen liebenswerten Mann finden, der mich wählte?“[2])

Die Freundin Lisette Runkel, die Wolfgang so gern hatte erziehen wollen, war das gerade Gegenteil von Kornelien geworden. Ihre Familie geriet zeitweilig in größte Bedrängnis, der Vater starb und hinterließ nichts, aber die schöne Lisette konnte die Bewerber unter den Reichsten wählen. Ein sehr wohlhabender Kauf-

[1]) Französisch.

[2]) Französisch an Katharina Fabricius, 5. Mai 1769.

mann von 46 Jahren bemühte ſich um ſie, und ſie ſchwirrte eine Zeitlang auf ſeine Koſten herum; z. B. erſchien ſie auf einem Maskenballe am Darmſtädter Hofe in ſolcher Pracht, daß die Prinzen und Prinzeſſinnen ſich fragten, ob ſie eine Göttin oder ein menſchliches Weſen vor ſich hätten, und ſich nur ſchüchtern an ſie heranwagten. Und auf einem Balle daheim brach ſie die Herzen gleich dutzendweiſe; ihr eigenes Herzchen dagegen ſchonte ſie. Ebenſo hielt es eine andere ſehr ſchöne „Freundin“ Korneliens, Marie Baſſompierre, deren Verlobter — Kornelie verbarg eine heimliche Liebe zu ihm — plötzlich ſtarb und die ein paar Tage nach dem Begräbniſſe in tiefſter Trauerkleidung im Konzert erſchien und lachend erklärte: ſie ſei vergnügter als je.

Nur zwei Brieffreundinnen ſchätzte Kornelie wirklich; beide wohnten in Worms: Charitas Meixner und Katharina Fabricius. Namentlich gegen dieſe Letztere öffnete Kornelie alle Falten ihrer Seele. Ihr Bruder wollte nun auch an dieſen Briefen teilnehmen.

Wenn er die Mädchen und Frauen der Vaterſtadt ſo im Allgemeinen betrachtete, bekam er Sehnſucht nach Leipzig. Acht oder neun Wochen nach ſeiner Ankunft beſuchten ihn zwei junge Herren v. Olderogge, Livländer, die mit ihm in Leipzig ſtudiert hatten; gegen ſie urteilte Wolfgang vor der Schweſter und einem Verwandten recht ſcharf über ſeine Landsleute. Es herrſche ein ſchlechter Geſchmack in Frankfurt, behauptete er, die Bürger ſeien ſtupid und die Mädchen unerträglich. „Welcher Unterſchied“, rief er aus, „zwiſchen den Sächſinnen und Dieſen hier!“

„Das muß ich nun alle Tage hören!“ erwiderte die Schweſter. „Ich frage Sie, meine Herren, die Sie vielleicht nicht ſo voreingenommen ſind: ſind denn wirklich die ſächſiſchen Damen denjenigen jeder andern Nation ſo ſehr überlegen?“

„Ich verſichere Sie, Mademoiſelle“, erwiderte der jüngere Olderogge, „daß ich in der kurzen Zeit, die ich hier bin, viel mehr vollkommene Schönheiten geſehen habe als in Sachſen. Indeſſen wage ich zu ſagen: was Ihren Herrn Bruder für Jene beſtimmt, iſt, daß ſie eine gewiſſe Anmut haben, ein einſchmeichelndes Weſen. . . .“

„Ja, ja, Das iſt's!“ unterbrach ihn Goethe. „Dieſe Grazie, dieſe Anmut fehlen hier. Ich gebe zu, daß ſie hier ſchöner ſind; aber was hilft mir die Schönheit, wenn ſie nicht vereinigt iſt mit jener unendlichen Süßigkeit, die noch mehr bezaubert als die Schönheit ſelbſt.“ [1])

Genau ſo läſterte Goethe über ſeine Landsmänninnen, als er einige Tage darauf einen Versbrief an Friederike Oeſer richtete:

Ich kam hierher und fand das Frauenzimmer
Ein bißchen — ja man ſagt's nicht gern — wie immer;
G'nug: bis hierher hat Keine mich gerührt. —
— — — — — — — — — — — — — — —
Du lieber Gott, an Munterkeit iſt hie,
An Einſicht und an Witz Dir keine einzige gleich,
Und Deiner Stimme Harmonie,
Wie käme Die heraus in's Reich!

[1]) Nach einem franzöſiſchen Tagebuche Korneliens für Katharina Fabricius, 27. Oktober 1768.

Bin ich bei Mädchen launiſch-froh,
So ſehn' ſie ſittenricht'riſch-ſträflich;
Da heißt's: der Herr iſt wohl aus Bergamo?
— Sie ſagen's nicht einmal ſo höflich.
Zeigt man Verſtand, ſo iſt auch Das nicht recht. . . . .

Und nun ſtichelte er auch auf die Sächſinnen und lobte ſie zugleich:

Wie ſeid ihr nicht ſo gut! So euch zu beſſern willig!
Auf eig'ne Fehler ſtreng und gegen fremde billig!
Und zum Gefallen ohnbemüht
Iſt Niemand, den ihr nicht gewönnet!
Ah, man iſt euer Freund, ſo wenig man euch kennet;
Man liebt euch, eh man's ſich verſieht!
Mit einem Mädchen hierzulande
Iſt's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundſchaft fehlt's ihr an Verſtande,
Zur Liebe fehlt's ihr an Gefühl.

* * *

An Käthchen Schönkopf dachte er immer noch als ein Liebender. „Mein böſes Mädchen" nannte er ſie gegen Friederike Oeſer, und deutete auf ihre Eiferſucht und Launen; viel mehr aber plagte ihn der Gedanke, daß ſie jetzt friſch und geſund einen neuen Liebhaber erwarte, während er herumkränkelte. Er hatte ſelber ſeine Verſetzung in die Klaſſe der „Freunde" gewünſcht; jetzt fühlte ſich der Freund als ein Genasführter und zweifelte nicht mehr, daß dies Mädchen an Schlauheit ihm weit überlegen war. Auch ihre Briefe in Leipziger Orthographie verrieten dieſe Überlegenheit. „Noch immer ſo munter, noch immer ſo boshaft", antwortete er ihr am 1. November (68), „ſo geſchickt, das Gute von einer falſchen

Seite zu zeigen, ſo unbarmherzig, einen Leidenden auszulachen, einen Klagenden zu verſpotten!“ Und nun erwiderte er ihre Streiche und Stiche:

„Sie haben Recht, meine Freundin, daß ich jetzt für Das geſtraft werde, was ich gegen Leipzig geſündigt habe. Mein hieſiger Aufenthalt iſt ſo unangenehm, als mein Leipziger angenehm hätte ſein können, wenn gewiſſen Leuten gelegen geweſen wäre, mir ihn angenehm zu machen. Wenn Sie mich ſchelten wollen, ſo müſſen Sie billig ſein! Sie wiſſen, was mich unzufrieden, launiſch und verdrießlich machte! »Das Dach war gut, aber die Betten hätten beſſer ſein können«, ſagt Franziska.“ [1])

Und zwiſchendurch verriet er, was ihn tiefer verdroß als ſolche Erinnerungen:

„Es iſt das gewöhnliche Schickſal der Verſtorbenen, daß Überbliebene und Nachkommende auf ihrem Grabe tanzen.“

Ach, wie oft kehrte er im Geiſte noch in jener Stube ein, wo die Geliebte dienend regierte! Ganz deutlich ſah er ſie vor ſich.

„Ihr Diener, Herr Schönkopf! Wie befinden Sie ſich, Madame? Guten Abend, Mamſell! Peterchen, guten Abend!

„Sie, Herr Schönkopf, ſitzen auf dem Kanapee am warmen Ofen. Madame in ihrem Eckchen hinter'm Schreibetiſch. Peter liegt unter dem Ofen. Und wenn Käthchen auf meinem Platze am Fenſter ſitzt, ſo mag ſie nur aufſtehen und dem Fremden Platz machen.

„Nun fange ich an zu diskurieren. Ich bin lange außen geblieben, nicht wahr? . . . Wie ich gelebt habe, Das möchten Sie gerne wiſſen? Mittelmäßig, ſehr

[1]) Minna v. Barnhelm, II., 2.

mittelmäßig! Ich befinde mich ſo gut, als ein Menſch, der im Zweifel ſteht, ob er die Lungenſucht hat oder nicht, ſich befinden kann. Doch geht es etwas beſſer; ich nehme an Backen wieder zu, und da ich weder Mädchen, noch Nahrungsſorgen habe, die mich plagen könnten, ſo hoffe ich von Tag zu Tage weiter zu kommen.“ [1])

Die Leipziger Freundinnen wollten ſeine Krankheit leicht nehmen; um ſo heftiger erſchraken ſie, als ſie im Dezember durch Horn erfuhren, Goethe liege wieder feſt. Sofort ſchrieb ihm Käthchen, und er durfte die ſonſtige Neckerin nun einmal „Meine beſte ängſtliche Freundin“ anreden, als er ihr zum Neuen Jahre antwortete. „Diesmal war's arg und ſah noch ärger aus, als es war, und war mit ſchrecklichen Schmerzen verbunden.“ Seine Lunge ſei geſund, „aber am Magen ſitzt was;“ da man nun das eigentliche Übel kenne, werde man ihn ſchon zurecht pflegen.

„Manchmal fällt mir's ein, daß es doch ein närriſcher Streich wäre, wenn ich trotz meinen ſchönen Projekten vor Oſtern ſtürbe. Da verordnete ich mir einen Grabſtein auf dem Leipziger Kirchhof, daß Ihr doch wenigſtens alle Jahre am Johannis-, als meinem Namenstag, das Johannismännchen und mein Denkmal beſuchen möget.“ [2])

Einen Monat ſpäter klang ſein Brief ebenſo traurig-luſtig.

---

[1]) Nach einem Briefe an die Familie Schönkopf, 1. 10. 1768.

[2]) Es war in Leipzig Sitte, am Johannistage den Friedhof zu beſuchen und die Gräber zu ſchmücken. Auch wurde die von Holz geſchnitzte Figur des Johannismännchen auf dem Brunnen aufgeſtellt und bekränzt. (Nach O. Jahn.)

„Seit vierzehn Tagen ſitz ich wieder feſt. Im Anfang dieſes Jahres war ich auf Parole losgelaſſen; das bißchen Freiheit iſt auch wieder aus, und ich werde wohl noch ein Stückchen Februar im Käfigt zubringen. Denn Gott weiß, wenn's alle wird!“

Sein Vergnügen in dieſer Gefangenſchaft war das Zeichnen, Dichten und Uberarbeiten alter Gedichte; die Leipziger Freunde ließ er noch immer daran teilnehmen.

Dabei wandte er ſich an die kenntnisreiche Friederike Oeſer mehr als an Käthchen, wie er ihr auch längere Briefe ſchrieb. Mit ihr und ihrem Vater konnte er ſeine Meinungen über neueſte Dichter und über Grundfragen der Kunſt ausſprechen; ihr ſandte er eine handſchriftliche Sammlung von eigenen Gedichten und erzählte ihr von einer weiteren Sammlung, die im Druck erſcheinen ſollte, denn einer von den jungen Breitkopfs

hatte Melodien dazu komponiert und konnte das Heft leicht in der väterlichen Druckerei herſtellen laſſen. Friederike Oeſer verhehlte dem jungen Poeten nicht, daß ein Teil ſeiner Verſe ihr ärgerlich ſei und überhaupt dem weiblichen Geſchlecht ärgerlich ſein müſſe; ſo kindiſch-leichtſinnig, ſo leichtgläubig-ſchwach, ſo albernlauniſch, wie Goethe die Mädchen darſtelle, ſeien ſie denn doch großenteils nicht.[1]) Der neunzehnjährige Spötter und Sittenrichter berief ſich dagegen auf ſeine — Erfahrung.

„Ich ſoll eine üble Idee vom ſchönen Geſchlecht haben? Auf gewiſſe Art ja! Nur müſſen Sie mich verſtehen und

[1]) Was Friederike ſchrieb, iſt nur aus Goethes Antwort zu erraten; dieſe Urteile lagen aber ſehr nahe. Z. B. lautete eins von den 10 Gedichten der ihr gewidmeten Sammlung folgendermaßen:

Liebe und Tugend.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter ſtrenge Lehren gibt
Von Tugend, Keuſchheit und von Pflicht
Und unſer Mädchen folgt ihr nicht
Und fliegt mit neu verſtärktem Triebe
Zu unſern heißen Küſſen hin:
So hat daran der Eigenſinn
So vielen Anteil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß ſie das kleine Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren ſieht,
Daß uns das Mädchen ſpröde flieht:
So kennt ſie nicht das Herz der Jugend!
Denn wenn Das je ein Mädchen tut,
So hat daran der Wankelmut
Gewiß mehr Anteil als die Liebe!

meine Worte nicht jedesmal mit einer schlimmen Glosse erklären.

„Was ich erfahren habe, Das weiß ich und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wissenschaft. Ich versichere Sie: die paar Jahre, als ich lebe, habe ich von unserem Geschlecht eine sehr mittelmäßige Idee gekriegt und wahrhaftig keine bessre von Ihrem. Nehmen Sie Das nicht übel; sie haben's mir darnach gemacht. . . . Sie wollen mir Ihr Geschlecht auf einer andern Seite zeigen? O hätten Sie es bei der ersten gelassen, und Ihre Sache würde schlimm geblieben sein, ohne schlimmer zu werden!

„Wie vorteilhaft ist denn diese neue Seite? Wir wollen sehen. Daß jedes junge, unschuldige Herz unbesonnen, leichtgläubig und deswegen leicht zu verführen ist, Das liegt in der Natur der Unschuld. Leugnen Sie mir Das! Und heißt denn Das „beschuldigen", wenn man die Sache sagt, wie sie ist? Und ist es denn Ihrem Geschlecht eine Schande, leichtgläubig zu sein? Es scheint, als ob Sie's glaubten.

„Sie widersprechen mir und wollen Ihr Geschlecht verteidigen. Daß nicht alle Mädchen leichtsinnig sind, Das haben Sie bewiesen; ich muß es gestehen. Aber Sie haben mir zu einer gefährlichen Meinung geholfen! Der klügere Teil ist also mißtrauisch?" (8. April 1769.)

Um diese Zeit, Ostern 1769, war auch Horn eben aus Leipzig zurückgekommen. Goethe konnte ihn ausfragen, und er hörte denn auch bald heraus, was er erwartet hatte. Bei Schönkopfs stellten sich nach wie vor Verehrer von Käthchen ein; ein junger Jurist, Dr. Kanne, schien Gnade zu finden.

Er hatte schon seit zwei Monaten keinen Brief mehr mit Käthchen gewechselt; jetzt schrieb Horn an Schönkopfs in ähnlichem Tone, wie Goethe vor einem halben Jahre:

„Hier im Reiche iſt es gar nicht auszuhalten; die Leute ſind ſo ſtipide, als man es ſich nur vorſtellen kann. . . . Die Mädchen? O, Die ſind ganz unerträglich! Sehr ſtolz und ohne allen Menſchenverſtand; ich möchte raſend werden, wenn ich an Leipzig gedenke. Nicht Eine iſt fähig, einen Diskurs zu führen als etwa vom Wetter oder von einer neumodiſchen Haube . . . .

„Goethe läßt Sie grüßen, Mamſell. Er ſieht immer noch ungeſund aus und iſt ſehr ſtipide geworden. Die Reichsluft hat ihn ſchon recht angeſteckt. Ich muß machen, daß ich wieder wegkomme, ſonſt geht es mir ebenſo, und ich bin doch noch zu jung, um ſtipide zu werden. Die Zeit wird mir aber entſetzlich lang, ob ich gleich ſelten allein bin. Goethe ſpricht: ich ſollte mich hängen; aber hier mag ich nicht. Wenn ich klug geweſen wäre, ſo hätte ich mich in Leipzig hängen ſollen."

* * *

Um die Mitte Mai zeigte Käthchen dem Freunde Horn ihre Verlobung mit Dr. Kanne an; ſie bat ihn, den Brief auch Goethen zu zeigen. Nun war's alſo geſchehen! Goethe ſchrieb ſeinen Glückwunſchbrief am 1. Juni; er wollte ſcherzen, z. B. über Horn, der in Konſtantie Breitkopf immer noch heftig verliebt war; er wollte Käthchen von Herzen Gutes wünſchen, aber die Bitterkeit miſchte ſich in den guten Willen und in die gewollte Luſtigkeit.

„Aus Ihrem Brief an Hornen habe ich Ihr Glück und Ihre Freude geſehen. Was ich dabei fühle, was ich für eine Freude darüber habe, Das können Sie Sich vorſtellen, wenn Sie Sich noch vorſtellen können, wie ſehr ich Sie liebe. Grüßen Sie Ihren lieben Doktor und empfehlen Sie mich ſeiner Freundſchaft! . . .

„Horn fängt an, ſich zu erholen; wie er ankam, war garnichts mit ihm zu tun. Er iſt ſo zärtlich, ſo empfindſam

für ſeine abweſende Uranie, daß es komiſch wird. Er glaubt im Ernſte, was Ihr Brief ihm verſichert, daß Konſtantie bleich für Kummer geworden wäre . . . Wenn ich ihm verſichre: Fiekchen [= Konſtantie] würde ſich an ihrer Freundin Exempel ſpiegeln und nach und nach einſehen lernen uſw. uſw., ſo flucht er mir den Hals voll und ſchickt mich mit meinen Exempeln zum Teufel. . . . Der gute Menſch bedenkt nicht, daß Mädchenherzen nicht Marmor ſind und daß ſie auch nicht Marmor ſein dürfen. Das liebenswürdigſte Herz iſt Das, welches am leichtſten liebt; aber das am leichtſten liebt, vergißt auch am leichtſten. Doch er denkt daran nicht und hat recht: es iſt eine gräßliche Empfindung, ſeine Liebe ſterben zu ſehen. . . . . .

„Das Schreiben wird mir ſauer, beſonders an Sie. Wenn Sie es nicht aparte befehlen, ſo kriegen Sie keinen Brief wieder vor dem Oktober. Denn, meine liebe Freundin, ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren beſten Freund nennen, ſo iſt doch um den beſten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Menſch mag eingemachte Bohnen, ſo lang man friſche haben kann; friſche Hechte ſind immer die beſten; aber wenn man fürchtet, daß ſie gar verderben mögen, ſo ſalzt man ſie ein, beſonders wenn man ſie verführen[1]) will. Es muß Ihnen doch komiſch vorkommen, wenn Sie an die Liebhaber denken, die Sie mit Freundſchaft eingeſalzen haben: große und kleine, krumme und grade. Ich muß ſelbſt lachen, wenn ich dran denke.“

Er ſprach dann von Beſorgungen, die er für ſie übernommen, und Geſchenken, die er ſchon ſeit ſeinem Scheiden von Leipzig ihr zugedacht: Fächer, Schuhe, Halstuch, Bücher; einige Sachen wollte er ſelber bemalen, aber er rückte nicht vorwärts.

„Die Erinnerung iſt mir zu traurig, wenn ich Das für Sie tun ſoll, was ich getan habe, ohne mehr zu ſein, als ich

[1]) über Land (oder Meer) verſchicken.

bin. Ich habe Ihnen immer geſagt, daß mein Schickſal von dem Ihrigen abhängt. Sie werden vielleicht bald ſehen, wie wahr ich geredet habe; vielleicht hören Sie bald eine Nachricht, die Sie nicht vermuten."

Käthchen war ergriffen von dem Schmerze, der aus dieſen Zeilen ſprach, und überdies hörte ſie bald darauf, Goethe ſei wieder ernſtlich krank. Er ſchien wirklich nach einem frühen Grabe hinzuwanken. Sie ſchrieb ihm alſo einen guten, ängſtlichen Brief. Die Antwort des Freundes war vom 26. Auguſt; am gleichen Tage des vorigen Jahres hatte ſie ihn zum letzten Male geſehen! Jetzt wußte er ihr faſt nichts mehr zu ſagen.

„Wenn ich in Leipzig wäre, da ſäße ich bei Ihnen und machte ein Geſicht, wie Sie Sich dergleichen Spektakel noch erinnern können. Doch nein, wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben! O könnte ich die drittehalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich ſchwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte geſcheuter ſein!"

* * *

Mit der Geſundheit des jungen Menſchen ging es allmählich beſſer, und für ſeine Ausbildung waren auch die drei Semeſter im Vaterhauſe keineswegs unnütz geblieben. Das Schickſal hatte ihn hart angefaßt und ſeinen Hochmut gebeugt. Sein poetiſches Talent, ſein erhebliches Wiſſen und ſeine Zugehörigkeit zu einem wohlhabenden Hauſe, was waren ſie wert, wenn ein neuer Krankheitsanfall Alles vernichten konnte? Aber auch auf ein halbes Leben mußte er gefaßt ſein, auf andauernde Schwäche und ängſtliches Stubendaſein. Nun fühlte er ſich aber in kranken Tagen oft glücklicher als in

geſunden; oft konnte er die Seinigen, die ſich um ihn ſorgten, aufheitern; ſeine Stimmung war dann freilich mehr ein Galgenhumor als ruhiges Glücklichſein. Zu gleicher Zeit gewöhnte er ſich, die Augen auf ernſte, große Angelegenheiten zu richten; er wurde in ſeiner Art fromm. Unter Religion verſteht der Knabe Bibelkunde, Katechismuswiſſen und Annahme der kirchlichen Glaubensſätze; jetzt kam Wolfgang erſt recht zum eigenen Prüfen und Wählen. Er las Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte, ein Buch, in dem die Verkünder eines ſelbſt-erarbeiteten Glaubens viel gehaltvoller und achtungswerter erſchienen als die Hirten und Schafe der Kirche. Seine Mutter hielt ſich gerade jetzt zu einigen abſeits der Kirche einem frommen Leben ergebenen Frauen, namentlich zu einer Fräulein v. Klettenberg, mit der ſie weitläufig verwandt war; auch ihr Sohn ließ ſich gern in Religionsgeſpräche ein und fühlte ſich halb und halb zu dieſem Zirkel gehörig. Seine frommen Freunde ſtanden mit den Herrnhutern in Verbindung; auch der eben zwanzigjährige Goethe rechnete ſich nun zum Anhang der Herrnhuter und beſuchte ihre Kolonie Marienborn, im Darmſtädtiſchen, wo eben die Abgeſandten der ganzen Brüdergemeinde zu einer Synode verſammelt waren.

Andere Reiſen, an denen der Geneſende ſich erprobte und zugleich kräftigte, führten ihn nach Mainz und Worms; hier ſah er Charitas Meixner[1]) wieder

[1]) Charitas (eigentlich Charlotte) Meixner war in Worms am 27. Juni 1750 als Tochter eines Kaufmanns geboren. Mit Goethe ward ſie im Frühjahr 1766 in Frankfurt bekannt;

und lernte die nächſte Freundin ſeiner Schweſter, Katharina Fabricius, von Angeſicht kennen.

Zu Hauſe verſenkte er ſich dann wieder in ſeine Studien. Namentlich beſchäftigten ihn, zum erſten Male auf die Dauer, die Wunder und Rätſel der Natur. Er ward beinahe ein Alchemiſt; auf gar wunderlichen Wegen ſuchte er zu erkennen, „was die Welt im Innerſten zuſammenhält.“

◆ ◆ ◆

Im Dezember (1769) ſchrieb er nach langer Pauſe wieder an Käthchen; es ward ein Brief voller Widerſprüche. Sein Körper ſei wiederhergeſtellt, berichtete er, aber ſeine Seele noch nicht geheilt.

„Die Erinnerung an Abweſende wird durch die Zeit nicht ausgelöſcht, aber doch verdeckt. Die Zerſtreuungen unſers Lebens, die Bekanntſchaft mit neuen Gegenſtänden, kurz jede Veränderung unſeres Zuſtandes tun unſerm Herzen Das, was Staub und Rauch einem Gemälde tun; ſie machen die feinen Züge ganz unkenntlich und die ſtarken weniger ſichtbar, und Das ſo unmerklich, daß man nicht weiß, wie es zugeht. Tauſend Dinge erinnern mich an Sie; ich ſehe tauſendmal Ihr Bild, aber ſo ſchwach und oft mit ſo wenig Empfindung, als wenn ich an jemand Fremdes gedächte . . .“

Und dabei verbarg er doch ſeinen Kummer nicht, daß er ſie einem Andern gönnen mußte:

„Ich bitte Sie, mir nicht mehr zu antworten. Laſſen Sie mir's durch meinen Freund ſagen, wenn Sie noch was an

---

im Dezember 1769 ſah er ſie zum letzten Male. Sie heiratete 1773 den Kaufmann Schuler in Worms und hatte ſchnell vier Kinder; im vierten Wochenbette ſtarb ſie, am 24. Dezember 1779.

mich haben ſollten. Es iſt Das eine traurige Bitte, meine Beſte, meine Einzige von Ihrem Geſchlechte, die ich nicht »Freundin« nennen mag, denn Das iſt ein nichtsbedeutender Titul gegen Das, was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr ſehen, ſo wenig als ich Ihre Stimme hören möchte! Es iſt mir leid genug, daß meine Träume ſo geſchäftig ſind.“

Ja, zuweilen kam ihm der Gedanke, ob es ſich in dieſem wunderlichen Leben nicht ereignen könnte, daß Käthchen den gegenwärtigen Bräutigam irgendwie verlöre oder aufgäbe und dann die Seinige würde. Er ſah ſich ſchon als Doctor juris, denn dieſen Titel wollte er ſich demnächſt in Straßburg erwerben; dann könnte Käthchen ſtatt Frau Dr. C. eine Frau Dr. G. werden! In einem Anfalle von Luſtigkeit ſchrieb er ihr Das ſogar[1]) und dabei ſpottete er über Konſtantie Breitkopf und Horn, deren Treue immer noch anhielt.

„Stenzel liebt noch den Riepel, den Pegauer,[2]) zum Sterben. Mir kömmt es einfältig vor und ärgerlich. Sie können Sich denken, warum! Die Trauben ſind ſauer, ſagte der Fuchs. Es könnte wohl noch gar am Ende eine Ehe geben, und Das wäre ein Spektakel. Aber ich wüßte doch noch eine Ehe, die ein noch größerer Spektakel wäre, und doch iſt ſie nicht unmöglich, nur unwahrſcheinlich. . . .

„Wir haben uns hier ſchön eingericht'. Wir haben ein ganzes Haus, und wenn meine Schweſter heuratet, ſo muß ſie fort: ich leide keinen Schwager! Und wenn ich heurate, ſo teilen wir das Haus, ich und meine Eltern, und ich kriege 10 Zimmer, alle ſchön und wohl möbliert im Frankfurter Guſto.

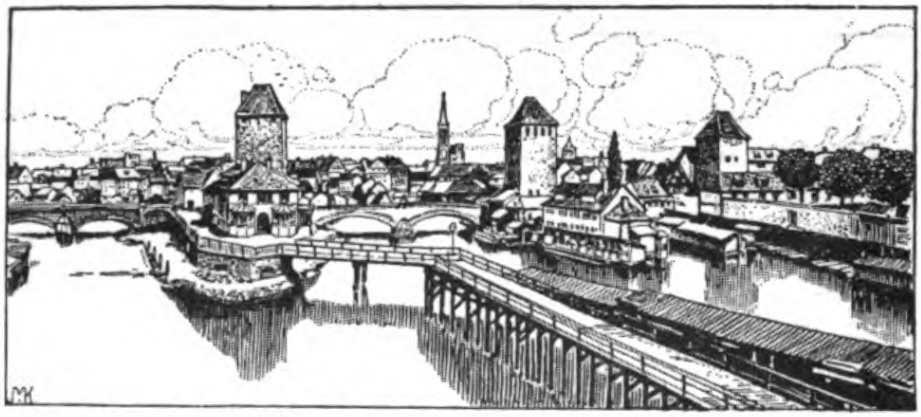
[1]) 23. Januar 1770.

[2]) „Pegauer“ bedeutete in Leipzig ſoviel wie Rüpel oder Tölpel. Horn nannte ſich ſelber im Scherze einen Pegauer.

„Nun, Käthchen, es ſieht doch aus, als wenn Sie mich nicht möchten. Freien Sie mir eine von Ihren Freundinnen, die Ihnen am ähnlichſten iſt! Denn was ſoll das Herumfahren! In zwei Jahren bin ich wieder da. Und hernach? Ich habe ein Haus, ich habe Geld: Herz, was begehrſt Du? Eine Frau!

„Adieu, liebe Freundin! Heut war ich einmal luſtig.“

Ende März fuhr Goethe ins Elſaß; Freund Horn begleitete ihn bis Mainz. Auf das Studieren und Promovieren in Straßburg ſollte ein langer Beſuch in Paris folgen. Neue Bilder, neue Hoffnungen ſtiegen vor dem ſo lange Eingeſchloſſenen auf.



Straßburg, von den gedeckten Brücken aus

IV. In Straßburg und Seſenheim.

April 1770 bis Auguſt 1771.

In ſeinen erſten zwanzig Jahren hatte Goethe immer in Familien gelebt, alſo mit Frauen und Mädchen ebenſoviel wie mit Männern, Jünglingen und Knaben. Als er nach Straßburg kam, trat er auch ſogleich in ein paar fromme Familien ein, an die ihm Grüße von Frankfurter Freunden mitgegeben waren; er ſelber hatte ja mit dem Herrgott und mit ſeinem lieben Sohn Jeſu Chriſto jetzt einen guten Stand[1]) und wandte ſich alſo herzlich-vertrauend an die ihm genannten Glaubensgenoſſen. „Aber es iſt, als wenn es nicht ſein ſollte“, mußte er der Fräulein v. Klettenberg nach ein paar Monaten melden; „ſie ſind ſo von Herzen langweilig.“ So kam es, daß Goethe jetzt zum erſten Male ganz auf den Verkehr mit Männern angewieſen war.

Wie in Leipzig, ſo wurde in Straßburg der Mittags-

---

[1]) Brief an S. Ch. Limprecht, 12. und 13. April 1770.

tiſch der Ausgangs- und Mittelpunkt ſeiner geſellſchaftlichen Unterhaltungen. Hier aber, bei den alten Schweſtern Lauth, zogen nur die andern Tiſchgäſte ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es waren Männer von Kenntniſſen und Eigenart, aus deren Geſprächen manches Neue zu ihm klang; auf das gemeinſame Eſſen folgten kleine und große Spaziergänge, durch die er die merkwürdige alte Stadt, wo ſich deutſches und franzöſiſches Weſen wunderlich begegneten, und ebenſo ihre ſchönen Umgebungen raſch kennen lernte. Schon ſeiner Geſundheit wegen mußte ſich Goethe viel Bewegung machen; er war jetzt alle paar Wochen zu einer Reiſe — zu Fuß oder zu Pferde — bereit; die Kameraden fand er am Mittagstiſche oder in der weiteren Bekanntſchaft des vortrefflichen Aktuars Salzmann, der als Haupt dieſer Tiſchgeſellſchaft galt und an den ſich gerade Goethe mit herzlichem Vertrauen anſchloß.

Wie in ſeinem erſten Semeſter zu Leipzig, ſo ſah er auch jetzt wieder die neuen Mädchen und Frauen an ſich vorübergleiten, ohne daß dieſer Anblick ihn viel erregte. Die Geſtalten der Erinnerung, deren Inneres er kannte, blieben zunächſt ſtärker als die Töchter Straßburgs. In einſamen Stunden dachte er an ſeine früheren Zuſtände zurück, an ſeine Gebundenheit durch Käthchen, an das Geniertſein, d. h. an den Zwang und die Quälerei, die mit aller tieferen Liebe verbunden iſt. Und neben Käthchen ſtellte er dann ſolche Mädchen, die uns immer angenehm ſind und uns niemals wehtun; ſo ein Mädchen war ihm zuletzt in Frankfurt noch Franziska Crespel, die Schweſter eines Freundes, ge-

weſen.[1]) Und er wußte nicht, ob die ernſtliche Liebe ein Gut oder ein Übel ſei.

„Welch' Glück iſt's, ein leichtes und freies Herz zu haben! Mut treibt uns an Beſchwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und Das iſt vielleicht das Meiſte, was ich gegen die Liebe habe. Man ſagt, ſie mache mutig. Nimmermehr! Sobald unſer Herz weich iſt, iſt es ſchwach; wenn es ſo ganz warm an ſeine Bruſt ſchlägt und die Kehle wie zugeſchnürt iſt und man Tränen aus den Augen zu drücken ſucht und in einer unbegreiflichen Wonne daſitzt, wenn ſie fließen, o, da ſind wir ſo ſchwach, daß uns Blumenketten feſſeln, nicht weil ſie durch irgendeine Zauberkraft ſtark ſind, ſondern weil wir zittern, ſie zu zerreißen!

„Mutig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kömmt, ſein Mädchen zu verlieren, aber Das iſt nicht mehr Liebe: Das iſt Neid. Wenn ich Liebe ſage, ſo verſteh' ich die wiegende Empfindung, in der unſer Herz ſchwimmt, immer auf einem Fleck ſich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir ſind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das iſt das wahrſte Bild eines Liebhabers!

„Wie traurig wird die Liebe, wenn man ſo geniert iſt — und doch können Verliebte nicht leben, ohne ſich zu genieren. . . . Ich habe [mein Fränzchen] viel lieb und ich ärgerte mich oft, daß ſie mich ſo wenig genierte. Man will gebunden ſein, wenn man liebt.“[2])

---

[1]) Daß Goethe in einem Briefe vom 27. Juni 1770 und in ſeinem Gedichte „Laß mein Aug' den Abſchied ſagen“ mit Fränzchen die 1752 geborene Franziska Jakobea Crespel meint, iſt nur Vermutung.

[2]) Konzept eines Briefes aus Saarbrücken, 27. Juni 1770, an eine ungenannte Freundin.

Über die leidige Tatſache, daß ſeine erſte Geliebte ſich von ihm abgelöſt hatte und nun die Küſſe eines anderen Mannes mit gleicher Luſt erwiderte wie ſonſt die ſeinen, kam er jetzt langſam hinweg. Freilich nur durch eine ebenſo leidige Erkenntnis. Die Liebe entſteht, flammt auf, glüht und erliſcht wie ein Feuer: wer darf das Feuer ſchelten, weil es ſich ſelbſt verzehrt! Das Verkohlen der Liebe gehört zu ihrem Weſen ſo gut wie das erſte Aufleuchten. Mädchen ſind Mädchen, und ein Mann iſt ihnen ein Mann. Wen die Liebe juſt beglückt, Der ſoll ſich deshalb nicht einbilden, eine Geliebte könne mehr geben als den gegenwärtigen Genuß.[1])

Er dachte ſich einen Roman aus, worin er ſeine eigenen Erlebniſſe verallgemeinerte, ſteigerte und als Regel ſchilderte. Er nahm an, daß er nach Käthchens (oder Nettens, oder Nellys) Verluſt ſich in den Armen einer Wetty getröſtet habe; nach einiger Zeit ſei auch Dieſe ſeiner ſo weit müde geworden, daß ſie ihn vom Geliebten zum Freunde auf- oder abrücken ließ, worauf ſie denn alsbald ſeinen Freund Walter mit ihrer Liebe beglückte. Als dann auch dieſes Feuer in Aſche verſank und auch Walter in Freundſchaft eingeſalzen werden ſollte, ſtellte ſich Dieſer ungeberdig, denn er war noch ein Neuling; Goethe aber — Arianne nannte er ſich im Romane — lachte dazu, und zugleich rührte ihn in dem bald tobenden, bald verzagenden Freunde ſein eigenes früheres Bild.

[1]) Die beiden letzten Sätze nach dem Bruchſtück ‚Arrianne an Wetty'.

„Ich habe Mitleiden mit ihm, Mitleiden, wie man es mit einem Kranken hat, dem man, um größere Schmerzen zu lindern, Blaſen ziehen muß. Ich bin ruhig, wie er bewegt iſt, und doch war eine Zeit, da ich bewegter war, als er iſt. Eh nun! Die Zeit wird auch den Sturm in ſeinem Herzen legen, die Zeit — und, wenn er klug iſt — ein ander Mittel, das noch probater gefunden wird.“

Er ſchrieb dieſe Zeilen an Wetty, die vor dem Freunde ihn beglückt hatte, und dachte zugleich an die Geliebte, die er vor Wetty ſchon beſeſſen und verloren hatte.

„Ich bin auch verlaſſen worden; manche Träne, manches Lied hat mich mein Unglück gekoſtet. Aber wieviel Dank bin ich Ihnen ſchuldig, daß Sie mich an Ihrem Buſen allen Troſt finden ließen, den ein Verlaßner wünſchen kann. . . . Denn was konnte ich verloren haben, da die liebenswürdige [Wetty], in die feurigſten Umarmungen verſunken, auf meinem Schoße zitterte. Nelly war mein ſüßes Mädchen, das einzige, das ich geliebt habe; aber gewiß, meine Freundin, unſere geſtohlenen freundſchaftlichen Augenblicke in der dämmernden kleinen Stube haben mich überzeugt, daß ich Netten verzeihen muß, wenn ſie mich in den Armen eines Andern vergißt! Und Sie hatten mich auch ſo vergeſſen: Das war natürlich. Mein Freund war mein Nachfolger. Das war mir angenehm, aber leid war mir's, daß Sie ihm eine ewige Liebe hoffen ließen; ich dächte doch, Sie hätten Ihr Herz beſſer kennen ſollen.“

So hatte ſich der Einundzwanzigjährige zum leichten Sinn entſchloſſen. Aus Dem, was er ſelbſt erlebte und von andern jungen Menſchen wußte, ergab ſich die Lehre, daß unſerem Herzen ſein künftiges Verhalten nicht vorgeſchrieben werden kann. Der Liebende, der Geliebte freue ſich ſeines Glückes, ſolange es währt.

Schwindet ihm dies Glück, verwelkt die Blume in ſeiner Hand, ſo richte er ſein Auge auf andere Gegenſtände und ziehe weiter auf ſeiner Bahn: viel Schönes iſt ihm geblieben, viel Schönes wird aus dem Dunkel der Zukunft ihm entgegentreten, wenn er ſich nähert.

Dieſer Entſchluß zum leichten Sinn war zugleich ein Übergang zum Fatalismus. Nicht wir können unſere Zukunft beſtimmen, ſondern das Schickſal nimmt ſeinen Lauf: laſſen wir alſo das Schickſal walten! Ob ein Mann und ein Weib ſich lieben, ob ſie auseinandergeriſſen werden oder für das ganze Leben beiſammen bleiben. Das alles beſtimmt eine höhere Macht, vor der wir uns beugen, damit ſie uns nicht breche. Goethe fing jetzt an, ſtatt vom Gottvater und ſeinem lieben Sohne öfters vom Schickſal zu reden, wie wenn Gott und Schickſal das Gleiche bedeuteten. Er wich damit vom vorigen Glauben nicht allzuſehr ab. Seine frommen Freunde und Freundinnen ließen in wichtigen Lebensfragen das Los entſcheiden und nahmen die zufällig aufgeſchlagene Stelle der Bibel oder eines Andachtsbuches für Gottes Stimme, und ſo haben ja auch die Frommen der alten Zeiten oft auf eigene Wahl und eigenen Entſchluß verzichtet, auch da, wo es ſich um Liebe und Ehe handelte. Abraham ſandte ſeinen oberſten Knecht aus, daß er ſeinem Sohne Iſaak ein Weib im alten Vaterlande gewinne, und der fromme Knecht überließ dann wieder, als er am Ziele war, die Wahl der Braut ganz der göttlichen Entſcheidung: „Herr, du Gott meines Herrn Abrahams, begegne mir heute! Siehe, ich ſtehe hier bei dem Waſſerbrunnen, und der Leute Töchter in

dieſer Stadt werden herauskommen, Waſſer zu ſchöpfen; wenn nun eine Dirne kommt, zu der ich ſpreche: »Neige deinen Krug und laß mich trinken« und ſie ſprechen wird: »Trink, ich will deine Kamele auch tränken« daß ſie Die ſei, die du deinem Diener Iſaak beſcheret haſt.“

Jener Auguſtin Trapp in Worms, den wir kennen, hatte ſoviel Zutrauen zu ſeines Freundes Weisheit und Frömmigkeit, daß er ihn im Sommer 1770 um Rat fragte, ob er heiraten oder ledig bleiben ſolle. Der kaum einundzwanzigjährige Philoſoph Goethe antwortete ärgerlich, aber doch grundſätzlich und bekennend;

„Nichts weiß ich! Das wiſſen Sie, dächt' ich, lang und fragen doch immerzu. . . .

„Ich lebe etwas in den Tag hinein und danke Gott dafür — und manchmal auch ſeinem Sohne, wenn ich darf — daß ich in ſolchen Umſtänden bin, die es mir aufzulegen ſcheinen. Wie wollen Sie nun, daß ich Ihnen raten ſoll? In einer Angelegenheit raten ſoll, die ſo weit über meine Erfahrung geht! Und noch dazu, da ich nicht weiß, wie, noch welche Perſon.

„Was bliebe mir alſo übrig? Abzuhandeln, ob es gut ſei, ſich zu verheiraten oder nicht? Lieber Freund, dieſe allgemeinen Betrachtungen machen weder den Einen, noch den Andern geſcheuter, als er iſt. Und Ihren Spezialfall kenne ich viel zu wenig, um nur einen richtigen Gedanken haben zu können. Überhaupt iſt Dieſes eine von denen Gelegenheiten, wo unſre Klugheit, Weisheit, Grübelei oder Unglauben, wie Sie es nennen wollen, am wenigſten ausrichtet. Wer nicht wie Elieſar mit völliger Reſignation in ſeines Gottes überall einfließende Weisheit das Schickſal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kamele überlaſſen kann, Der iſt freilich übel dran, Dem iſt nicht zu helfen. Denn wollte Dem zu raten ſein, der ſich von Gott nicht will raten laſſen? . . .

„Unſere Neigungen? Was wir tun ſollen in Abſicht auf ſie? Narren ſind dieſe unreifen Bewegungen unſeres Herzens! Und Sie wiſſen ja, was geſchieht, wenn man ſich von ſolchen Kompagnons bei der Naſe herumführen läßt!“

* * *

Am 13. Oktober[1]) führte ein neuer Ausflug über Sonntag unſern lebhaften und lehrhaften Studenten nach Seſenheim; ſein Begleiter, der Student der Medizin Friedrich Leopold Weyland aus Buchsweiler, mit dem er ſchon viel unterwegs geweſen, war mit der dortigen Pfarrfrau verwandt und durfte gern einen Freund mitbringen.

Seſenheim iſt ein größeres Dorf in der Rheinebene zwiſchen Straßburg und Hagenau, etwa fünf Meilen nördlich von Straßburg, gelegen. Das Land iſt fruchtbar und ſchön: viel Obſtbäume, Gärten, Wieſen, Büſche. Ein Arm des Rheins war nahe; auf der andern Seite des Fluſſes grüßten die Schwarzwaldberge hinter Raſtatt und Baden; diesſeits waren die nördlichen Höhen der Vogeſen in den Bezirken von Niederbronn, Buchsweiler und Zabern zu unterſcheiden. Der Pfarrer war hier ein halber Bauer; er brachte ſein Leben fern der Stadt zu, und hatte auch ſein Einkommen aus dem großen Landbeſitz, der zur Stelle gehörte. Unſere Studenten traten bei ihm alſo auf einen bäuerlichen Hof; die Tür führte neben dem Wagentore hinein; vor ihnen lag die Scheune, dahinter und daneben lugte der Obſtgarten herüber; links ſtand das Wohnhaus, ein alter Fachwerkbau mit

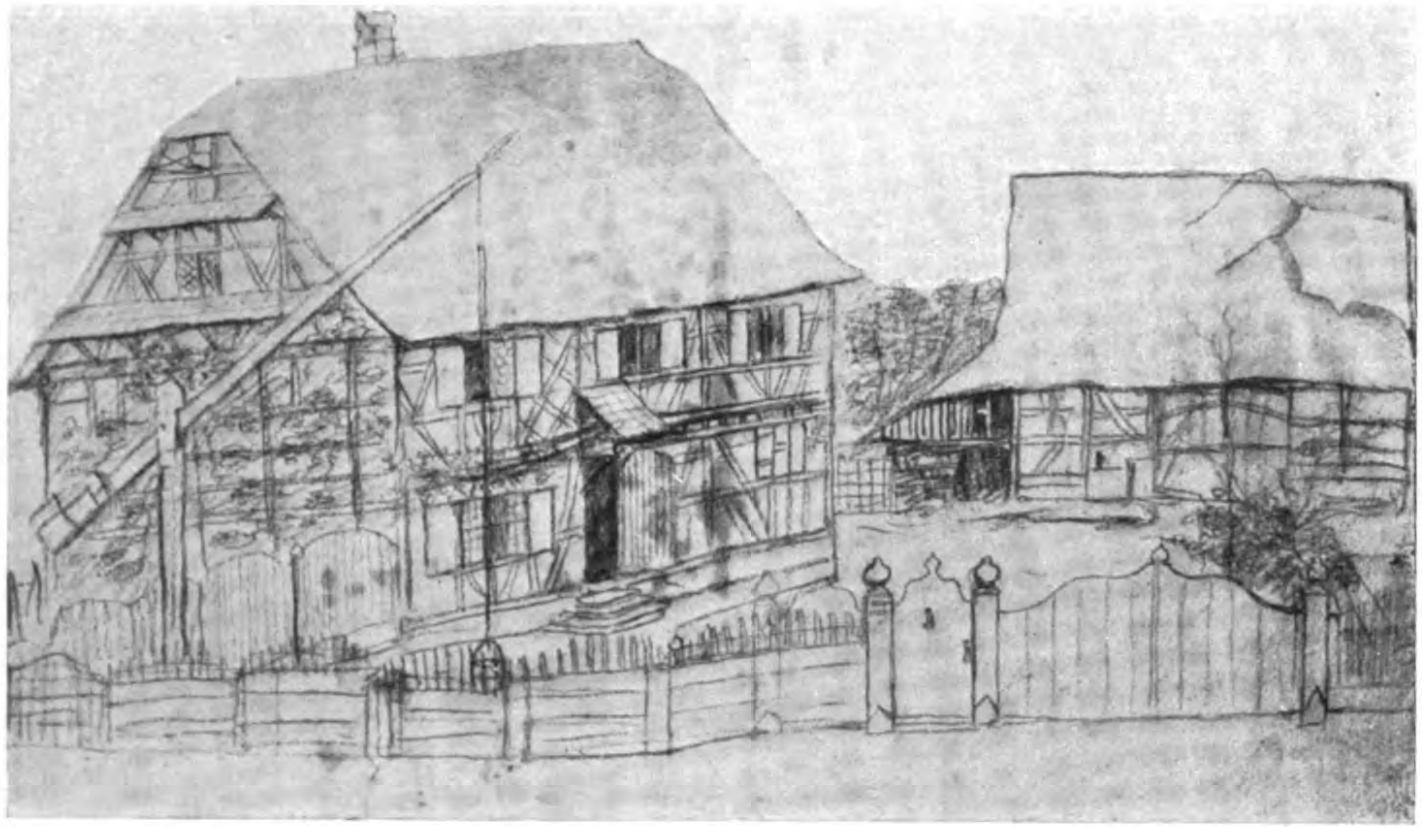
[1]) Der Tag iſt nicht genau zu beſtimmen; jedenfalls war Goethe am 14. Oktober 1770, abends, zurück.

niedrigem Obergeſchoß, halb überwachſen von Wandbäumen. Einen Ziehbrunnen mit ungeheurem Balken ſah man im Winkel zwiſchen dem Hauſe und den Planken, die den Hof von der Straße abſchloſſen; hinter dem Brunnen, zwiſchen dem Hauſe und der Straße erfreute ein Blumengärtchen die Vorübergehenden.

Pfarrer Brion war ein Mann von 53 Jahren, die Pfarrerin zählte 46. Von zehn Kindern war nur noch die Hälfte am Leben, und die älteſte Tochter hatte bereits als eine neue Pfarrfrau das Haus verlaſſen. Drei Mädchen und ein Knabe lebten bei den Eltern: Salomea oder ‚Selmel', 21 Jahre alt, Friederike 18, Sophie 14 und ſchließlich Chriſtian, der ſiebenjährige Stammhalter.

Von der erſten Stunde an fühlte ſich Goethe in dieſer Familie wohl. Die Eltern gar angenehm, die Töchter hübſch und freundlich, die Gegend heiter, der Himmel voll Sonne — es war ihm, wie wenn alle guten Geiſter in ſeinem Herzen aufwachten, als ob jede freundliche Erinnerung hier bei ihm ſei.[1]) Und Alles neu! Um ihn herum ward nur nach Mundart geredet; die Frauen und Mädchen gingen in Volkstracht; ihre Arbeiten, ihre Gedanken richteten ſich immer wieder auf ländliche Geſchäfte. Unter den drei Töchtern ſuchten ſeine Augen am liebſten das achtzehnjährige Riekchen. Sie war ziemlich groß, von ſchlankem Wuchs und hübſchem Kopfe: das Geſicht blaß und um ſo ſchöner errötend, heitere, blaue Augen, ein Stumpfnäschen,

[1]) Nach einem Briefe vom 14. Oktober an eine ungenannte Freundin.



Pfarrhaus zu Seſenheim

Zeichnung von Goethe

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

reiches, blondes Haar in Flechten; in allen ihren Bewegungen leicht und anmutig. Mieder und Rock trug ſie von weißer Farbe, darüber eine ſchwarze Taffetſchürze; der Rock ließ Füße und Knöchel ſichtbar. Man merkte wohl, daß ſie von allen Leuten im Dorfe gern geſehen wurde. Ihre ältere Schweſter war derber, ſtärker; Riekchen war wohl zu ſchnell gewachſen und hatte es deshalb „auf der Bruſt“; man erwartete von ihr keine anſtrengenden Arbeiten und verwehrte ſie ihr. Sie konnte mit Vetter Weyland und dem Herrn Goethe manchmal herumſtreifen, wenn Mutter und Schweſter in Haus und Garten das Nötige beſorgten.

Goethe war im Pfarrhauſe ebenſo gern geſehen, wie er ſelber hier um ſich ſchaute. Der Gaſt, der von Straßburg, Frankfurt und Leipzig erzählte, der ſo viel Scherze, Spiele, Geſchichten, Märchen wußte, der immer ſo lebhaft und geſprächig herumging, der ſeine Augen blitzen ließ und wenn er mit ſeiner wohltönenden Stimme erzählte, zugleich Geſichter ſchnitt und mit allen Gliedern agierte, wie es der beſte Komödiant nicht konnte, ein ſolcher Gaſt war für das Haus, wo es ſonſt ſo gleichmäßig-langweilig herging, ein Feſt. Mit dem Vater konnte er über theologiſche Dinge oder über den von ihm gewünſchten Neubau des Pfarrhauſes hin und her reden, wie wenn er ſowohl Pfarrer wie Baumeiſter wäre; trat er aber an die Dorfmädchen heran, die auf dem Hofe den ſelbſtgeernteten Mais des Pfarrers und den ihm als Zehnten gelieferten für die Aufbewahrung zubereiteten, ſo machte er ſie durch ſeine Späße ſo viel lachen, daß ſie zum Welſchkornbaſten noch öfter wiederkommen mußten.

Man nötigte ihn aufrichtig zum Dableiben und zur Wiederholung des Beſuchs. „Ja freilich,“ mußte man hinzufügen, „in Straßburg iſt's viel ſchöner; Sie werden ſich nicht in's Dorf ſehnen, zu denen dummen Bauern, und jetzt kommt auch bald der Winter, da ſchneien wir ein, und Niemand findet uns mehr.“ So ungefähr redete auch Mamſell Riekchen und wollte es nicht glauben, wenn Herr Goethe verſicherte, er bliebe am liebſten den ganzen Winter hier, um ihr zuzuſehen und zuzuhören, und ganz gewiß komme er bald wieder. Und ein paar Schattenbilder von den lieben Leuten nahm er, ſorgfältig eingerollt, mit; er hatte ſie wohl ſelber an der Wand umriſſen.

Kaum waren die Studenten ein paar Tage fort, ſo hatte Riekchen auch ſchon einen Brief vom Herrn Goethe.

Str. am 15. Octbr.

„Liebe, liebe Freundin! Ob ich Ihnen was zu ſagen habe, iſt wohl keine Frage; ob ich aber juſt weiß, warum ich eben jetzo ſchreiben will und was ich ſchreiben möchte, das iſt ein Anderes. Soviel merk' ich an einer gewiſſen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen ſein möchte, und in dem Falle iſt ein Stückchen Papier ſo ein wahrer Troſt, ſo ein geflügeltes Pferd, für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur ſein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

„Die Umſtände unſerer Rückreiſe können Sie Sich ohngefähr vorſtellen, wenn Sie mir beim Abſchiede anſehen konnten, wie leid er mir tat; und wenn Sie beobachteten, wie ſehr Weyland nach Hauſe eilte, ſo gern er auch unter andern Umſtänden bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und ſo iſt natürlich,

daß der Diskurs weder weitläufig noch intereſſant werden konnte.

„Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwiſchen den Moräſten. Die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erſchien, ſich um etwas übereilt hätte; ſo würden wir alle Urſache gefunden haben, von der Liebe und Treue unſrer Prinzeſſinnen vollkommen überzeugt zu ſein.

„Unterdeſſen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, ſie zu verlieren, beſtändig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beſchwerlichkeiten der Reiſe alle hinwegzauberte. Und noch? O, ich mag nichts ſagen: entweder Sie können's raten, oder Sie glauben's nicht.

„Endlich langten wir an, und der erſte Gedanke, den wir hatten, der auch ſchon auf dem Weg unſre Freude geweſen war, endigte ſich in ein Projekt, Sie balde wiederzuſehen.

„Es iſt ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzuſehen. Und wir Andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bißchen was leid tut, gleich ſind wir mit der Arzenei da und ſagen: Liebes Herzchen, ſei ruhig, du wirſt nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebſt; ſei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwiſchen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann iſt es geſchickt und ſtill wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe ſtatt des Apfels gibt, wovon es nicht eſſen ſollte.

„Genung, wir ſind hier, und ſehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre ſüße Landfreuden mißfallen würde.

„Gewiß, Mamſell, Straßburg iſt mir noch nie ſo leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es ſoll beſſer werden, wenn die Zeit das Andenken unſrer niedlichen und mutwilligen Luſtbarkeiten ein wenig ausgelöſcht haben wird, wenn ich nicht mehr ſo lebhaft fühlen werde, wie gut, wie

angenehm meine Freundin iſt. Doch ſollte ich Das vergeſſen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie ſchreiben.

„Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern; Ihrer lieben Schweſter, viel hundert — was ich Ihnen gerne wiedergäbe.[1])

Nun gingen Briefe und kleine Geſchenke hin und her; ſchon zur Zeit der Weinleſe ſagte er ihr in der zarteren und kühneren Sprache der Poeſie, wie gern er zu ihr eilen möchte, obwohl man ihm von der zu erwartenden Luſt in den näheren weinbauenden Dörfern vorgeſchwärmt hatte.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenſchein und Glück.

Der Baum, in deſſen Rinde
Mein Nam' bei deinem ſteht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Luſt verweht.
Der Wieſen grüner Schimmer
Wird blaß wie mein Geſicht:
Sie ſehn die Sonne nimmer,
Und ich Friedriken nicht.

[1]) Die Briefe Goethes an Friederike Brion, „wohl an 30", ſind ſpäter von ihrer jüngeren Schweſter Sophie verbrannt worden. Der hier mitgeteilte iſt in Goethes Konzept erhalten geblieben.

Bald geh ich in die Reben
Und herbſte Trauben ein:
Umher iſt Alles Leben,
Es ſtrudelt neuer Wein!
Doch in der öden Laube
Ach! denk' ich, wär' ſie hier!
Ich brächt' ihr dieſe Traube,
Und ſie — was gäb' ſie mir?

Neue Einladungen waren die Antwort, und Selmel half der Schweſter, den Herrn Goethe zu einem neuen Ritt in ihre Einſamkeit aufzumuntern. Auch wenn Weyland nicht mitkommen wolle. Darauf hatte er nur gewartet:

Ich komme bald, ihr gold'nen Kinder!
Vergebens ſperret uns der Winter
In unſ're warmen Stuben ein!
Wir wollen uns zum Feuer ſetzen
Und tauſendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder ſein.

An Freund Horn ſchrieb er jetzt und verbarg ihm nicht, was in ſeinem Herzen vorging. Jetzt war er wieder gebunden; wieder ging er wie im Traum und ſüßen Taumel umher.[1]) Riekchen erwiderte ſeine Liebe; die Eltern ſahen den jungen Leuten ohne Sorgen zu. Goethe war von Herzen glücklich.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle!
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und ſie iſt nun von Herzen mein!

[1]) Vgl. Eckermann unter dem 11. April 1829.

Du gabſt mir, Schickſal, dieſe Freude:
Nun laß auch morgen ſein wie heute
Und lehr' mich ihrer würdig ſein!

Es war damals Mode, ſeidene Bänder, wie ſie die Mädchen zum Putz wohl brauchen können, zu bemalen; Goethe hatte früher ſeine bei Oeſer erlernten Künſte für Käthchen gebraucht; jetzt verzierte er für ſein Landmädchen ein Band mit Roſen, Knoſpen und Blättern:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändlend auf ein luftig Band.

Zephir nimm's auf deine Flügel!
Schling's um meiner Liebſten Kleid!
Und dann tritt ſie vor den Spiegel
Mit zufriedener Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Sie, wie eine Roſe jung!
— Einen Kuß, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung!

Schickſal, ſegne dieſe Triebe,
Laß mich ihr und laß ſie mein!
Laß das Leben unſrer Liebe
Doch kein Roſenleben ſein!

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand!
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband!

Riekchen hatte eine hübſche Stimme und ſang recht gern, allerdings lieber im Freien, im Gehen, als in der Stube am Klavier; ſie war auf neue Lieder begierig. Überall hörte ſie nur das abgeleierte „Ich liebte nur Ismenen“; Goethe dagegen wußte alte Geſänge, die ſie noch nicht gehört hatte, und dichtete ihr neue, die auf bekannte Melodien paßten. Und ſchickte ſie und war viel lieber ſein eigener Bote.

Bald ſeh' ich Riekchen wieder,
Balde, bald umarm ich ſie!
Munter tanzen meine Lieder
Nach der ſüß'ten Melodie.

Ach, wie ſchön hat mir's geklungen,
Wenn ſie meine Lieder ſang!
Lange hab' ich nicht geſungen,
Lange, liebe Liebe! lang!

Denn mich ängſten tiefe Schmerzen,
Wenn mein Mädchen mir entflieht,
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied.

Doch jetzt ſing' ich und ich habe
Volle Freude ſüß und rein.
Ja, ich gäbe dieſe Gabe
Nicht für aller Klöſter Wein!

TAYLOR INST. OXFORD

Und er fuhr fort, ſolche Liederchen aufzuſchreiben, wenn er bei den lieben Leuten in Seſenheim zu Beſuch ſein durfte. Eines Morgens war er ganz früh, noch vor Tage, aufgeſtanden. Da konnte er ſein Mädchen als Langſchläferin necken:

Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel ſanft Geflüſter
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geſchwiſter
Erwachen ſoll!

Es zittert Morgenſchimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch die Zimmer
Und — weckt dich nicht!
Am Buſen deiner Schweſter,
Der für dich ſchlagt,
Entſchläfſt du immer feſter,
Je mehr es tagt!

Die Nachtigall im Schlafe
Haſt du verſäumt:
So höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt!
Schwer lag auf meinem Buſen
Des Reimes Joch:
Die ſchönſte meiner Muſen,
Du — ſchliefſt ja noch!

Sie genoſſen ſchönſte Frühlingstage zuſammen und durften durch die lachenden Gefilde ſtreifen, unter den blühenden Bäumen, zwiſchen den bunten Wieſen:

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.
O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!

Unbenannte Elsässerin aus dem Nachlaß
von Jakob W. R. Lenz

Aus der Familie Brion auf einer Untertasse
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Silberstiftzeichnung von J. F. A. Tischbein
Prof. Th. Stettner

Angebliche Bilder von Friederike Brion

Wie blickt dein Auge,
Wie liebſt du mich!
So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,
Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut
Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibſt!
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebſt!

„Sei ewig glücklich!“ Zuweilen rann dem Dichter ein eiskaltes Entſetzen über's Herz, wenn er ſeinen alten Gedanken dachte, daß die Gefühle vergänglich ſind, daß wir keine Dauer fordern dürfen. Nur der Augenblick gehört uns! Seine große Krankheit hatte ihm tief eingeprägt, daß wir auf Erden nur eine kurze Zeit verweilen; der Bote, der uns abruft, kann ſchon vor der Tür ſtehen. Sein Aufenthalt hier im Elſaß war nur wie ein Beſuch gemeint, und in dem Hauſe, wo Friederike aufgewachſen war, konnte er ſich erſt recht nur als Gaſt empfinden. Wenn er am ſeligſten war, kroch doch immer die Abſchiedsſtunde näher. Dann war ſie da; ſein Mädchen hatte die Tränen im Auge und hing ſich noch zärtlicher an ihn; aber zwiſchen alle die warmen Gefühle drang die harte Stimme des Verſtandes, und in die Poeſie hinein klang die höchſt proſaiſche Mahnung, daß er jetzt fortreiten müſſe, um ſeinen eigentlichen Wohnort noch vor Nacht zu erreichen. Riekchen ging dann

mit ihm noch ein Stück aus dem Dorfe heraus, ehe er zu Pferde ſtieg; aber bald war die Stelle erreicht, wo ſie umkehren und er fortreiten mußte. Er wandte ſich auf dem Sattel um und blickte ihr nach, wie ſie ſich entfernte. Was war Das nun? Ein Erlebnis ohne Bedeutung? Oder ein Vorbild und Sinnbild innerlichen Scheidens?

Es ſchlug mein Herz. — Geſchwind zu Pferde
Und fort! Wild wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon ſtund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Rieſe da,
Wo Finſternis aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah ſchläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer —
Doch tauſendfacher war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer,
In meinem Herzen welche Glut!

Dich ſah ich! Und die milde Freude
Floß aus dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Atemzug für dich!
Ein roſenfarbes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter,
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!
— — — — — — — — — — —

Der Abſchied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken ſprach dein Herz.
In deinen Küſſen welche Liebe!
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingſt, ich ſtund und ſah zur Erden
Und ſah dir nach mit naſſem Blick — —
Und doch, welch' Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

* * *

Zu Pfingſten (1771) ward Goethe zu einem längeren Beſuche in's Pfarrhaus geladen. Ihm und Friederiken war zu gönnen, daß ſie eine Zeitlang ruhig neben einander lebten, ehe die weitere Entfernung ein häufiges Wiederſehen verbot. Und Goethe bedurfte des geſünderen Landlebens zur Kur; man mußte nicht vergeſſen, wie ſehr krank er ſchon geweſen war.

Pfingſten fiel auf den 19. Mai. Am Morgen vor dem Feſte ritt er die nun ſchon bekannte Straße. „In meiner Seele iſt's nicht ganz heiter", hatte er dem Freund Salzmann am Abend vorher geſtehen müſſen; „ich fühl's, daß ich nach Schatten greife." Er traf es diesmal nicht gut in Seſenheim. Riekchen kränkelte mehr als ſonſt; er ſelber war ſtark erkältet: Schnupfen und Fieber. Am Pfingſtmontag zwar verlangte die Jugend ihr Recht; man zog nach Röſchwoog zum Tanz in einen Saal, den der Amtsſchulz hergegeben; gute Muſikanten ſpielten auf, und Goethe tanzte ſein Fieber weg, von zwei Uhr mittags bis zwölf Uhr nachts, aber nicht mit dem kranken Riekchen, ſondern mit ihrer feſteren Schweſter. Er hatte ſich wohl noch nie ſo ſehr dem Tanzen hingegeben, alles Andere, ſelbſt die Tänzerin vergeſſend.

Die nächſten Tage waren um ſo verdrießlicher; die Erkältung ließ ihm, dem immer noch Lungenſchwachen, einen ſtarken Huſten zurück. Aber ängſtlicher war der Gedanke an Riekchen. Wie ſoll Das enden? War es recht, daß er hier unter den guten, vertrauenden Menſchen wie ein Sohn und Bruder lebte? Riekchen liebte in ihm ihren Liebhaber und Bräutigam: ja, war denn wirklich über ihn das Los geworfen? Am 29. Mai ſchrieb er ſeinem Beichtvater-Freunde in Straßburg:

„Nun geht's freilich ſo ziemlich gut; der Huſten hat ſich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöſt, und ich hoffe, er ſoll bald ziehen. Um mich herum iſt's aber nicht ſehr hell! Die Kleine fährt fort, traurig krank zu ſein, und Das gibt dem Ganzen ein ſchiefes Anſehen. Nicht gerechnet conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herumgeht.[1]) Doch iſt's immer Land. . . .“

Ob ihm Salzmann nicht eine Schachtel Zuckerbäcker-Ware herausſchicken könne, fragte er; dann gäbe es hier doch ſüßere Mäuler, „als wir ſeit einiger Zeit Geſichter zu ſehen gewohnt ſind.“ Er erzählte von der Tanzluſt am Pfingſtmontag.

„Und doch, wenn ich ſagen könnte: ich bin glücklich, ſo wär' Das beſſer als Das alles. »Wer darf ſagen: ich bin der Unglückſeligſte«, ſagt Edgar.[2]) Das iſt auch ein Troſt, lieber Mann!

„Der Kopf ſteht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windſtöße veränderlich ſind.“

[1]) wörtlich: Der bewußte Geiſt, und leider nicht des Rechten; das Bewußtſein, daß Etwas nicht recht iſt.

[2]) Edgar in ‚König Lear‘ IV, 1, wo der Sinn freilich etwas anders iſt, nämlich: „Wer kann ſagen, er ſei [jetzt] in ſeiner ſchlimmſten Lage?“

Als er ſchon die dritte Woche draußen verbrachte, war ſein Huſten noch immer ſchlimm.

„Man lebt nur halb, wenn man nicht Atem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft doch wenigſtens, was zu helfen iſt, nicht gerechnet — —“

Ja, das Glück der Liebe! Wie gut war Riekchen, wie labte ihn ihr Tun und Treiben jede Stunde, wenn ſie ſich wohl fühlte. Die Welt iſt ſo ſchön, ſo ſchön, dachte er dann. Und die Erkenntnis, daß uns nur der Augenblick gehört, ward ihm dann zur Mahnung, daß wir in ſchönen Stunden nicht nach der Zukunft ſchielen dürfen. Jetzt gönnte ihm das Glück, ganze Wochen an der Seite des beſten Geſchöpfes zu verbringen.

„Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsſtunden über das Heute, über dieſe Lehre, die unſrer Glückſeligkeit ſo unentbehrlich iſt und die mancher Profeſſor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt.“

Auch in der nächſten Woche ſchrieb er noch aus Seſenheim: „Es iſt kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme“, ſcherzte er und meinte die Satzzeichen im Briefe. „Die Mädchen machen weder Komma noch Punktum.“ Aber weiblich war auch ſein Schwanken in Stimmungen und Gefühlen. Es ging ihm wie vorher: ſelige Stunden wechſelten mit trüben; er las den Homer griechiſch und freute ſich, daß er ihn beinahe ohne die Überſetzung verſtehen konnte; als geſchickter Maler putzte er die alte Kutſche des Pfarrers mit Blumen und Ranken auf und ließ ſich den Spaß nicht verderben, wenn er ſein Werk durch einen falſchen Lack verdarb;

er plauderte und herzte ſich mit dem ſüßen Maidle: aber dazwiſchen gab's graue Stunden.

„Es regnet draußen und drinne, und die garſtigen Winde am Abend raſcheln in den Rebblättern vorm Fenſter. Und meine animula vagula[1]) iſt wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm.“

Und wieder eine Woche ſpäter:

„Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme. Ich will auch — und will auch — aber was will das Wollen gegen die Geſichter um mich herum. Der Zuſtand meines Herzens iſt ſonderbar, und meine Geſundheit ſchwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die ſo ſchön iſt, als ich ſie lang' nicht geſehen habe.

„Die angenehmſte Gegend — Leute, die mich lieben — ein Zirkel von Freunden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn ſich mein Aug' in dieſem Horizont von Glückſeligkeiten herumweidet. Sind Das nicht die Feengärten, nach denen du dich ſehnteſt? Sie ſind's! ſie ſind's! Ich fühl' es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher iſt, wenn man erlangt, was man wünſchte. Die Zugabe! die Zugabe, die uns das Schickſal zu jeder Glückſeligkeit dreinwiegt!

„Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden.“

Ganze fünf Wochen wurden es, ehe Goethe Seſenheim verließ. Bald danach, am 6. Auguſt, promovierte er zum Lizentiaten der Rechtswiſſenſchaft; damit konnte er in ſeinem Vaterlande auch als Dr. juris gelten. In der Mitte Auguſt verließ er Straßburg, und das arme Riekchen wußte oder ahnte, daß er auch von ihr und auf immer ſcheide.

---

[1]) Flatterndes Seelchen. Ein Gedicht des Kaiſers Hadrian fängt ſo an.

Schloß in Darmstadt

V. In Frankfurt und Darmſtadt.

September 1771 bis Mai 1772.

An dem Tage, wo er ſein dreiundzwanzigſtes Jahr begann, erbat der nunmehrige Lizentiat Goethe vom Magiſtrat ſeiner Vaterſtadt die Zulaſſung in die Reihe Advocatorum ordinariorum. Ernſt aber war es ihm mit dieſem Berufe, als er ihn ausüben durfte, nicht. Sein Kopf war voll von Shakeſpeare und Homer, von gotiſcher Baukunſt und Oſſian, von Sokrates, Anakreon und Pindar, von Oliver Goldſmith und Lawrence Sterne, vom Koran und von der Bibel, von deutſchen Volksliedern, von Herders gelehrten Phantaſien, und damit es noch etwas bunter darin zugehe, dichtete er jetzt ſein erſtes großes Trauerſpiel — die Heldengeſtalt des Götz v. Berlichingen begeiſterte ihn dazu — und träumte er davon, ein großer Maler zu werden. Für Mädchen und Frauen war jetzt in ſeiner Seele kein Raum (abgeſehen von den Geſtalten ſeiner dichtenden Vorſtellung); auch fühlte er, daß ein ſo unruhiger, gährender Menſch wie er noch an keine

bleibende Stätte denken und keinem Mädchen den Gedanken, ſeine Hausfrau zu werden, einflößen durfte. Er mußte vorſichtiger, zurückhaltender ſein, als er in Seſenheim geweſen. Mit ihm ſpielte noch das Schickſal oder ſein Genius oder ein unbekannter Dämon, wie man es nun nennen wollte. Er fühlte ſich nicht als ein Bürger, obwohl er doch unter den Seinen einen bürgerlichen Beruf ausübte, ſondern als Fremdling und Wanderer. Er war noch auf der Straße und trabte noch nicht der künftigen Heimat zu.

Wohl empfand er zuſchauend das Glück der andersartigen Menſchen mit, die als beſcheidene Kinder der Natur auf ihrem Fleckchen verharren, im engſten Kreiſe ihre Nahrung gewinnen und ihre Luſt daran haben, ein neues Geſchlecht hervorzubringen und aufzuziehen. „Ein zärtlich-jugendlicher Kummer Führt mich in's öde Feld“, ſo dichtete es in ihm an einem Wintermorgen; „Und die Natur iſt ängſtlich-ſtill und trauernd, Doch hoffnungsvoller als mein Herz.“ Sie ahnt ja den Frühling ſchon,

. . . . und zu Tänzen
Auf neuen Wieſen ſchickt
Der Jüngling ſich und ſchmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend ſieht
Sie heimlich nach dem Buſen, ſieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfeſt geblüht,
Und fühlt und hofft.

Er malte ſich ein ſolches Paar aus, wie es ſich anſiedelt, wie es lebt auf den Trümmern der Ver-

gangenheit, ganz der Gegenwart und der nächſten Zukunft hingegeben. Er trat als Wanderer zu dem Weibe:

„Gott ſegne dich, junge Frau,
Und den ſaugenden Knaben
An deiner Bruſt!“

Er läßt ſich in ihr Häuslein führen und hört ihre kleine Lebensgeſchichte:

„Die Hütte baut' mein Vater noch
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann
Und ſtarb in unſern Armen.“

Und er labt ſich an Brot und Waſſer und fragt nach ſeinem nächſten Ziele. Am Ende der Wanderſchaft freilich ſieht er das gleiche Bild, das er jetzt verläßt. Denn das „Schickſal“ oder die „Natur“ wird es ihm zuletzt doch gönnen:

O leite meinen Gang,
Natur, den Fremdlings-Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandele!
Leit' ihn zum Schutzort, vor'm Nord geſchützet,
Wo dem Mittagsſtrahl ein Pappelwäldchen wehrt!
Und kehr' ich dann am Abend heim
Zur Hütte, vergüldet
Vom letzten Sonnenſtrahl,
Laß mich empfangen ſolch' ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Als Antwort auf ſolche Wünſche hörte er dann die Stimme des Philiſters oder des natürlichen Menſchen oder des „geſunden Menſchenverſtandes“: In deines

Vaters Hauſe wäre ja Raum für dein Weib und deine Kinder, und es könnte euch nicht fehlen an Speis' und Trank. Warum ſuchſt du in weiter Ferne, was du morgen am nächſten Wege finden kannſt?

Auf ſolche verſtändige Mahnung antwortet wieder ein altes Lied: „Liebe Leut', ich bin nun ſo, Keiner kann mich anders machen." Der junge Dichter aber erwiderte diesmal mit einer Tierfabel: Ein Adler ward vom Pfeil eines Jägers getroffen und ſtürzte hinab; er blieb am Leben und ward geſund, aber ach! „die Schwingkraft weggeſchnitten!" So hockt er unglücklich und ſehnt ſich nach oben.

Da kömmt mutwillig durch die Myrtenäſte
Hergerauſcht ein Taubenpaar,
Läßt ſich herab und wandelt nickend
Über goldnen Sand am Bach
Und ruckt einander an.
Ihr rötlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innig-Trauernden.
Der Täuber ſchwingt neugiergeſellig ſich
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
„Du trauerſt," liebelt er,
„Sei guten Mutes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht Alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freu'n,
Der vor des Tages Glut dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegenheben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Tau,
Pflückſt aus dem Überfluß

Des Waldgebüſches dir
Gelegne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O, Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit!
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug!“ —
„O, Weiſe!“ ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
„O, Weisheit! Du red'ſt wie eine Taube!“

◆ ◆ ◆

In Straßburg war Goethe mit dem ſechsundzwanzigjährigen Prediger und Schulmann Herder bekannt geworden, deſſen Braut in Darmſtadt wohnte; bald nach ſeiner Heimkehr aus Straßburg wurde er mit dem Kriegszahlmeiſter Merck aus Darmſtadt zuſammengeführt, der, wie Herder, viel Liebe und auch viel kritiſchen Sinn für die ſchöne und die gelehrte Literatur hatte. Durch ihn kam Goethe im Frühjahr 1772 nach Darmſtadt und ward ſehr raſch gut Freund mit den Mädchen und Frauen aus Mercks Kreiſe. Es waren namentlich Herders Braut Karoline Flachsland, eine blonde, blauäugige Elſäſſerin; ſodann deren verheiratete Schweſter, die Geheimrätin Heſſe, und zwei Hofdamen: die ſehr kränkliche Fräulein v. Rouſſillon und Fräulein v. Ziegler. Sie waren alle empfindſam, zu Zeiten höchſt empfindſam; der „Wanderer“ blickte hier in weibliche Seelen, wie er ſie noch nicht gekannt, und gewann einen neuen Begriff vom Frauentum. Dieſe neuen Freundinnen hatten ihre Schwächen ſo gut wie die vorigen; aber ſie waren ehrliche Idealiſtinnen; ſie

ſtanden unter dem Einfluß von Gedichten und Romanen und ſuchten ſich zu ihren Helden und Heldinnen emporzubilden. Es begann jetzt eine Zeit, wo die von ſittlicher Phantaſie geſchaffenen weiblichen Geſtalten der Künſtler als lockende, ermunternde und mahnende Geiſter das Fühlen und Handeln beider Geſchlechter mitbeſtimmten. Freilich nur der „empfindſamen“, der „ſchönen“ Seelen.

Ähnliche Naturen kannte Goethe ſchon von den Pietiſten und Myſtikern her und er verehrte ſeine mütterliche Freundin Suſanne v. Klettenberg längſt als eine „ſchöne Seele“; aber es reizte ihn doch ſehr, eine Gemeinde der Heiligen nun auf weltlichem Gebiete und unter jüngeren Menſchen anzutreffen. Ihre Geſinnungen gingen vornehmlich auf drei Dichter zurück, auf Richardſon, Rouſſeau und Klopſtock; ſie liebten die Natur, die Einfachheit, die Einſamkeit, die Unſchuld, die Tugend; zu allererſt aber unterſchieden ſie ſich durch die Fühlbarkeit oder Empfindſamkeit von den groben und ſtumpfen Menſchen, die, den ſinnlichen Lüſten ergeben, ein eigenſüchtiges Daſein führen. Aber auch von vielen Verfeinerten ſonderten ſie ſich ab: von den Französlingen, den Galanten, den oberflächlichen Vornehmen, die mit Putz, Eitelkeit, Nichtigkeiten ihr Leben füllen. Sie träumten ſich in Strohhütten und Einſiedeleien, hätten ihren Hunger und Durſt gern nur mit Waſſer und Milch, Brot und Beeren geſtillt; ihre ſüßeſte Seelenſpeiſe war die Freundſchaft, und auch die Liebe zwiſchen Mann und Weib dachten ſie ſich gern als zärtliche Freundſchaft unſchuldiger Herzen. Sie betrachteten beſtändig

den Zuſtand ihres Inneren und ſchrieben für einander lange Briefe oder ausführliche Tagebücher und gedachten, ſich durch Selbſterkenntnis noch immer mehr zu veredeln. Sie vertrauten dem Artverwandten in der erſten Stunde und waren raſch bereit zu Umarmungen, Küſſen und Tränen der Rührung. Zwiſchendurch zeigten ſie ſich als Menſchen wie Andere auch, und nach einiger Zeit konnte man unterſcheiden die nur Angeſteckten, die die Empfindſamkeit wie eine kurze Krankheit durchmachten, und die echten Gefühlsſchwelger, die nicht müde wurden, ihre Herzchen zu liebkoſen und in einer ſchöneren künſtlichen Welt ſpazieren zu gehen.

Am 9. März 1772 ſchrieb Karoline Flachsland ihrem entfernten Bräutigam über Goethes erſten Beſuch in Darmſtadt: er habe mit Schloſſer einige Tage bei Merck gewohnt und recht mit Begeiſterung von Herder geſprochen.

„Ich habe ihn von dieſem Augenblicke an recht lieb gewonnen. Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübſchen Spaziergang und in unſerm Haus bei einer Schale Punſch zugebracht. Wir waren nicht empfindſam, aber ſehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten. Und darauf ſagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört: »Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo rot, Edward, Edward!« — — — —

„Herr Schloſſer iſt ein guter, ſehr guter Mann, nur ein wenig zu viel Weltfirnis. Er hat mich ſehr lieb und mehr, dünkt mich's, als Goethe, das mir doch leid iſt."

Herder hatte nicht gern Götter neben ſich und antwortete herablaſſend: „Goethe iſt wirklich ein guter Menſch, nur äußerſt leicht und ſpaßenmäßig"; ſeine

Flachsland erfreute ſich aber ſchon im Anfang April wieder am Beſuch Goethes.

„Wir waren alle Tage beiſammen und ſind in den Wald zuſammen gegangen und wurden auch zuſammen durch und durch beregnet. Wir liefen alle unter einen Baum, und Goethe ſang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shakeſpeare überſetzt: »Wohl unter grünen Laubes Dach« . . . Das zuſammen ausgeſtandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er hat uns einige der beſten Scenen aus ſeinem ‚Gottfried v. Berlichingen' vorgeleſen. . . . Wir ſind darauf auf dem Waſſer gefahren, von dem ich Ihnen neulich geſagt; es war aber rauh Wetter. Goethe ſteckt voller Lieder . . .“

Goethe erzählte den neuen Freundinnen auch von ſeinem ausgeſtandenen Liebeskummer, und ſie zeigten ihm dagegen das Innere ihrer Welt. Von ‚Lila' ward ihm viel erzählt; damit war Luiſe v. Ziegler gemeint, die abwechſelnd an den Höfen zu Darmſtadt und Homburg ſich aufhielt; von ihr ſchrieb ‚Pſyche' — ſo nannte man die Flachsland — auch ihrem Herder immer wieder. „Goethe und meine Lila ſind wieder hier“, heißt es Ende April; „mit Goethe waren wir geſtern bei meinem Fels und Hügel. Er hat ſich einen großen prächtigen Fels zugeeignet und geht heute hin, ſeinen Namen hineinzuhauen.“

Und Goethe ging bereitwillig in alle Mädchenträume ein und dichtete Geſänge an Pſyche, Lila und Urania: „Uns gaben die Götter Auf Erden Elyſium“, ſang er der Letzteren, der kranken Rouſſillon, zu:

Wie du das erſtemal
Liebahnend dem Fremdling
Entgegentratſt

Und deine Hand ihm reichteſt,
Fühlt' er Alles voraus,
Was ihm an Seligkeit
Entgegenkeimte;
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Wie du den liebenden Arm
Um den Freund ſchlangſt,
Wie ihm Lilas Bruſt
Entgegenbebte,
Wie ihr, euch rings umfaſſend,
In heiliger Wonne ſchwebtet
Und ich, im Anſchau'n ſelig,
Ohne ſterblichen Neid
Darneben ſtand:
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Wie durch heilige Täler wir,
Händ' in Hände wandelten
Und des Fremdlings Treu
Sich euch verſiegelte,
Daß du dem Liebenden,
Stille Sehnenden
Die Wange reichteſt
Zum himmliſchen Kuß —
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!

An Pſyche dagegen ſandte er den Geſang, mit dem er den Fels weihte, den er, ihr nachahmend, für ſich erwählt. So ſprach er zu dieſem Felſen:

Veilchen bring' ich getragen,
Junge Blüten zu dir,
Daß ich dein moſig Haupt
Ringsum bekränze,

Ringsum dich weihe,
Felſen des Tals!
Sei du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felſen des Tals!
Ich ſah von dir
Der Freunde Seligkeit,
Verbunden Edle
Mit ewigem Band.
Ich irrer Wandrer,
Fühlt' erſt auf dir
Beſitztumsfreuden
Und Heimatsglück.
Da, wo wir lieben,
Iſt Vaterland;
Wo wir genießen,
Iſt Hof und Haus.

Am freieſten aber ſprach er zu Lila; ſie war die Schönſte und Schwärmeriſchſte im Kreiſe; es fehlte ihr nicht an Bewerbern, aber keinem hatte ſie ſich verpflichtet. An einem frühen Morgen ging Goethe an dem Schloßturme vorbei, in dem die Hofdame wohnte, ſeiner Heimat zu, und hätte gern ihr Fenſter noch einmal begrüßt:

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Turn um:
Soll ich ihn zum
Letzten Mal nicht ſehen?
Doch mir ſchweben
Tauſend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm um's Herz:
Wie er ſo daſtand,

Zeuge meiner Wonne,
Als zum erſten Mal
Du den Fremdling
Angſtlich-liebevoll
Begegneteſt
Und mit einem Mal
Ew'ge Flammen
In die Seele ihm warfſt!

Ziſche, Nord,
Tauſend-ſchlangen-züngig
Mir ums Haupt!
Beugen ſollſt du's nicht!
Beugen magſt du
Kind'ſcher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geſchieden.

Allgegenwärt'ge Liebe,
Durchglühſt mich,
Beutſt dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Bruſt!
Haſt mir gegoſſen
In's frühwelkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben
Und Mut!

‚Pilgers Morgenlied' nannte er den Geſang: der Pilger bekennt ſich zur Liebe, aber er darf an der ſchönſten Stätte nicht bleiben, muß von den beſten Menſchen weiterziehn. Pſyche hätte aus ihrer Lila — „ſie iſt ein Engel von Empfindung" — und dem jungen Dichter aus Frankfurt gar gern ein Paar gemacht:

„Wenn Goethe von Adel wäre, ſo wollte ich, daß er ſie vom Hof wegnähme — aber ſo geht's nicht. Goethe iſt ein äußerſt guter Menſch, und ſie wären ſich einander wert."

Und ein paar Wochen ſpäter:

„Ein jedes empfindſames Herz wird von dem Engelsmädchen angeſteckt, und mich dünkt, Goethe denkt darüber ernſtlich nach." [1])

Auch Fräulein v. Ziegler ſelbſt rechnete den Dr. Goethe zu den mehreren armen Menſchen, die unglücklich werden müßten, ſobald ſie ſich für einen andern Mann entſchiede; und als ſie ſchließlich einem preußiſchen General v. Stockhauſen das Jawort gab, dachte ſie auch ſeiner mit einem gefühlten Seufzer und fragte: „Was macht Goethe, der liebe Pilgrim?" [2])

---

[1]) An Herder, 8. und 25. Mai 1772.

[2]) So an Karoline Herder, 1778.

Jagdhaus in Volpertshausen

VI. Wetzlar und Frankfurt.

Mai 1772 bis Mai 1773.

Im Mai 1772 ließ der junge Advokat Goethe ſeine eben begonnene und noch unerhebliche Praxis im Stich, um noch einmal zu ſtudieren; der Vater meinte, am Reichskammergericht zu Wetzlar könne ſein Sohn die jetzt noch fehlende Neigung zu Rechtsgeſchäften bekommen und überdies zu einflußreichen Fachgenoſſen Beziehungen gewinnen. Dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung, denn Wolfgang nahm gar zu wenig guten Willen für ſolche Zwecke nach Wetzlar mit; er ſuchte dort eigentlich nur Abwechslung. In ſeinem Innern fühlte er ſich als Dichter, Denker und Maler; ſein Studium waren die Griechen, vor allem Homer; als ſeine beſte bisherige Leiſtung betrachtete er nicht die paar Prozeſſe, die er geführt, ſondern eine Handſchrift, die er eben zum Drucke bereitet hatte: ‚Götz v. Berlichingen mit der eiſernen Hand'. Seine Brüder und Freunde waren nicht die andern Rechtskundigen, ſondern die

„ſchönen Geiſter“, und unter ihnen zunächſt die Herausgeber der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘: Merck und Schloſſer, und ihre Mitarbeiter, zu denen er ſelber auch gehörte. In Wetzlar nahm man ihn denn auch für einen wohlhabenden jungen Mann, der es ſich leiſten konnte, den Muſen zu opfern und ſeinen Neigungen nachzugehen.

Er mußte hier einige Verwandte aufſuchen: man gefiel ſich aber nur ſo halbwegs. Er traf zufällig auch Bekannte aus Leipzig wieder: Born, den Sohn des Leipziger Bürgermeiſters, und Jeruſalem, deſſen Vater ein berühmter Geiſtlicher in Braunſchweig war. Mit Born freundete er ſich hier erſt an; Jeruſalem hielt ſich zurück und mochte ihn nicht. „Er war zu unſerer Zeit in Leipzig ein Geck“, urteilte er über Goethe: „jetzt iſt er noch außerdem Frankfurter Zeitungsſchreiber“.[1])

Er hatte viel Zeit ſich umzuſehen; das Wetter war anfangs unbehaglich kühl und regneriſch; dann folgte ein recht warmer Juni; die Hitze verführte viele Leute zum Baden. Das alte Städtchen liegt an der Lahn, zwiſchen Hügeln und an deren Hängen. Die Gaſſen ſind eng und krumm, ſo daß ſich Sonne und Mond faſt mehr durch Schatten als durch ihr Licht offenbaren; vielfach ſind die Gaſſen untereinander oder die Häuſer mit den Gaſſen durch hohe Steintreppen verbunden. Die meiſten Häuſer waren Fachwerk aus Holz und Lehm, die Giebel der Straße zugekehrt, die hohen Dächer mit Schiefer gedeckt. Aber auch ein paar größere Plätze

[1]) Jeruſalem an Eſchenburg, 18. Juli 1772.

fehlten nicht, wo die Brunnen rauſchten, und einige ſteinerne Gebäude waren aus den Ritterzeiten übriggeblieben. Draußen vor den Wällen und Toren lockte eine herrliche Landſchaft bei ſchönem Wetter in's Freie: der Fluß, ſein freundliches Tal, unzählige Höhen, Wälder, Dörfer, Mühlen, Jagdhäuſer, auch Schlöſſer und Klöſter; manche der Berge waren wie gekrönt von den Trümmern alter Burgen.

Goethe ſtrich lieber auf dieſen Höhen und in ihren Tälern herum als in dem ſeltſamen Städtchen, von deſſen fünftauſend Bewohnern ſich tauſend und mehr vom Reichskammergericht und deſſen Mißbräuchen ernährten. Ein paar angenehme Begleiter fand er am Mittagstiſche im ‚Kronprinzen'. Die Wetzlarer Damen hatten zunächſt keinen Reiz für ihn. Sie galten für recht vergnügungsſüchtig; das Knopfmachen ward ſehr lebhaft und wie etwas Alltägliches und Selbſtverſtändliches betrieben: „Knopf machen" ſagte man hier, wie man anderwärts „Hof machen" oder „cour ſchneiden" ſagte. Die verheirateten dames gehörten ſo gut wie die ledigen zur „Knopfmacherzunft"; ſie hatten ganz nach Art der Franzöſinnen neben dem Ehemann noch einen Galan; die Männer nahmen das als Sitte und Regel.

In den erſten Wochen war unſer Dichter oft melancholiſch geſtimmt: ſchlechtes Wetter, keine nötige Arbeit, keine ernſtlich übernommene Aufgabe; unter vielen Fremden nur ein paar Halbfreunde; das Frauenzimmer oberflächlich und ſpieleriſch, ſo ganz anders wie ſeine warm fühlenden Freundinnen in Darmſtadt

und Homburg, die ihn jetzt wie einen Verbannten beklagten: „Jetzt ſitzt er in Wetzlar, einſam, öde und leer.“ [1])

* * *

Am 9. Juni nahm ihn ſeine Großtante, die Hofrätin Lange, zu einem Balle mit, den ſie und ihre Freunde auf dem Lande, in einem Jagdhauſe zu Volpertshauſen, veranſtalteten. Zwölf chapeaux und dreizehn dames fuhren oder ritten gegen Abend hinaus; Goethe ſaß im Wagen der Hofrätin; mit ihnen fuhr aber auch die neunzehnjährige Demoiſelle Charlotte Buff, eine Tochter des Deutſchordens-Amtmanns, und dies Mädchen ward ihm lieb, noch ehe ſie das Ziel — zwei Stunden von der Stadt — erreichten. Sie war friſch und unbefangen, ganz frei von Prüderie oder Koketterie; ſie freute ſich ehrlich auf den Tanz und um ſo mehr genoß ſie vorher die Schönheit der Landſchaft. Goethe machte aus der Natur und ihrer Wiedergabe geradezu ein Studium; jetzt entzückten ihn die frohen Ausrufe des Mädchens; er mußte ihren hellen Blick für alles Schöne und Merkwürdige bewundern. Sie ſelbſt war nur beſcheiden geputzt, aber ſie bedurfte auch keiner Nachhilfe: ſchlank gewachſen, geſund, blaue Augen, blondes Haar, freundliche Miene, gute Laune, bereit zu Scherz und ſchlagfertig mit Mutterwitz. Ein ſonniges Geſchöpf in der ſonnigen Natur!

Der Tanz dauerte die ganze Sommernacht, und Goethe war ausgelaſſen luſtig. Lotte Buff eroberte ihn ganz, obwohl ſie gar nicht darauf ausging, ſondern ſich nur der Luſt des Tanzens und Scherzens hingab.

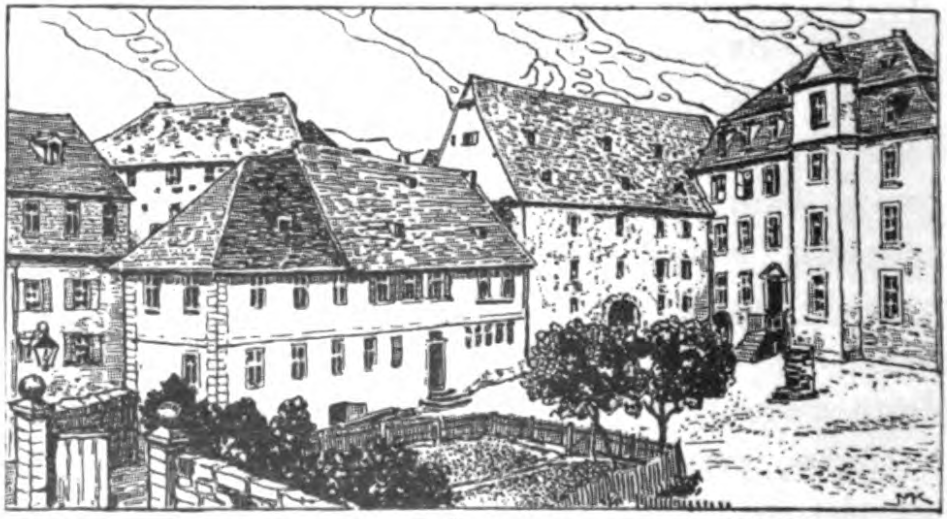
[1]) Karoline Flachsland an Herder, 25. Mai 1772.

Am Nachmittage ſtattete er im Deutſchen Hauſe ſeinen erſten Beſuch ab. War ihm das Mädchen in der feſtlichen Nacht als die Fröhlichſte erſchienen, jetzt ſtand ſie vor ihm wie ein wunderbares Weſen: als die jungfräuliche Mutter. Die Neunzehnjährige bewegte ſich unter einer Kinderſchar als die Pflegerin; ſie befahl als Meiſterin in einem großen Hauſe. Und man ſah ſogleich, wie ihr Alles willig diente und vertraute.

Der Amtmann Buff, Verwalter der Güter und Rechte, die der Deutſche-Ritter-Orden in und bei Wetzlar beſaß, war jetzt ein Mann von 62 Jahren; mit vierzig Jahren hatte er die zwanzigjährige Tochter eines darmſtädtiſchen Majors Fegler, das ſchönſte und bravſte weibliche Weſen, heimgeführt. Sie gebar ihm ſechzehn Kinder; dann ſtarb ſie, in ihrem vierzigſten Jahre: ſieben Söhne und fünf Töchter weinten mit dem Vater an ihrem Sarge; von den Knaben zählte der älteſte erſt vierzehn, und von den Mädchen waren auch nur zwei erwachſen. Eine Hausmutter konnte man in dieſer großen Wirtſchaft und Kinderſchar keinen Tag entbehren. Karoline, die Zwanzigjährige, war die älteſte Tochter; trotzdem war es ohne weiteres ausgemacht, daß die um zwei Jahre jüngere Lotte ihrer Mutter Stelle vertreten müſſe. Es ward nicht darüber geſprochen, aber der Vater, die ältere Schweſter ſelbſt, die jungen und jüngſten Geſchwiſter, die Dienſtboten und die Freunde des Hauſes erwarteten nun von ihr die Anordnungen, die ſonſt die Mutter gab, und die Arbeiten, die ſie geleiſtet hatte.

So ſtand ſie nun vor dem Doktor Goethe, ſchon ganz eingewöhnt im Hausmutter-Amt. Sie fütterte die

Hungrigen, tröſtete die Weinenden, hielt die Trägen zur Arbeit an, erzwang den Frieden zwiſchen den Streitenden und putzte den Kleinſten die Naſe, wenn die „Glockenſäuler“ heraushingen. Und ihr ganzes Volk war munter und geſund. „Morgens, mittags und abends eſſen wir, des Nachts ſchlafen wir“, ſo faßte



Buffs Brands

Deutschordens-Hof in Wetzlar

Hans, der älteſte der Knaben, das Familienleben in zwei Sätze. Um das Getümmel der Jugend noch etwas zu vermehren, hatte das Schickſal den Prokurator Brand in einem andern Flügel des Ordenshauſes Wohnung nehmen laſſen: aus ſeiner erſten Ehe hatte dieſer brave Mann elf Kinder gehabt; nun zeugte er mit ſeiner zweiten Frau noch neun hinzu: die kleinen Buffs und Brands kamen des Morgens zuſammen auf den Hof und mußten zu Mittag und Abend auseinandergeleſen werden.

Einen lieberen Anblick konnte ſich Goethe nicht denken als die Lotte unter ihren Geſchwiſtern. Aber ein Mehltau fiel ſogleich auf die Frühlingsknoſpen ſeiner bewundernden Liebe: dies Mädchen war ſchon verſprochen!

Ein vortrefflicher junger Mann, der bremiſche Legationsſekretär Chriſtian Keſtner, den Goethe ſeit kurzem kannte, hatte um das Mädchen ſchon in ihrem fünfzehnten Jahre angehalten; es war keine förmliche Verlobung geſchehen, aber Keſtner gehörte ſeitdem zum ‚Teutſchen Hauſe' wie ein Sohn und Bruder. Er kam zwei- oder dreimal täglich, nachmittags zwiſchen Zwei und Drei und abends zwiſchen Neun und Elf: Das waren ſeine und Lottens Feierſtunden. Das junge Mädchen bildete ſich an dieſem Freunde, der zwölf Jahre älter war, und lernte die weitere Welt, auch die Wiſſenſchaften und Künſte, mit ſeinen Augen ſehen. Sie war nicht ſo ernſthaft wie er, aber ſie paßten vollkommen zuſammen als zwei höchſt tätige, tüchtige, gute Menſchen. Da ſie ſich für einander ſchon beſtimmt hatten, ehe an Heiraten gedacht werden konnte, ſo zeigten ſie ſich außerhalb, alſo auch auf jenem Balle in Volpertshauſen, nur als gute Freunde. Sie waren immer noch nicht verlobt, aber ſie waren im Innern miteinander verwachſen.

Das mußte nun Goethe nehmen, wie es war. Das Teutſche Haus konnte er trotzdem oft beſuchen, denn dort ging es von jeher ſehr geſellig zu, und die Gäſte unterhielten ſich ja auch mit Lottes Schweſtern und Brüdern. Goethe zumal gab ſich ſehr gern mit Kindern

ab, erzählte ihnen Geſchichten, tollte mit ihnen, kaufte ihnen Berge von Kirſchen und Kuchen. In dieſem Hauſe, wo ſo viel zu tun war, hörte die Arbeit keineswegs auf, wenn ein Freund eintrat, und nicht ſelten ſetzte ſich auch der Freund zum Erbſenausläufeln oder Bohnenſchnippeln oder half draußen im Garten beim Obſtabnehmen und noch weiter draußen beim Heumachen.

* * *

Goethe lebte jetzt mit dieſer Familie ganz ähnlich wie Keſtner; er verbarg ſeine Bewunderung Lottens durchaus nicht: ſollte man ein vorzügliches Mädchen nicht lieben und bewundern dürfen, wenn ſie einem Andern verſprochen iſt? Gewiß, der Andere muß ſolche Nebenfreunde ertragen können. — Der Ruf des Mädchens leidet darunter? Solche Beſorgnis wäre ſchon eine Verdächtigung; ſie ſetzt ein Mißtrauen voraus. Lotte ward überall als brav geprieſen und hatte ſich bei aller Luſt zum Spaßmachen immer tugendhaft gezeigt; wie konnte man da den Gedanken wagen, daß ſie ihren braven Bräutigam betrüge? „Wird Zwei zu Drei, gibt's Teufelei“, lautet ein alter Spruch, aber wie könnte Teufliſches unter guten Menſchen entſtehen?

Freund Born kam einmal mit Goethe auf ſeine vielen Beſuche im Amtmannshauſe zu ſprechen. „Wenn ich Keſtner wäre,“ meinte er, „mir gefiel's nicht. Worauf kann Das hinausgehn? Du ſpannſt ſie ihm wohl gar ab?“

Goethe ward faſt zornig. „Ich bin nun der Narr,“ antwortete er; „ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Beſonderes zu halten! Irre ich mich und wäre ſie ordinär wie manche Andere, hätte ſie den Keſtner zum Fond ihrer Handlung, um deſto ſicherer mit ihren Reizen zu wuchern: der erſte Augenblick, der mir Das entdeckte, der erſte, der ſie mir näher brächte, wäre der letzte unſerer Bekanntſchaft! Das beſchwör' ich mit tauſend Eiden.“

Erſt recht vertraute Keſtner dem Mädchen, das er ſeit vier Jahren wie eine klare Quelle durchſchaute; er vertraute auch Goethen, nachdem er ihn in Geſprächen erforſcht hatte. Er fühlte ſich gegen dieſen Dreiundzwanzigjährigen, der noch herumtaſtete, als ein fertiger Mann; er wußte ſich tüchtig in den Geſchäften, zu denen Goethe nicht einmal Luſt hatte. Keſtners Arbeitskraft und Kenntniſſe wurden gebraucht, alſo ging er ſeinen ſicheren Weg und hatte einem Mädchen Beſſeres zu bieten als der trotz ſeines väterlichen Vermögens und trotz ſeiner unzweifelhaft großen Gaben noch recht unzuverläſſige Goethe.

So lebten die drei jungen Menſchen gut und lieb miteinander, und nur ein Umſtand war bedenklich: Goethe war hier in Wetzlar doch eigentlich ein Müßiggänger, alſo auch ein Grillenfänger, ein Träumer, der gar zu viel Zeit hatte, auf die Stimmen ſeiner Gefühle zu lauſchen. Schon der Mangel an nötiger Arbeit trieb ihn gar zu oft zu Lotten, während Keſtner für einen Bräutigam übermäßig an den Schreibtiſch gefeſſelt war. Goethe und Keſtner waren Freunde und dennoch

einander im Wege. Der klar blickende Keſtner ſchrieb es ſchon Ende Juli in ſein Tagebuch, worin er mittags, nachmittags und abends Eintragungen zu machen pflegte:

„Nachher und wie ich meine Arbeit getan, geh' ich zu meinem Mädchen; ich finde den Dr. Goethe da. . . . Er liebt ſie, und ob er gleich ein Philoſoph und mir gut iſt, ſieht er mich doch nicht gern kommen, um mit meinem Mädchen vergnügt zu ſein. Und ich, ob ich ihm gleich recht gut bin, ſo ſehe ich doch auch nicht gern, daß er bei meinem Mädchen allein bleiben und ſie unterhalten ſoll. — Ich muß gehen. Zum Glück kommt der Vater. Ich gehe ſchon ruhiger.

„Zu Haus bekomme ich vom Geſandten für den Posttag zu tun; zwiſchendurch leſe ich, gehe ein wenig durch den Garten, eſſe abends meinen Salat und Butterbrot. Der Posttag dauert bis $10^1/_4$ Uhr. Hätte ich doch mein Mädchen noch einen Augenblick ſehen können! Aber es iſt ſchon zu ſpät.“ [1])

So ging es manchen Tag. Gar zu häufig wanderten Goethes Gedanken zur lieben Lotte, und ſeine Füße folgten. Früher hatte er wenig Reſpekt vor dem andern Geſchlecht gehabt, Herder hielt ihn ſogar für einen kalten Weiberhaſſer;[2]) jetzt fand Keſtner, daß Goethe für das weibliche Geſchlecht ſehr viele Hochachtung habe; in Wahrheit unterſchied er unter den Frauen wie unter den Männern die ſeltenen Meiſterwerke der Schöpfung von den gewöhnlichen Mitgliedern des großen Haufens. Und wie er ſich ſelber als einen Abgeſonderten fühlte, ſo ſtreckte er ſeine Arme nach einer

[1]) Dies wie einige andere tatſächliche Mitteilungen nach Heinrich Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit. Berlin, 1911.

[2]) Herder an Karoline Flachsland, Anfang Februar 1773.

Lotte Buff und Goethe um 1773

Frau Majorin Ridel und Keſtner-Archiv

weiblichen Hochgeſtalt aus. Das bedeutete zugleich, daß er weder mattherzig, noch tieriſch lieben und geliebt ſein mochte, wie ſo gewöhnlich die Paare zuſammen- und auseinanderlaufen; er ſehnte ſich nach einer ſtarken, reinen, tiefen, geiſtigen Liebe.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Lottchen das heiße Verlangen Goethes ſpürte, daß ſie ſeine Huldigung dankbar und mit Wohlgefallen aufnahm, und daß ihr der ſeltſame Menſch mit jeder Woche lieber wurde. Aber auch Keſtner ſah, was vorging, und prüfte ſich als gewiſſenhafter Mann, ob er ſeiner Geliebten jetzt die Freiheit einer neuen Wahl geben müſſe. Nach einem kurzen Wortwechſel über ihr beſtändiges Beiſammenſein mit dem Dr. Goethe ſchrieb er ihr einen langen Brief: er fühle ſich in ſeinem Herzen unfähig, jemals von ihr zu laſſen, aber wenn es ihr Glück erfordere, müſſe er trotzdem ſein Recht auf ſie zurückgeben. Treue aus bloßem Pflichtgefühl könne er nicht wünſchen: „Denn was iſt Zuneigung, was Liebe aus Pflicht? Sie würden ſich zwingen, ich würde den Zwang merken, und wir würden beide unglücklich. . . .“ Dann aber warnte er ſie vor einer Überſchätzung Goethes.[1])

„Jedoch aber muß ich Ihnen als Freund ſagen, daß nicht Alles Gold iſt, was da glänzt;

daß man ſich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgeſagt, aber nur darum geſagt werden, weil ſie

[1]) Goethe iſt nicht genannt, doch iſt kein Zweifel, daß ſich der Brief auf ihn bezieht. Man findet das Schreiben vollſtändig bei Eugen Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis, Breslau 1894, S. 54 ff.

glänzend ſind, nicht verlaſſen kann, und daran das Herz oft keinen Teil haben kann;

daß es [bei] einer Mannsperſon ſchwer wird, ſie ganz kennen zu lernen, wenn man ſie nicht in einer ziemlichen Zeit und in mancherlei Situationen und Begebenheiten handeln geſehen hat, denn auf das Handeln kommt es an, nicht auf die ſchönen Worte;

daß eine Mannsperſon, welche man nur ſelten geſehen hat, vielleicht in denen, von Dieſer ſelbſt gewählten, ihr vorteilhaften Stunden darum noch nicht vorzüglicher ſein kann;

daß bei einer Mannsperſon ſchwer zu entſcheiden iſt, wann ſie keiner Veränderung, keinem Wankelmut mehr unterworfen iſt, zumal wenn ſie noch an keine gewiſſe Lebensart oder Beſchäftigung gebunden iſt;

daß es keine Kunſt iſt, munter und unterhaltend zu ſein, wenn man völlig ſein eigener Herr iſt, wenn man tun und laſſen kann, was man will, daß Jenes ſich aber in ein mürriſches Weſen verändern kann, wenn Dieſes wegfällt und eine vielleicht unangenehme Beſchäftigung gewählt werden muß.

Ich will aber keine Verachtung erwecken: Dies würde wider meine itzige Überzeugung oder Vermutung ſein, ſondern nur Zweifel angeben und zur Prüfung und Überlegung Stoff geben. . . .“

Und er fügte hinzu:

„Sie werden geſtehen müſſen, daß ich ſeit einiger Zeit, da ich einmal ſicher war, da ich zu Ihnen ein unumſchränktes Zutrauen gefaßt hatte, mich nicht durch Kleinigkeiten beunruhigen laſſe. Ich kann auch unmöglich darüber unzufrieden ſein, wenn Sie Anderen gefallen, und ein freundlicher Umgang mit Anderen, welcher bei der Unterhaltung des Verſtandes ſtehen bleibt, iſt nie zu tadeln. Allein ſobald das Herz daran Anteil nimmt, ſobald ich Dieſes befürchten muß, ſo entſteht gegründete Urſache zur Unruhe. Die Freundſchaft nur läßt mehrere Gegenſtände zu, obgleich auch da der Vorzug unangenehm iſt; die Liebe leidet aber nur

einen Gegenſtand mit Ausſchließung aller andern und ohne alle Einſchränkung. Hier iſt auch eine kleine Gefälligkeit von Wichtigkeit, und das bloße Annehmen, auch ohne Erwiderung, iſt ſchon gefährlich! Die Tugend muß ſich nicht in Gefahr ſetzen: beſſer die Flucht als ein ungewiſſer Kampf!"

Zu gleicher Zeit ſchrieb auch Goethe ſeine Gedanken über die Liebe nieder, freilich mit weniger „Überlegung" und mehr Leidenſchaft, obwohl der Anlaß ſehr viel gleichgiltiger war. Man hatte ihm ein Heft geſandt: ‚Gedichte von einem polniſchen Juden', damit er es für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen beurteile. Ein polniſcher Jude, der deutſche Gedichte machen konnte, Das war eine Merkwürdigkeit; ein ſolcher Fremdling mußte neue Töne mitbringen. Aber ach! dieſer Iſaſchar Falkenſohn Behr war auch nur eine Kopie von andern Kopien; ſelbſt wenn er von ſeiner Liebe dichtete, hörte man keine Stimme der wilden Natur und noch weniger einen Schrei nach hohem Leben.

„Er iſt an den lieben Geſchöpfen ſo hingeſtrichen, hat ſie einmal amüſiert, einmal ennüyiert, geküßt, wo er ein Mäulchen erwiſchen konnte: über dieſe wichtige Erfahrungen am weiblichen Geſchlecht iſt er dann zum petit volage geworden. Und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er ſich bitterlich, daß er nur den Handſchuh ehrerbietig koſten, ſie nicht beim Kopf nehmen und weidlich anſchmatzen darf. Und Das alles ſo ohne Gefühl von weiblichem Wert, ſo ohne zu wiſſen, was er will."

Und Goethe ſchrieb nun, wie es eigentlich ſein ſollte: der Jüngling, das Mädchen, die Liebe. Und ſchrieb ſein eigenes Fühlen und Handeln, ſein Lieben und

Sehnen in eine Buchrezenſion.[1]) Er ſah im Geiſte den echten und ſtolzen Dichter der Liebe:

„Laß, o Genius unſeres Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerſt für ſeinen Kreis der beſte Geſellſchafter wäre, das artigſte Spiel angäbe, das freudigſte Liedchen ſänge, im Rundgeſange den Chor belebte, dem die beſte Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuſten, mannigfaltigſten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausſtellten, deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblick wieder losriſſe, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, nur witzig, nur munter ſei; deſſen Eitelkeit durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, ſich Der aufdrängte, ſie durch erzwungne und erlogne Seufzer und Tränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerkſamkeiten des Tags, ſchmelzende Lieder und Muſiken des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließe: weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann all ſeine Freuden und Siege und Niederlagen, all ſeine Torheiten und Reſipiscenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorſpottete! Des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugtun.

„Aber dann, o Genius, daß offenbar werde: nicht Fläche, Weichheit des Herzens ſei an ſeiner Unbeſtimmtheit ſchuld, laß ihn ein Mädchen finden ſeiner wert!

„Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geſchwirre der Geſellſchaft in die Einſamkeit leiten, laß ihn auf ſeiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zu-

[1]) Erſchienen am 1. September 1772 in den Frankf. Gelehrten Anzeigen. Reſipiscenzen: Wieder-klug-werdungen; gemein = alltäglich; petit volage: flatterhaft; Wohlſtand: Anſtand.

gleich mit einer Geſtalt ganz Anmut, ſich in ſtillem Familienkreis häuslicher, tätiger Liebe glücklich entfaltet hat, die Liebling, Freundin, Beiſtand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauſes iſt, deren ſtets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderſtehlich an ſich reißt, zu der Dichter und Weiſe willig in die Schule gingen, mit Entzücken ſchauten: eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlſtand und Grazie! — Ja, wenn ſie in Stunden einſamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch Etwas fehlt: ein Herz, das jung und warm wie ſie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieſer Welt ahndete, in deſſen belebender Geſellſchaft ſie nach all den goldnen Ausſichten von ewigem Beiſammenſein, dauernder Vereinigung, unſterblich webender Liebe feſt angeſchloſſen hinſtrebte.

„Laß die Beiden ſich finden! Beim erſten Nahen werden ſie dunkel und mächtig ahnden, was Jedes für einen Inbegriff von Glückſeligkeit in dem Andern ergreift, werden nimmer von einander laſſen. . . .“

* * *

Goethe ſchuf ſein Ideal nach Lottens Bilde: kein Wunder, daß die lebendige Lotte immer ſtärker über ihn wurde. War ſie gut zu ihm, ſo wuchs ſeine Liebe; hielt ſie ſich zurück, um Keſtner nicht zu verletzen, ſo reizte ihn die unerwartete Kälte faſt noch mehr.

Nicht ſelten behandelte ihn Lotte auch ſchlecht aus weiblicher Luſt an der Neckerei und um die Grenzen ihrer Macht zu erproben. Dorthel Brand, die zuweilen dabei war, lachte den geduldigen Hiob aus, aber Goethe hatte bei Lotten wirklich auch an ihren Unarten Wohlgefallen. Und wenn ſie oder ein Andrer ihn fragte, ob er ihr denn wirklich heute beim Erbſen-Ausläufeln oder Johannisbeeren-Pflücken wieder als Magd dienen wolle, ſo antwortete er: „Heute, morgen, übermorgen und

mein ganzes Leben“, und wenn ſie ſpäter Jemand brauchte, die Zwetſchenbäume zu ſchütteln, war er wieder bereit: „Heute, morgen, übermorgen und mein ganzes Leben.“ Und er begleitete ſie unermüdlich, wohin ſie ihre Geſchäfte führten, zum Krautland und Obſtgarten, auf den Acker und die Wieſen.

Lotte verbrachte im Anfang Auguſt einige Tage in Atzbach, um die ſchwerkranke Frau des Rentmeiſters Rhodius zu pflegen. Goethe konnte es nicht laſſen, ſie auch dort zu beſuchen. Sie empfing ihn nicht eben freudig und ſchickte ihn recht ſchnell weg: er ſolle einen Gruß an Keſtner und zugleich beſtellen, daß ſie morgen in aller Frühe heimkommen werde. Am andern Morgen um Fünf wanderte Goethe mit Keſtner ihr entgegen bis Garbenheim, wohin ſie Rhodius gebracht hatte; und der gute Bräutigam notierte nachher: „Wir tranken Kaffee, gingen herein, vergnügt, daß wir unſer Lottchen wieder hatten.“ Nachmittags ſahen ſich beide Freunde Lottens ſchon wieder im Teutſchen Hauſe und pilgerten noch einmal nach Garbenheim.

„Unterwegs handelten wir ein ganz Syſtem von des Menſchen Beſtimmung hier und dort ab. Eine merkwürdige, wichtige Unterredung.

„Als die Andern von Garbenheim abgingen, folgten wir etwas nach, ſetzten uns an den Weg, unterhielten uns ferner. Dann kehrten wir wieder nach der Stadt zurück, kamen zum Lottchen, wo er bald wegging und ich blieb.“

Das war Keſtners Eintragung am 9. Auguſt. Einige Tage ſpäter kam es jedoch zu Erklärungen in eigenſten Angelegenheiten; dasſelbe Tagebuch deutet ſie an.

„13. Auguſt war ich in Gießen . . . Über [den] Schifferberg kehrte ich zurück. Lottchen, Goethe und Mlle Dorthchen Brand kamen mir entgegen. — Abends das Geſtändnis von einem Kuß. Kleine Brouillerie mit Lottchen, welche andern Tages wieder vorbei war.

14. Auguſt. Abends kam Goethe von einem Spaziergange vor den Hof. Er ward gleichgiltig traktiert, ging bald weg.

15. ward er nach Aßbach geſchickt, eine Aprikoſe der Rentmeiſterin zu bringen. Abends um 10 Uhr kam er und fand uns vor der Tür ſitzen. Seine Blumen wurden gleichgiltig liegen gelaſſen; er empfand es, warf ſie weg, redete in Gleichniſſen. Ich ging mit Goethe noch nachts bis zwölf Uhr auf der Gaſſe ſpazieren. Merkwürdiges Geſpräch, da er voll Unmut war und allerhand Phantaſien hatte, worüber wir am Ende, im Mondſchein an eine Mauer gelehnt, lachten.

Den 16. bekam Goethe von Lottchen gepredigt. Sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundſchaft hoffen dürfe. Er ward blaß und ſehr niedergeſchlagen. Wir gingen aus dem Neuſtädter Tor ſpazieren. Hernach in Boſtels Geſellſchaft, ich und Goethe. Abends Bohnen geſchnitten.“

* * *

Am nächſten Tage reiſte Lotte nach Gießen; zwei Tage ſpäter ging auch Goethe dahin, diesmal aber nicht als Lottens treuer Schatten, ſondern zu einer längſt verabredeten Zuſammenkunft mit dem dortigen Profeſſor Höpfner und ſeinem Darmſtädter Freunde Merck. Dieſem hatte er ſchon viel über ſeine neue Freundin geſchrieben; nun ſah Merck die Vielgerühmte mit eigenen ſcharfen Augen. Merck ward auch nach Wetzlar geführt, und dann verbrachten beide Freunde noch ein paar Tage in Gießen zuſammen. Sie fühlten ſich als

Bundesgenoſſen in literariſchen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Dingen; Merck verſah bei Goethe aber auch das Amt des älteren Ratgebers und Beichtvaters, das in Leipzig Behriſch, in Straßburg Salzmann verwaltet hatten. Seinem Blicke entging ſo leicht keine kranke Stelle, und ſeine Zunge ſcheute nicht vor ſchneidenden Reden. Er geſtand dem Freunde zu, daß die Demoiſelle Buff alles Lob verdiene; er ſprach aber auch die drei harten Worte aus: „Du mußt fort!“ Am liebſten hätte ihn Merck jetzt gleich nach Frankfurt und Darmſtadt mitgenommen; er erreichte wenigſtens, daß man ſich demnächſt bei der gemeinſamen Freundin Sophie v. La Roche in Koblenz treffen wolle.

Mit der Abſicht, in wenigen Tagen Wetzlar zu verlaſſen, kam Goethe von Gießen heim. Er erzählte Keſtnern von ſeiner baldigen Reiſe nach Koblenz. „Ich werde keinen Abſchied von euch nehmen“, fügte er hinzu; „eines Tages, wenn ihr nach mir fragt, bin ich hinter den Bergen.“

Keſtner und Goethe hatten denſelben Geburtstag; Keſtner vollendete am 28. Auguſt ſein 31., Goethe ſein 23. Jahr. Am Tage vorher ſaß Goethe faſt den ganzen Tag bei Lotten; der Bräutigam Keſtner, dem ſein Vorgeſetzter immer neue Arbeit auflud, kam erſt abends. Da wurden wieder einmal Bohnen geſchnitten für die vielen hungrigen Mäuler des Deutſchen Hauſes, und diesmal blieb man bis Mitternacht zuſammen. Lotte kochte Tee, und als die Glocke Zwölf ſchlug, beglückwünſchte das liebe Mädchen ihre beiden Geburtstagsmänner.

Es vergingen noch ein paar Tage. Goethe hatte die Abreiſe beſchloſſen, aber er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſie auf heute oder morgen feſtzuſetzen. Am 10. September aß er mit Keſtner in deſſen Garten zu Mittag; nachher vertraute er ſeinem andern Freunde Born, der zugleich ſein Hausgenoſſe war, an, daß er morgen in aller Frühe die Stadt verlaſſen werde. Abends ging er wieder ins Teutſche Haus; Keſtner ſtellte ſich auch ein. Das Geſpräch kam auf das Leben nach dem Tode — Lottchen fing es an — auf das Weggehen von dieſer Erde, das Wiederkommen, das Sichkundgeben der nur noch geiſtig Herumſchwebenden. „Wer zuerſt von uns ſtirbt“, ſchlug Lottchen vor, „ſoll, wenn er irgend kann, den Andern eine Nachricht vom Zuſtand jenes Lebens geben.“

Goethe war ſehr erregt, ohne daß er's zeigte. Wer zuerſt ſtirbt, weiß man nicht, aber er war Derjenige, der dieſe Menſchen, dies Haus zuerſt verlaſſen mußte. Sein Herz ſchwoll ihm zur Kehle hinauf; raſch wünſchte er Gutenacht und ging. Der alte Amtmann begleitete ihn über den Hof zur Straßentür.

Als er dann allein in ſeiner Stube war, blickte er über die wenigen Sachen, die ihm darin gehörten. Er ſetzte ſich an den Tiſch und nahm ein paar Blätter. Zuerſt ſchrieb er an Keſtner. Nur ein paar Zeilen.

„Er iſt fort, Keſtner, wenn Sie dieſen Zettel kriegen: Er iſt fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel! Ich war ſehr gefaßt, aber Euer Geſpräch hat mich auseinander geriſſen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts ſagen als: leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten!

„Nun bin ich allein, und morgen geh' ich. O mein armer Kopf!“

Sodann an das Mädchen.

„Wohl hoff' ich, wiederzukommen, aber Gott weiß: wann! Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden um's Herz, da ich wußte: es iſt das letzte Mal, daß ich ſie ſehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh' ich morgen fort. Fort iſt er!

„Welcher Geiſt brachte Euch auf den Diskurs! Da ich Alles ſagen durfte, was ich fühlte! Ach, mir war's um Hienieden zu tun, um die Hand, die ich zum letzten Mal küßte! Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete!

„Ich bin nun allein und darf weinen. Ich laſſe Euch glücklich. Und gehe nicht aus Euern Herzen. Und ſehe Euch wieder. Aber nicht-morgen iſt nimmer!

„Sagen Sie meinen Buben: er iſt fort!

„Ich mag nicht weiter.“

Nach einer kurzen Nacht legte er, noch bei Kerzenſchein, ſeine Sachen zuſammen. Dann ſchrieb er noch einen Zettel zum vorigen.

„Gepackt iſt's, Lotte, und der Tag bricht an; noch eine Viertelſtunde, ſo bin ich weg. Die Bilder, die ich vergeſſen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen Entſchuldigung ſein, daß ich ſchreibe, Lotte, da ich nichts zu ſchreiben habe. Denn Sie wiſſen Alles, wiſſen, wie glücklich ich dieſe Tage war.

„Und ich gehe zu den liebſten, beſten Menſchen. Aber warum von Ihnen! Das iſt nun ſo, und mein Schickſal, daß ich »heute, morgen und übermorgen« nicht hinzuſetzen kann, was ich wohl oft im Scherz dazuſetzte.

„Immer fröhliches Muts, liebe Lotte! Sie ſind glücklicher als Hundert, nur nicht gleichgültig. Und ich, liebe

Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen leſe: Sie glauben, ich werde mich nie verändern.

„Adieu, tauſendmal adieu! Goethe.“[1])

Jetzt wurden die Andern im Hauſe munter. Born kam, der ihn ein Stück begleiten wollte, und Goethe ging hinunter zum Hausherrn, dem Prokurator Ludolf, und ſagte ihm, daß er abreiſe, und fragte, was er noch ſchuldig ſei. „Wo wollen Sie denn hin?“ fragte Ludolf ganz überraſcht. „Ich reiſe fort“, verſetzte Goethe, „nach Koblenz, Köln und ſo weiter“ und drängte zur Eile.

Um 7 Uhr ritt er ab; Born begleitete ihn bis gegen Braunfels.

* * *

Als Keſtner mittags nach Haus kam, brachte man ihm Bücher und einen Brief: „Herr Dr. Goethe hat Dieſes um 10 Uhr geſchickt.“ Keſtner verſtand ſogleich, was es bedeute; er hatte die plötzliche Abreiſe des Freundes erwartet und war dennoch nicht darauf vorbereitet. Es war gut ſo, aber er konnte ſich der Traurigkeit nicht erwehren. Born kam zu ihm: Goethe ſei ſehr niedergeſchlagen geweſen und habe viel vom geſtrigen Abendgeſpräch geredet.

---

[1]) Nicht gleichgültig = Keiner, dem Alles gleichgültig iſt. — Der Wechſel zwiſchen Du und Sie in der Anrede war damals häufig, z. B. in den Briefen zwiſchen Herder und ſeiner Braut, und kann für ſich allein nicht als Zeichen der Erregung gelten. Das „Du“ war auch nicht ſo ſehr wie heute die feſte Anrede zwiſchen Liebenden und Vertrauten; auch Braut- und Ehepaare brauchten das „Sie“.

Die Hofrätin Lange wußte die Neuigkeit als eine der Erſten und war ſehr böſe, daß Goethe ihr als ſeiner Großtante nichts vorher geſagt hatte. Sie ſchickte eine Magd ins Teutſche Haus mit irgend einer Beſtellung, und „es wäre doch ſehr ungezogen, daß Dr. Goethe ſo, ohne Abſchied zu nehmen, weggereiſt ſei.“ Lottchen wußte noch nichts, aber ſie verbarg ihre Überraſchung und erwiderte den Vorwurf, indem ſie fragen ließ, warum die Rätin ihren Neveu nicht beſſer erzogen hätte. Gegen Mittag ließ Madame Lange wieder beſtellen: „ſie werde es an des Dr. Goethe Mutter ſchreiben, wie er ſich aufgeführt habe“.

Lottchen konnte es auf die erſte Nachricht noch nicht glauben, daß ihr Freund wirklich entflohen ſei. Und nach liſtiger Frauenart ſchickte ſie einen Kaſten, den ſie von Goethe hatte, nach ſeiner Wohnung und ließ ihm ein ſchönes Kompliment beſtellen. Die Magd kam wieder mit dem Kaſten, und nun hieß es überall im Teutſchen Hauſe: „Doktor Goethe iſt fort! Er iſt ganz fort.“

Der vierzehnjährige Hans ſprang hinüber zum „reformierten Treppchen“, wo Keſtner beim Pfarrer Lorsbach wohnte: „Iſt er gewiß weg?“ Und Keſtner nickte und ließ beſtellen, daß er nachher komme.

„Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen“, ſchrieb der brave Mann abends in ſein Tagebuch.

„Sie war betrübt über ſeine Abreiſe; es kamen ihr die Tränen beim Leſen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da ſie ihm Das nicht geben konnte, was er wünſchte. Denn er war ſehr verliebt in ſie und bis zum

Enthuſiasmus. Sie hatte Solches aber immer von ſich entfernt und ihm nichts als Freundſchaft eingeräumt, auch förmlich deklarieret.

„Wir ſprachen nur von ihm; ich konnte auch nichts anders als an ihn denken; verteidigte die Art ſeiner Abreiſe, welche von einem Unverſtändigen getadelt wurde; ich tat es mit vieler Heftigkeit.“

Die Unverſtändigen hatten auch in den nächſten Tagen noch das Wort, und das Urteil über den Dr. Goethe lautete zumeiſt: „Er hat einen Schuß.“ [1]) Einige ſprachen auch mit Liebe von ihm; ſelbſt draußen zwiſchen Garbenheim und Atzbach ward Lottchen angeredet, warum der Herr, der letzthin bei ihr war, ſie heute nicht begleite.

„Der iſt fort und kömmt nicht wieder.“

„Ei, Der iſt fort?“

„Ja, habt ihr etwas an ihn zu beſtellen, ſo will ich es durch Jemand ſchreiben laſſen.“

„O! D e m hätte ich einen ganzen Wagen voll zu ſchreiben.“

So tönte es ein paar Tage: Er iſt fort! Dann gab's neuere Neuigkeiten.

◆ ◆ ◆

Goethe ſaß nun wieder zu Hauſe. Sein Vater bemühte ſich von neuem, ihn zu einem tüchtigen „Geſchäftsmann“ zu machen, zu einem Mitregenten der vaterſtädtiſchen Republik. Und ſeine Schweſter war jetzt Braut mit einem eifrigen Rechtsgelehrten und Volks-

[1]) Keſtners Tagebuch, 13. September 1772, bei Gloël, S. 209.

freunde, mit Georg Schloſſer. Goethe ſah alſo daheim einem verliebten Paare zu, und ſeine Gedanken weilten am häufigſten bei dem andern Brautpaare in Wetzlar. Gegen ſeine Vertrauten konnte er Lotte und Keſtner nicht genug rühmen; auch gegen die Halbfreunde ſprach er gern über ſie. „Wo habt ihr euch denn hingehalten?“ fragte ihn ſo ein Halbfreund, der in Wetzlar Beſcheid wußte.

„In's Teutſche Haus“, erwiderte Goethe.

„Doch nicht zu Brands?“

„Freilich zu Brands, warum denn nicht?“

„Ihr kennt alſo auch Amtmanns?“

„Jawohl.“

„Die Lotte iſt ein ſehr angenehmes Mädchen.“

„Sie geht ſo mit“, heuchelte Goethe und freute ſich, daß nun der Andere ſie herausſtrich.

Als er erſt einige Tage in Frankfurt zurück war, beſuchte ihn Merck, und die Beiden gingen zu Schloſſer. Wie ſie dort ſaßen, trat plötzlich Keſtner herein: Goethe fiel ihm um den Hals und erdrückte ihn faſt, und auch Keſtner fühlte eine unbeſchreibliche Freude, den braven Freund zu ſehen, noch ehe er ihn hatte aufſuchen können. Er hatte den Freiherrn v. Hardenberg [1]) und zwei andere Wetzlarer nach Frankfurt begleitet. Man ging nun zuſammen ſpazieren und zu Goethes Eltern, die den Herrn Keſtner herzlich aufnahmen; Cornelie aber bat, er möge doch auch die Lottchen nach Frankfurt bringen: man habe ſie ſchon aus der Ferne lieb. Bis in den

[1]) Den nachmaligen Fürſten und Staatskanzler. Dies nach Keſtners Tagebuch, 22. September 1772.

Goethe

Radierung von Schmoll oder Lips
1774

Kornelie Goethe

Bleistiftzeichnung ihres Bruders
1773

dritten Tag blieb Keſtner, und als er weg war, hatte Goethe noch allerlei kleine Beſorgungen für Lotte und ihre Geſchwiſter.

Mit ihrem Bräutigam wechſelte er viele Briefe; der Entfernte brauchte ſeine Liebe zu Lotten nicht zu verdecken und zu bekämpfen; die Zeit werde ſeine Wunde heilen, glaubte er ſelber, und in Wetzlar vertraute man gleichfalls auf die ſtille Wirkung der neuen Eindrücke. Lottchen ſchickte ihm ſogar die Schleife, die ſie auf jener erſten Fahrt nach Volpertshauſen getragen hatte; ihren Schattenriß hatte er längſt an ſeiner Wand hängen: jetzt erfreute ihn dies Andenken im Innerſten.

„Heut, eh ich zu Tiſch ging, grüßt' ich Ihr Bild herzlich, und bei Tiſch — ich wunderte mich über den ſeltſamen Brief, brach ihn auf und ſteckt' ihn weg. O liebe Lotte: ſeit ich Sie zum erſten Mal ſah, wie iſt Das alles ſo anders! Es iſt noch eben dieſe Blütenfarbe am Band, doch verſchoſſener kommt mir's vor, als im Wagen: iſt auch natürlich. Dank Ihrem Herzen, daß Sie mir noch ſo ein Geſchenk machen können!"

Der gewöhnliche Schluß aber war: „ich wollt', ich wär' eine Stunde bei Ihnen" oder „Wollte, ich ſäße noch zu Lottens Füßen, und die Jungen krabbelten auf mir herum." Zwiſchendurch verſicherte er, er werde ſich demnächſt verlieben und dadurch die Plage, immer an Lotten denken zu müſſen, loswerden. Er fragte ſich auch wohl, ob er ſie nicht allzu ſehr in ſeiner Einbildungskraft verherrliche.

„Manchmal ſteigt mir ein Zweifel auf, und ich denke mir Lotten en panier, wie ſie all' ſind: doch bald fällt ſie mir wieder in blaugeſtriefter Nachtjack ein und ihrer ingenuen

Güte, die ſie allein hat, und dann hoff' ich, in ihrer Seele nicht unter der großen, unbedeutenden Anzahl verloren zu gehen."[1])

* * *

Keſtner ſchrieb ihm im Anfang Oktober, ein gemeinſamer Bekannter, v. Goué aus Hildesheim, habe ſich in Göttingen getötet. „Ich ehre auch ſolche Tat und beſammere die Menſchheit", erwiderte Goethe, aber, fügte er hinzu: „ich hoffe nie meinen Freunden mit ſolch' einer Nachricht beſchwerlich zu werden."

Das Gerücht war falſch; am 30. Oktober erſchoß ſich jedoch ein Anderer aus dem Wetzlarer Kreiſe und zwar in Wetzlar ſelbſt und mit einer Waffe, die er von Keſtner geliehen: der braunſchweigiſche Legationsſekretär Jeruſalem. Unglückliche Liebe zu einer verheirateten Frau war die letzte Urſache; melancholiſch war er längſt geweſen, und der zarte, hochſtrebende Mann hatte von gröberen Vorgeſetzten manche Kränkungen erduldet. Goethe war ſehr erſchüttert.

„Der arme Junge! Wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete, hinaus im Mondſchein, ſagt' ich: er iſt verliebt! Lotte muß ſich noch erinnern, daß ich drüber lächelte. Gott weiß, die Einſamkeit hat ſein Herz untergraben."

* * *

Wenige Tage nachher, am 6. November, erſchien Goethe ebenſo plötzlich in Wetzlar, wie vor kurzem Keſtner in Frankfurt. Sein Freund und künftiger Schwager Schloſſer hatte in Friedberg und Wetzlar zu tun, er ſelber auch ein wenig in Friedberg, und ſo

[1]) 27. Oktober 1772. panier: Reifrock, ingénu: arglos, unſchuldig.

wagte er, in dieſer Geſellſchaft und durch ſie beſchützt und entſchuldigt, die Wiederkehr, wo er vor wenigen Wochen entflohen war. Es war ihm freilich nicht behaglich zu Mute, als er ſich dem alten Städtchen näherte. Sein Herz war voll Liebe und guten Willens: um ſo ſchmerzlicher würde es ſein, wenn ihn die Andern vielleicht kalt und verdrießlich empfingen! „Das Unglück iſt mir ſchon oft widerfahren“, ſagte er ſich. Aber es ging recht gut: Lotte, Keſtner, der alte Papa, die Buben, die Mädel und nebenan die Töchter und Söhne vom Stamme Brand freuten ſich herzlich, den Dr. Goethe wieder ein paar Tage zu haben.

Früh am 10. November fuhren die Frankfurter wieder ab, und ſchon nachmittags ſchrieb Goethe an ſeinen lieben Keſtner.

„Geſtern Abend war ich noch bei Euch und jetzo ſitz' ich im leidigen Friedberg . . . Der Weg hierher ward mir ſehr kurz, wie Ihr denken könnt. Und wie ich heut vom ‚Kronprinzen' hinauffuhr und ich die Deutſchhaus-Mauern ſah und den Weg, den ich ſo hundertmal, und es dann rechts ein in die Schmidgaſſe lenkte — — — Ich wollte, ich hätte geſtern Abend förmlich Abſchied genommen: es war ebenſoviel, und ich kam um einen Kuß zu kurz, den ſie mir nicht hätte verſagen können. Faſt wär' ich heute früh noch hingegangen, Schloſſer hielt mich ab; dafür ſpiel' ich ihm nächſtens einen Streich, denn ich will doch nicht allein leiden.

„Gewiß, Keſtner, es war Zeit, daß ich ging. Geſtern Abend hatt' ich rechte hängerliche und hängenswerte Gedanken auf dem Kanapee.“

* * *

Er hätte gern ſein Herz mit einem andern Bilde erfüllt und verſäumte auch nicht, zu den Freundinnen,

die er ſchon hatte, noch neue zu gewinnen. In Tal-Ehrenbreitſtein fühlte er ſich im Hauſe der Sophie v. La Roche, der gleichfalls dichtenden Baſe und einſtigen Braut Wielands, gar wohl; er verehrte die Mutter und küßte auch den beiden Töchtern gern die Hand; die ältere dieſer Töchter, die Maxe, bat er um Briefe. In Homburg kehrte er auch wieder ein und war glücklich, „da das Erſcheinen ſolch eines Elenden ſo trefflichen Geſchöpfen Freude machen kann.“ [1]) Darmſtadt war ihm faſt eine zweite Heimat. Hier lebte er mit Merck; das Zeichnen war ihre Hauptbeſchäftigung, aber mit den Mädchen wurde auch viel geſchwätzt. „Euer Gruß an die Flachsland hat mir einen Kuß getragen,“ erzählte er Keſtnern: „ich bitte Euch, grüßt öfter!“ Und er fuhr fort:

„Ich ſoll Euch ſagen, daß ſie Euch tauſendfaches Liebesglück wünſcht, und Alle möchten Lotten kennen. Ich pflege viel von ihr zu erzählen, da dann die Leute lächeln und argwöhnen, es möchte meine Geliebte ſein, bis Merck verſichert: von der Seite ſei ich ganz unſchuldig.“

An den Bräutigam der Flachsland aber ſchrieb er: „Meine Schweſter Karoline iſt ein Engel“; die ‚Schweſter Karoline‘ rühmte den Freund Goethe gleichfalls gegen Herder:

„Unſer guter Goethe iſt hier, lebt und zeichnet, und wir ſitzen beim Wintertiſch um ihn herum und ſehen und hören.“

„Mich dünkt, er iſt überhaupt etwas ſtiller und geläuterter worden.“

„Uns Mädchen und Weibern iſt er auch beſſer als ſonſt und iſt uns herzlich gut. Aber überhaupt lieben — dazu

[1]) An Keſtner, 13. November 1772.

liegt noch zuviel Aſche von ſeiner erſten Liebe in ſeinem Herzen, und Das ſcheint natürlich. Wir haben ihn hier alle lieb."

* * *

Auch in der Vaterſtadt kannte er ein paar liebe Geſchöpfe. Als Keſtner ihn damals in Frankfurt wiederſah, ereignete es ſich, daß der herumſpazierenden Geſellſchaft ein Mädchen entgegenkam, der die Freude aus dem Geſicht leuchtete, als ſie den Dr. Goethe erkannte. „Plötzlich lief ſie auf ihn zu und in ſeine Arme; ſie küßten ſich herzlich." Es war eine Mamſell Gerock; ſie hatte ein ungewöhnliches Recht zu ſolcher Zärtlichkeit, denn ſie hatte einſt mit Goethe zuſammen an der Bruſt derſelben Amme die erſte Nahrung getrunken. Dem Kaufmann Gerock am Markt waren vier Töchter erwachſen: Nanne, Lotte, Käthchen und Nette; Goethe beſuchte die Mädchen oft und ging gern mit ihnen in der Stadt herum, auf den Wall und über den Main. Auch von ihnen erzählte er Keſtnern und Lotten gern.

(28. Januar 1773.) „Geſtern Abend putzt' ich meine Freundinnen auf den Ball, ob ich gleich nicht ſelbſt mitging. Der einen hatt' ich aus der Fülle ihres Reichtums eine Aigrette von Juwelen und Federn zuſammengeſtutzt und ſie herrlich geziert. . . .

„Dann ging ich mit Antoinetten und Nannen auf die Brücke einen Nachtſpaziergang. Das Waſſer iſt ſehr groß, rauſchte ſtark, und die Schiffe alle verſammelt ineinander. Und der liebe trübe Mond ward freundlich gegrüßt. Und Antoinette fand Das alles paradieſiſch ſchön und alle Leute ſo glücklich, die auf dem [freien] Lande leben und auf Schiffen und unter Gottes Himmel. Ich laß' ihr die lieben Träume gern, macht' ihr noch mehr dazu, wenn ich könnte.

„Wir gingen nach Hauſe und ich überſetzt' ihnen Homer, das jetzt gewöhnliche Lieblingslektüre iſt. Die Andern waren gefahren, zu tanzen."

Bei den Mamſell Gerocks fühlte er ſich am heimiſchſten; aber er hatte noch eine Reihe anderer Freundinnen oder Halbfreundinnen: die Schweſtern Crespel, die Schweſtern Moritz, die Schweſtern Münch und einige Andere; auch Liſette Runkel war noch in der Stadt; ſie hatte ihren reichen alten Anbeter fahren laſſen, um einen reichen jungen Mann zu erwarten. Die ältere Tochter des Kaufmanns Münch, Suſanne Magdalene, war im gleichen Jahre und am gleichen Tage wie Lotte Buff geboren: Das war für Goethe Grund genug, ihr mit beſonderer Aufmerkſamkeit zuzuſehen. Er hatte ſie aufrichtig lieb, und ſie war noch frei; wenn er ſich beeilte, konnte ſie zu gleicher Zeit mit ihm zum Altar treten wie Lotte mit ihrem Chriſtian Keſtner. „Wenn ich zu heiraten hätte, griff ich ſie gewiß vor allen Andern," ſagte ſich Goethe, und: „Wer weiß, was Gottes Wille iſt," fuhr er fort.[1]) Es ſchien wirklich in den Sternen geſchrieben zu ſein, daß ſie zuſammenkämen: einmal waren ſie in einer Geſellſchaft, wo die jungen Leute ſich damit vergnügten, die künftigen Paare durch den Würfelbecher zu erkennen; als Goethe ausgewürfelt wurde, mußten mindeſtens 17 Punkte geworfen werden: Mamſell Münch ſchüttete aus, und ſiehe, alle drei Steine hatten die Sechs oben. Von nun an nannte ſie Goethe: „mein liebes Weibchen," oder „meine liebe Frau."

[1]) An Keſtner, 26. Januar 1773.

Ach, daß er alle Mädchen mit Lotte vergleichen mußte! „Hätten wir einander ſo lieb wie Ihr Zwei,“ ſchrieb er an ſie und Keſtner und meinte ſich und die Münch. Uberall redete er noch von Lotten. „Ob denn Keſtner ſie nicht bald herüberbrächte,“ fragte ſein Vater, „daß man ſie doch auch kennen lernte!“ Und wenn die Freundinnen ſeinen erſten gelingenden Verſuchen im Bildnismalen zuſahen, da ſagten die Mädchen: „Wenn Sie Das nur in Wetzlar getrieben hätten und hätten uns Lotten mitbracht!“ Und er antwortete, daß er eheſtens nach Wetzlar reiſe, um dort alle lieben Geſichter abzumalen.

„Daß ich ſie ſo lieb habe, iſt von jeher uneigennützig geweſen,“ [1]) durfte er ſich geſtehen; jetzt liebte er gewiſſermaßen ihr Bild, ſowohl ihr Bild in ſeinem Innern, wie den Schattenriß in ſeiner Manſardenſtube. Dieſer ſchwarze Kopf gab ihm viel Unterhaltung. Er war ja ein geborener Schauſpieldichter und konnte ſich leicht ein paar Andere in ſeine Geſellſchaft hineindenken.

„Geſtern Abend, lieber Keſtner, unterhielt ich mich eine Stunde mit Lotten und Euch in der Dämmerung; darüber ward's Nacht; ich wollte zur Tür hinaustappen und kam einen Schritt zu weit rechts, tappte Papier: es war Lottens Silhouette! Es war doch eine angenehme Empfindung. Ich gab ihr den beſten Abend und ging.“

Auch von Lenchen Buff mußte man ihm einen großen Schattenriß ſchicken: dieſe jüngere Schweſter, eine Sechzehnjährige, war nicht in Wetzlar geweſen, als Goethe ſich dort aufhielt, und nun zurückgekehrt. Goethe

[1]) An Keſtner, 15. Dezember 1772.

liebte auch dieſe Niegeſehene wie überhaupt Alles, was im Teutſchen Hauſe atmete. Weihnachten hatte er alſo auch Helenens Bild an der Wand.

„Geſtern Nacht verſprach ich ſchon meinen lieben zwei Schattengeſichtern, Euch zu ſchreiben: ſie ſchweben um mein Bett wie Engel Gottes. Ich hatte gleich bei meiner Ankunft Lottens Silhouette angeſteckt; wie ich in Darmſtadt war, ſtellen ſie mein Bett herein, und ſiehe: Lottens Bild ſteht zu Häupten. Das freute mich ſehr. Lenchen hat jetzt die andere Seite.

„Das erſte Grau des Tags kommt mir über des Nachbars Haus, und die Glocken läuten eine chriſtliche Gemeinde zuſammen. Wohl! ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht ſo lieb hatte als jetzt. Sie iſt mit den glücklichſten Bildern ausgeziert, die mir freundlichen guten Morgen ſagen. Sieben Köpfe nach Rafael, eingegeben vom Lebendigen Geiſte. . . . Aber meine lieben Mädchen!

„Wie ſteht's Eurem Engel? Ich habe ein großes Kommerz mit ihr: ihre Silhouette iſt mit Nadeln an die Wand befeſtigt, und ich verliere meiſt alle Nadeln, und wenn ich bei dem Anziehen eine brauche, borg' ich meiſt eine von Lotten und frage auch erſt um Erlaubnis pp.“

* * *

Als der Winter zu Ende ging, empfand Goethe ſein ſonderbares Schickſal tiefer denn je: die Freunde gründeten ſich ihr Haus, und er blieb der Einſame, der Wanderer, der Unnütze. Keſtner teilte ihm mit, daß er zu Oſtern Hochzeit halten wolle; um dieſelbe Zeit war der Hofprediger Herder aus Bückeburg zu erwarten, der endlich die treue Flachsland zu ſich abholen konnte; Schloſſer aber erwartete nur eine ſichere Anſtellung in baden-durlachiſchen Dienſten, dann verließ auch Kornelie

die Eltern und den Bruder. „Meine arme Exiſtenz ſtarrt zum öden Fels," ſchrieb Goethe an Keſtner.

„Dieſen Sommer geht Alles. Merck mit dem Hofe nach Berlin, ſein Weib in die Schweiz, meine Schweſter, die Flachsland, Ihr, Alles! Und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, ſo ſagt: ich habe das Leben recht lieb. . . ."

Goethe glaubte, daß Lottes Hochzeit, zu der er ſelber die Ringe beſorgt hatte, gerade am Oſterſonntag ſein werde: da wollte er am Karfreitag ihre Silhouette von der Wand nehmen und ſo gut verpacken, daß ſie ihm ſo leicht nicht wieder vor Augen komme. Aber ehe er dieſe ſinnbildliche Handlung vollzog, empfing er die Nachricht, daß die Trauung ſchon am Palmſonntag geſchehen ſei. „So hängt ſie noch," entſchied er nun, „und ſoll denn auch hängen, bis ich ſterbe." Es war ihm gar weh um's Herz, als er ſeinen Glückwunſch ſandte.

„Gott ſegn' Euch, denn Ihr habt mich überraſcht. . . . Lebt wohl, grüßt mir Euren Engel. . . .

„Ich wandre in Wüſten, da kein Waſſer iſt; meine Haare ſind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen.

„Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerſt im Hafen freut mich. Ich gehe nicht in die Schweiz. Und unter und über Gottes Himmel bin ich Euer Freund und Lottens."

Gleich nach Oſtern kam Anna Brand nach Frankfurt und erzählte ihm viel von dem jungen Paare. Nun hatte er gleich wieder viel nach Wetzlar zu ſchreiben:

„Annchen iſt lieb und brav, hat mir Lottens Brautſtrauß mitgebracht, wohlkonſerviert, und ich hab' ihn heut

vorſtecken. Ich höre, Lotte ſoll noch ſchöner, lieber und beſſer ſein als ſonſt. — —

„Ich war mit Annchen in der Komödie. Es iſt gut, daß ich morgen nach Darmſtadt gehe: ich verliebte mich wahrlich in ſie. Ihre Gegenwart hat alles Andenken an Euch wieder aufbrauſen gemacht, mein ganzes Leben unter Euch. Ich wollt' Alles erzählen: bis auf die Kleider und Stellungen ſo lebhaft. . . .

„Ich gehe morgen zu Fuße nach Darmſtadt und hab' auf meinem Hut die Reſte ihres Brautſtraußes. . . .

„Gute Nacht, Lotte! Annchen ſagte heut, ich hätte den Namen Lotte immer ſo ſchön ausgeſprochen. »Ausgeſprochen!« dachte ich."

Vom 16. April bis zum 3. Mai war er in Darmſtadt bei Merck. „Er iſt rückhaltender als jemals," urteilte Karoline Flachsland jetzt; in Gegenwart Mercks ſpreche er in einem wunderlichen Tone mit ihr: „wenn ich ihn allein ſpreche, iſt er gut, ſehr gut." Eine andere der empfindſamen Freundinnen, die längſt kränkelnde Helene v. Rouſſillon, ſtarb gerade, als er nach Darmſtadt kam, und Goethes Gedanken weilten viel an ihrem Grabe. Am 2. Mai war er noch immer in jener kleinen Reſidenz und machte den Zeugen, als Karoline vor dem Altare ihrem Herder ſich antraute. Den nächſten Tag pilgerte er wieder nach Frankfurt.

Dort ſah er dann das neue Paar auf der Reiſe nach Bückeburg noch einmal. Er ſah Merck im Gefolge der Landgräfin von Heſſen auf eine lange Reiſe nach Norden abfahren — die Landgräfin wollte ihre heiratsfähigen Prinzeſſinnen an den Höfen zu Weimar, Berlin und Petersburg vorſtellen — und ſchließlich, ehe der

Mai verging, zogen auch Keſtners nach Hannover. Nun ſchrieb er dahin, daß er immer noch von Lotten träume.

„Und ſo träum' ich denn und gängle durchs Leben, führe garſtige Prozeſſe, ſchreibe Dramata und Romane und dergleichen. Zeichne und boſſiere und treibe es ſo geſchwind, wie es gehn will. Und Ihr ſeid geſegnet wie der Mann, der den Herrn fürchtet. Von mir ſagen die Leute: der Fluch Kains läge auf mir. Keinen Bruder hab' ich erſchlagen, und ich denke, die Leute ſind Narren."

Ehrenbreitstein

VII. In Frankfurt.

Juni 1773 bis Ende 1774.

Im Juni 1773 änderten ſich Goethes äußere Stellung und ſein innerer Zuſtand: nicht ſichtbarlich-handgreiflich und dennoch weſentlich. Bisher hatte er ſich damit beſchäftigt, die Zeit zu verderben: ſo drückte er ſelber es aus, wenn er ſich mit ſeinen Freunden verglich, die ihr Brot verdienten, ihre Ämter beſorgten oder einträglichen Geſchäften nachgingen. Wohl war er Sachwalter und als ſolcher zuweilen tätig; im Ganzen betrieb er dieſen Beruf aber doch nur obenhin und nebenbei, dem Vater zuliebe. Der Vater ſuchte ihn auch in die ſtädtiſchen Angelegenheiten einzuflechten: er wehrte ſich nicht, tat aber auch nichts dazu. Zwar war er gar nicht träge, aber ſein Eifer ging auf Dinge, die weder Brot, noch Ehren einzubringen ſchienen, auf Dichten, Schriftſtellern, Zeichnen, Malen und namentlich auch auf Lernen und Forſchen. Und Das geſchah nur zu eigenem Vergnügen und für wenige Freunde. Er ließ ein paar Schriften drucken, eine über deutſche Baukunſt, zwei über bibliſche

Fragen und rechte Frömmigkeit: dieſe erſten zagenden Schritte in die Öffentlichkeit brachten ihm Papier- und Druckerrechnungen und hatten weiter keine Folgen.

Als einzige Entſchuldigung dafür, daß ein ſo begabter junger Mann aus wohlhabendem Hauſe noch nichts Rechtes ergriffen hatte, konnte man ſeinen Geſundheitszuſtand aufführen; denn wenn er auch ſeit Jahren nicht mehr krank lag, ſo war er doch mehr ein Geneſender als ein Geſunder. Vor einem Rückfall in ſein früheres bedrohliches Leiden konnte er ſich als Privatmann und Hausſohn am beſten ſchützen. Gegen einen Freund, der ihn ſeinerzeit in Leipzig mitgepflegt und ihn dann ein Jahr ſpäter in Frankfurt beſucht hatte, entſchuldigte ſich der Dreiundzwanzigjährige ſelber mit ſeiner körperlichen Zartheit:

„Meine Geſundheit nahm, ſeitdem Sie mich verließen, immer zu; aber weil ſie mir doch nicht erlauben wollte, im bürgerlichen Leben meine Rolle zu ſpielen, wie ich wohl wünſchte, ſo hab' ich dem Trieb der Wiſſenſchaften und Künſte gefolgt."

Das blieb auch nach dem Juni 1773 noch eine Weile ſo; aber während er auf dem gleichen Flecke verharrte, ſtand jetzt ein Neues hinter ihm als Glorie und Rückendeckung: der Erfolg.

Von Freund Merck ermutigt, hatte er auf eigene und Mercks Koſten ſeinen ‚Götz' drucken laſſen und in die Welt geſchickt. Geld brachte ihm dieſer Ritter mit der eiſernen Fauſt auch nicht ins Haus, aber Freunde, Bewundrer und Ruhm. In allen deutſchen Ländern nannten jetzt viele und edle Menſchen ſeinen Namen mit Achtung,

Neigung und Hoffnung. Von fernher kommende Fremde, die durch Frankfurt reiſten, ſuchten ihn auf, dankten ihm für ſein Werk, beſtellten ihm Grüße von angeſehenen Männern ihrer Heimat und baten ihn um Mitteilung ſeiner neueſten Gedichte. Bisher hatte er für ſeine nächſten Bekannten geſchrieben, aus Liebhaberei; jetzt gehörte er zu den Dichtern Deutſchlands. Seine Bekanntſchaften und Freundſchaften hatte er bisher unter Kaufleuten, Advokaten und ſonſt im bürgerlichen Mittelſtande gehabt; jetzt wurden auch die Vornehmen aufmerkſam auf ihn. Die Fremden, die ſeine Bekanntſchaft machten, berichteten über ihn in ihren Briefen und verbanden ihn mit andern wichtigen Menſchen; z. B. kam Schönborn, ein Freund der Dichter Klopſtock, Gerſtenberg, Boie und Claudius, auch ein Freund der jungen, für Dichtkunſt und Vaterland begeiſterten Grafen Stolberg, nach Frankfurt und machte nun den Verfaſſer des ‚Götz‘ für ſeine Freunde zu einer lebendigen Geſtalt:

„Er iſt ein magerer junger Mann . . . Er ſieht blaß aus, hat eine große, etwas gebogene Naſe, ein längliches Geſichte und mittelmäßige ſchwarze Augen und ſchwarzes Haar. Seine Miene iſt ernſthaft und traurig, wo doch komiſche, lachende und ſatiriſche Laune mit durchſchimmert.

„Er iſt ſehr beredt; er ſtrömt von Einfällen, die ſehr witzig ſind. In der Tat beſitzt er, ſoweit ich ihn kenne, eine ausnehmend anſchauende, ſich in die Gegenſtände durch und durch hineinfühlende Dichterkraft, ſo daß Alles lokal und individuell in ſeinem Geiſte wird. Alles verwandelt ſich gleich bei ihm in's Dramatiſche . . . Er ſcheint mit ausnehmender Leichtigkeit zu arbeiten . . .

„Er zeichnet und malet auch. Seine Stube iſt voller ſchöner Abdrücke der beſten Antiken. Das von ‚Deutſcher

Baukunſt' iſt von ihm . . . Er will nach Italien gehen, um ſich recht in den Werken der Kunſt umzuſehen."

Vater und Mutter freuten ſich herzlich, daß ihr Sohn nun einen berühmten Namen hatte, und auch die bisherigen Freunde wurden in ihrer guten Meinung erheblich geſtärkt. Zwar Georg Schloſſer, der im November 1773 ſeine Braut heimführen konnte, liebte den nunmehrigen Schwager weniger als früher; aber er erkannte ſeine Größe jetzt doch noch beſſer: „Es gehört eine gewiſſe Stärke der Seele dazu, ſein Freund zu bleiben" meinte er gegen Lavater, aber:

„Sein Herz iſt ſo edel als eines. Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, ſo wird er Tauſende glücklich machen; und wird er's nie, ſo wird er immer ein Meteor bleiben, an dem ſich unſere Zeitgenoſſen müde gaffen und unſere Kinder wärmen werden."

* * *

Durch den jungen Ruhm waren die Ausſichten des Vierundzwanzigjährigen auf ein glückliches, behagliches Leben leider noch nicht verbeſſert. Ganz abgeſehen davon, daß der Erfolg gewöhnlich Neider und Feinde erweckt: Goethe machte ſich auch mutwillig Feinde. Das Kraftgefühl kam jetzt wie ein Rauſch über ihn; er hätte am liebſten mit andern Starken gerauft; er ſetzte ſich jetzt mit Andersdenkenden oder Andersgearteten, die ihn innerlich reizten, auseinander, indem er Spottgedichte auf ſie machte: ſo mit Wieland, mit Herder, mit Bahrdt, mit Fritz und Georg Jacobi, mit Leichſenring. Ein Teil dieſer Spottſchriften wurde bekannt und ſogar gedruckt; er ſtand alſo auf der Streitbahn, wo man Stöße austeilt und Stöße erleidet.

Das Herz des jungen Dichters war frei. Er ließ seinen ‚Götz' durch Salzmann auch nach Sesenheim „an Mamsell Brion, ohne Vornamen" schicken und meinte leichthin: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird"; er schickte ihn zu Kestners: „Ich wollt', Lotte wäre nicht gleichgültig gegen mein Drama"; und er freute sich herzlich, daß auch der alte Vater in Wetzlar das Ritterstück gern las. Die Frankfurter Schönen lockten ihn wohl einmal an, aber sie hielten ihn nicht fest; und wenn er ja einmal Lust spürte, sich zu verlieben, so fügte er dem ersten Bewußtsein gleich ein „Davor doch Gott sei" hinzu und wich zurück.

Bei Gerocks gewann er in diesem Jahre 1773 drei neue Freundinnen, drei Düsseldorferinnen und Nächste der Brüder Jacobi, die er nicht leiden konnte: Johanna Fahlmer, Charlotte Jacobi und deren Schwägerin, Madame Betty Jacobi; „Tantchen" redete er die Fahlmer, „Lolo" die Mamsell Jacobi und „Mamachen" die Frau Kammerrat Jacobi an; für sie aber war er „der böse Mensch mit dem guten Herzen".[1]) Er hielt auch weitere Freundschaft mit Madame La Roche und ihren Töchtern, aber im Innern seines Herzens wohnte doch nur die liebe Lotte, Kestners Frau. „Meine Lotte", nannte er sie sogar in den Briefen an ihren Eheherrn; „ich bin gescheut — bis auf dieſen Punkt" meinte er dann selber. Die Rechte des zärtlichen Freundes, des sorgenden Bruders, ließ er sich nicht nehmen. Er

[1]) Elisabeth Jacobi an Goethe, 6. November 1773. Vgl. Morris, Der junge Goethe VI, 273.

hatte nach ihrem „blaugeſtrieften Nachtjäckchen“ gefragt, ob ſie es noch trage; es ſei nicht mehr heil, war die Antwort, und die Flicken ſeien in der Heimat geblieben. Da ließ er ſich heimlich dieſe Flicken nach Frankfurt kommen und ſchickte ſie mit, als er nach Hannover ein größeres Packet fertig machte; es war ſechs Monate nach Lottens Hochzeit.

„Ich weiß nicht, liebe Lotte, ob meine Mutmaßung Grund hat, daß Sie in kurzem ein Negligee brauchen werden; wenigſtens kommt mir's ſo vor, und da ich über dieſen wichtigen Punkt nachdachte, ſprach ich zu mir ſelbſt: »Sie geht gerne weiß; alles Neſſeltuch iſt verbannt im Winter, außer geſteppt, und da ſieht ſie zu altmütterlich drin aus uſw.« Hierüber trat die vorſichtige Göttin der Mode zu mir und überreichte mir beikommendes Zeug, das (außer der Dauer) alle Qualitäten hat. Es iſt Neſſeltuch, hat alſo alle deſſen Tugenden; die Atlasſtreifen machen es zur Wintertracht. Kurz und gut: zum Schneider mit! Daß Der aber fein ſäuberlich verfahre! Nota bene: es darf mit keiner andern Farbe als weiß gefüttert werden. Die ich geſehen habe, hatten weiß Leinwand drunter. Das Stück gibt juſt ein Negligee, über Poſchen [Falten].

„Zugleich überſchicke auch die hinterlaſſnen Läppchen des blau und weißen Nachtjäckchens und bitte über die neu angekommne vornehme Freundſchaft die alte treue nicht zu vergeſſen. Adieu, liebe Lotte, grüßen Sie mir das Männchen! Erinnern Sie Sich der alten Zeit wie ich!“

In gleichem Tone klang es auch noch im nächſten Frühjahr:

„Ich bin immer der Alte, und Deine Silhouette iſt noch in meiner Stube angeſteckt, und ich borge die Nadeln davon wie vor alters. Daß ich ein Tor bin, daran zweifelſt Du

nicht, und ich ſchäme mich, mehr zu ſagen. Denn wenn Du nicht fühlſt, daß ich Dich liebe, warum lieb' ich Dich?"

◆ ◆ ◆

Unterdeſſen aber hatte es das Schickſal gefügt, daß Goethe noch zu einem zweiten Paare als Dritter hinzutrat.

Madame v. La Roche träufelte, wie als Schriftſtellerin, ſo auch im Umgang mit Freunden immer nur edle Geſinnungen von ſich; aber ſie war mehr Wachsfigur als Weib; vor ſtarken und echten Gefühlen ſchonte ſie ſich. Sie lehrte, daß zu wahrem Glücke kein Reichtum nötig ſei, aber ſie gab ihre Töchter nur an ſehr reiche Schwiegerſöhne. So kam die „Maximiliana Euphroſyna" im Januar 1774 an den Italiener Peter Anton Brentano nach Frankfurt, einem Witwer mit fünf Kindern, Italiener im doppelten Sinne des Wortes, denn er war jenſeits der Alpen geboren und führte einen Italienerladen, d. h. er verkaufte ſüdländiſche und Kolonialwaren. Sehr bald merkte die Mutter, daß ſie ſich ſelber und ihre Tochter in unerquickliche Verhältniſſe gebracht hatte; es war nun der feinen Dame und zartbeſaiteten Dichterin recht verdrießlich, daß die vornehmen Leute, die ſie in Frankfurt bei der Tochter aufſuchten, durch Härings- und Ölfäſſer den Weg nehmen mußten, daß es im ganzen Hauſe nach Käſe und andern Handelswaren roch, und daß die Geſellſchaft, mit der man umgehen mußte, aus Handelsleuten beſtand, die, wenn man ihnen mit höheren Anſichten kam, ſich gewiſſermaßen auf den Geldſack ſetzten und ſelbſtbewußt die ſchönen Seelen angrinſten. Brentano im beſonderen war gewiß „ein angeſehener Handelsmann", hatte aber

wenig Geiſt und ſchlechte Manieren. Da war es der Mutter denn doch ſehr lieb, daß ihre Maxe in dem guten Dr. Goethe einen geiſtig-lebendigen Freund haben konnte, und Dieſer war auch ganz bereit, dem jungen Weibchen den Übergang in ſo neue und ſchwierige Verhältniſſe zu erleichtern. „Goethe iſt ſchon der Freund des Hauſes“, berichtete Merck ſeiner Frau Ende Januar; „er ſpielt mit den Kindern und begleitet Madame, wenn ſie Klavier ſpielt, mit dem Baß. Monſieur Brentano iſt für einen Italiener zwar ziemlich eiferſüchtig, hat ihn aber doch gern, und will durchaus, daß er oft kommt.“ [1])

Zunächſt fühlte ſich Goethe in dieſem Hauſe der kleinen italieniſchen Kolonie ganz wohl; er blickte in eine neue Welt; es war für ihn das erſte Heimiſchwerden in katholiſchen Familien. „Die Max“, ſchrieb er an Betty Jacobi, „iſt noch immer der Engel, der mit den ſimpelſten und werteſten Eigenſchaften alle Herzen an ſich zieht.“

„Und das Gefühl, das ich für ſie habe, worin ihr Mann keine Urſache zur Eiferſucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano iſt ein würdiger Mann, eines offenen, ſtarken Charakters, viel Schärfe des Verſtandes, und der Tätigſte zu ſeinem Geſchäft. Seine Kinder ſind einfach, munter und gut.“

Einige Wochen dauerte dieſe allgemeine Freundſchaft. „Von Ihrer Max kann ich nicht laſſen, ſo lang' ich lebe“, verſicherte Goethe der Mutter la Roche, „und ich werde ſie immer lieben dürfen.“ Aber noch im

[1]) Merck ſchrieb an ſeine Frau, eine franzöſiſche Schweizerin, franzöſiſch.

gleichen Monat März fühlte er das Gefährliche ſeiner Beſuche. „Ihre Lieben habe ich einige Zeit nicht geſehen“, berichtete er nach Ehrenbreitſtein; „ich hatte mein Herz verwöhnt.“ Und ſo hielt er es auch ferner. „Die liebe Max ſeh' ich ſelten“, heißt es Ende Mai, „doch wenn ſie mir begegnet, iſt's immer eine Erſcheinung vom Himmel.“

Die beſorgte Mutter hätte ihn gern bewogen, wieder regelmäßig zu Brentanos zu gehen, zugleich als ihr Vertrauensmann wie als Tröſter und Beſchützer der unglücklichen jungen Frau. Aber Goethe war weiſe genug, ſich nicht in dieſe Ehe zu miſchen, die nicht er geſtiftet hatte.

„Glauben Sie mir, daß das Opfer, das ich Ihrer Max mache, ſie nicht mehr zu ſehen, werter iſt als die Aſſiduität des feurigſten Liebhabers, daß es im Grunde doch Aſſiduität [1]) iſt. Ich will gar nicht anrechnen, was es mich gekoſtet hat; denn es iſt ein Kapital, von dem wir beide Intereſſen ziehn.“ — —

So am 16. Juni, und im nächſten Briefe:

„Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen iſt, eh' ich das Haus mied, Sie würden mich nicht zurückzulocken denken, liebe Mama. Ich hab in denen ſchrecklichen Augenblicken für alle Zukunft gelitten; ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir! Daß ich Sie nicht drinnen ſehn würde, was die Leute ſagen uſw.: Das hab' ich Alles überſtanden. Und Gott bewahr' ihn vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle betreten würde!“

* * *

Wieviel erfreulicher war der Gedanke an das Keſtnerſche Paar! Sie verſtanden ſeine reine Liebe und erwiderten ſie mit ganzem Herzen. Im Anfang Mai kam von ihnen die erwartete Nachricht: Lotte hatte

[1]) Aſſiduität von assidere: bei Jemand ſitzen.

einen Knaben geboren, und Goethe ſollte Pate ſein. Er verſtand's in ſeiner Freude dahin, daß der neue Weltbürger auch ſeinen Namen tragen ſolle; ſo war es nun nicht gemeint — aber es würden ja wohl noch andere Buben folgen und darunter ein Wolfgang, nachdem bei dem Stammhalter die nächſte Verwandtſchaft ihr Recht bekommen hatte.

Mitte Juni beſuchten ihn Freunde der Keſtners aus Hannover, die nach Ems weiterreiſen wollten: Hofrat und Kammerſekretär Meyer mit Frau und Schwägerin. Er liebte die Leute vom erſten Augenblick.

„O Lotte, was ich ein Kind bin! Wie mich's gleichſam überraſchte, da mir die Meyern ſagte, daß Du noch an mich denkſt! Sagen mir Das nicht Keſtners Briefe? Sagt mir's nicht mein Herz? Und doch war mir's ſo ganz neu, da mir das liebe Weibchen mit der wahren Stimme des Anteils ſagte, daß Du noch an mich denkſt. . . .

„Soll ich denn niemals wieder, niemals wieder Deine Hand halten, Lotte? Ich habe der Meyern viel erzählt von Dir; ſie war mit mir im Wald und verſprach mir, Dich auf der Ellrie[1]) von mir zu unterhalten. Ja, Lotte, ich hab' lang' ſo keine Freude gehabt!"

Gerad' ſo eine Freude hatte er wieder am 26. Auguſt und wieder teilte er ſie ſogleich mit der fernen Freundin:

„Wer geht den Augenblick aus meiner Stube? Lotte, liebe Lotte, Das rätſt Du nicht! Rätſt eher von berühmten und unberühmten Leuten eine Reihe als: die Frau Katrin Lisbet, meine alte Wetzlarer Strumpfwaſchern, die Schwätzern, die Du kennſt, die Dich lieb hat wie Alle, die um Dich waren Dein Lebenlang, [die] ſich nicht mehr in Wetzlar halten kann, der meine Mutter einen Dienſt zu ſchaffen hofft.

[1]) Die Eilenriede, Anlage bei Hannover; „im Wald": im Frankfurter Stadtwald.

„Ich hab' ſie mit heraufgenommen in meine Stube; ſie ſah Deine Silhouette und rief: »Ach, das herzelieb Lottchen!« in all ihrer Zahnloſigkeit voll wahren Ausdrucks. Mir hat ſie zum Willkomm in voller Freude Rock und Hand geküßt. Und mir erzählt von Dir, wie Du ſo garſtig warſt und ein gut Kind hernach und nicht verſchwätzt hätteſt, wie ſie um Dich hätte Schläge gekriegt, da ſie Dich zum Leutnant Meyer führte, der in Deine Mutter verliebt war und Dich ſehn und Dir was ſchenken wollte, das ſie aber nicht litt uſw., Alles, Alles.

„Du kannſt denken, wie wert mir die Frau war und daß ich für ſie ſorgen will. Wenn Beine der Heiligen und lebloſe Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menſchengeſchöpf, das Dich berührte, Dich als Kind auf'm Arm trug, Dich an der Hand führte, das Geſchöpf, das Du vielleicht um Manches gebeten haſt. Du, Lotte, gebeten! Und das Geſchöpf ſollte von mir bitten? Engel vom Himmel!

„Liebe Lotte, noch Eins: Das machte mich lachen! Wie Du ſie oft geärgert haſt mit denen Schlockerhändchen, die Du ſo machſt, auch wohl noch — ſie machte ſie mir vor, und mir war's, als wenn Dein Geiſt umſchwebte! Und von Karlinchen, Lenchen, Allen und was ich nicht geſehn und geſehn habe, und am endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte und Lotte, und ohne Lotte: Nichts und Mangel und Trauer und der Tod."

◆ ◆ ◆

Er war ſo glücklich in ſeiner Geiſtesliebe! Eine Möglichkeit, daß dieſe reine Verbindung zerſtört oder verdorben werden könne, ſchien nicht denkbar zu ſein, und doch hatte er ſelber unbewußt ſchon eine Tat begangen, die Lottens Freundſchaft in Zorn und Abneigung verwandeln konnte. Er war als Dichter ein

großes Kind; er ſchrieb unbekümmert nieder, was ihn innerlich ſtark beſchäftigte, und formte es nur nach Dichterart um. Er fragte nicht, was die Sprachmeiſter und Anſtandslehrer für geziemend halten, ſondern behagte ſich im Volksmäßigen, Natürlichen, Derben, zwiſchendurch auch im Unflätigen und Zotigen. Er fragte ebenſo wenig, ob Dieſer oder Jener durch ſeine Schreiberei verletzt oder beleidigt werde; er dachte überhaupt nicht an die Folgen ſeiner Gedichte, ſeiner Dramata oder Romane. Das war nun recht und gut, ſo lange er damit in ſeiner Stube blieb und nur ein paar Freunde ſich mit ihm an ſeinen Einfällen ergötzten. Aber jetzt war er vor die ganze deutſche Leſerſchaft als ein neuer, ſtarker Dichter hingetreten: jetzt kamen ſeine Werke vor ein anderes Gericht!

Im Februar und März 1774 ſchrieb er mit völliger Hingebung einen Roman in Briefen: ‚Die Leiden des jungen Werthers‘. Darin geſtaltete er einen großen Teil ſeiner Erlebniſſe, ſeiner Beobachtungen, ſeiner Gedanken und Vorſtellungen in Wetzlar und in der nachfolgenden Frankfurter Zeit. Er dachte dabei an Lotte und das Teutſche Haus, an Keſtner und ſich ſelbſt als den hinzutretenden Dritten, dann an des unglücklichen Jeruſalems allmähliches Reifen zum freiwilligen Tode, aber auch an das Haus Brentano, das er eben jetzt mied, um die arme junge Frau vor weiterem Unheil zu bewahren. Er nannte ſeine weibliche Hauptperſon Lotte, denn von dieſem geliebteſten Namen konnte er ſich nicht trennen; die beiden wichtigſten Männer hießen Albert und Werther; der Schauplatz war Wetzlar und das Land ringsum.

Einige Freunde laſen die Handſchrift und waren ergriffen davon. Sie ward gedruckt, zur Herbſtmeſſe ſollte das Buch herauskommen. Kurz vorher ſandte Goethe einen der erſten fertigen Abdrücke an Keſtners. Er glaubte ihnen eine recht große Freude zu machen: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen iſt, magſt Du im Leſen fühlen!“

Der Poet iſt oft mit einem Berauſchten verglichen worden. Hier hatte Goethe in ſeiner Trunkenheit nicht bedacht, daß kein Zartſinniger mit ſeinen innern, häuslichen Angelegenheiten vor fremde Gaffer und Krittler gezerrt werden mag und daß wir unſer Abbild, wenn es ja öffentlich ausgeſtellt werden muß, nur inſofern ertragen können, als es richtig iſt. Jeder fremde Zug iſt uns widerwärtig, zumal wenn er uns minder ſchön erſcheinen läßt, als wir zu ſein glauben. Goethe erfuhr nun ſehr bald, daß ſeine Art, Dichtung und Wahrheit zu verflechten, bei den Betroffenen Ärgernis erregte. Und doch hielt der tief gekränkte Keſtner mit ſeinem Tadel noch ſehr an ſich; er zweifelte ja nicht an des Freundes Wohlmeinen. So ſchrieb er:

„Euer ‚Werther‘ würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche intereſſante Scene und Begebenheit erinnern könnte; ſo aber, wie er da iſt, hat er mich in manchem Betracht ſchlecht erbaut. Ihr wißt, ich rede gern, wie mir iſt.

„Ihr habt zwar in jede Perſon etwas Fremdes gewebt oder mehrere in eine geſchmolzen: Das ließ' ich ſchon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zuſammenſchmelzen Euer Herz ein wenig mitraten laſſen, ſo würden die wirklichen Perſonen, von denen Ihr Züge entlehnet, nicht dabei ſo proſtituiert ſein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen, und doch habt

Ihr ſoviel Widerſprechendes zuſammengeſetzt, daß Ihr gerade Euren Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird ſich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Wirklichkeit und an die Wahrheit ſelbſt, wenn ich urteile, daß der Maler gefehlt hat.

„Der wirklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid ſein, wenn ſie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Kompoſition ſein ſoll; allein die H.[1]), welche Ihr zum Teil mit hineingewebt habt, war auch zu Dem nicht fähig, was Ihr Eurer Heldin beimeſſet. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau, immer entehrende Betragen Eurer Heldin erſchoß ſich Jeruſalem.

„Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch ſein wollt, iſt in Eurem Gemälde, das zuviel von ihr enthält, um nicht auf ſie ſtark zu deuten, iſt, ſag' ich — — doch nein, ich will es nicht ſagen: es ſchmerzt mich ſchon zu ſehr, da ich's denke. Und Lottens Mann? Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war — iſt mit ihr — —

„Und das elende Geſchöpf von einem Albert! Mag es immer ein eigenes, nicht kopiertes Gemälde ſein ſollen, ſo hat es doch von einem Original wieder ſolche Züge (zwar nur von der Außenſeite, und Gott ſei's gedankt, nur von der Außenſeite), daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn ſo haben wolltet, mußtet Ihr ihn zu ſo einem Klotze machen, damit Ihr etwa auf ihn ſtolz hintreten und ſagen könntet: ſeht was ich für ein Kerl bin!"

Goethe war überraſcht, betroffen, niedergeſchmettert. Er verteidigte ſich nicht, ſondern bat um Verzeihung, und mehr noch um Geduld. Da er ſein Werk in beſter

[1]) Eliſabeth, die dreißigjährige, ſehr ſchöne und achtbare Frau des pfälziſchen Geheimen Sekretärs Herd in Wetzlar, erweckte in dem unglücklichen Jeruſalem die hoffnungsloſe Liebe, die ihn neben andern Urſachen in den Tod trieb.

Geſinnung gegen ſeine Freunde geſchrieben hatte, konnte es ihnen doch unmöglich ſchaden?

„Ja, meine Beſten, ich, der ich ſo durch Lieb' an Euch gebunden bin, muß noch Euch und Euern Kindern ein Schuldner werden für die böſen Stunden, die Euch meine — nennt's, wie Ihr wollt — gemacht hat. Haltet, ich bitt' Euch, haltet ſtand! Gott im Himmel, man ſagt von dir: du kehreſt Alles zum beſten!“

Unterdeſſen war das Buch ausgegeben: es erregte mehr Aufſehen als irgend ein deutſches Buch vorher, mehr Bewunderung ſogar als Klopſtocks erſte Meſſias-Geſänge. Und namentlich ward die Lotte von den Leſern geliebt und verehrt, und dadurch fühlte ſich nun der Dichter vor ſeinen beleidigten Freunden gerechtfertigt. Keſtner ſchrieb ihm freundlicher, Goethe erwiderte ihm ſo herzlich wie immer, aber ſtolzer und ſiegesgewiſſer.

Nur in der Darſtellung von Lottens Gatten fühlte er ſich noch ſchuldig; er verſprach ihm ein neues Buch zu ſeiner Ehrenrettung; unterdeſſen ehrte er den wackeren Keſtner durch das ſtärkſte Geſtändnis:

„Wenn ich noch lebe, ſo biſt Du's, dem ich's danke.“

* * *

Zu gleicher Zeit ſah Goethe das Ehe-Elend der armen Maxe noch weiter mit an, zumeiſt aus der Ferne, denn er mied ihr Haus; aber er erfuhr doch Manches, das ihm das Herz ſchwer machte. Am dritten Ort, im Konzert, bei gemeinſamen Freunden, ſprach er zuweilen mit ihr. Er konnte dazu helfen, daß ſie eine Zeit lang zu ihrer Erholung bei der Mutter und ſonſt am Rheine weilen durfte; aber auch dort wurde ihr die

Maximiliane Brentano

Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Stimmung durch das Bewußtſein, an Brentano gekettet zu ſein, verdorben. Die Geheimderätin La Roche verzweifelte faſt, wenn ſie ſich ſagte, daß ſie dieſe Ehe geſtiftet hatte, und ſuchte die Schuld auf ihre Berater und Gehülfen zu ſchieben.

„O Goethe, wohin, ach wohin hat mich der Aberglaube an Freundſchaft, an Edelmütigkeit und Tugend geführt! Die beſtätigte Vergiftung des Papſtes[1]) hat mich wünſchen machen, daß der Ehrgeizige, dem das arme Kind im Weg zu ſein ſchien, auch eher dieſes Mittel möchte ergriffen haben, ehe das unglückliche Band von den Händen geknüpft wurde, die meine Max elend und meine andern Kinder um ſo viel ärmer machten und mir zuerſt, dann noch dem La Roche das Herz brach. . . . O Goethe, Gift iſt ein Labetrunk dagegen! Ruhe und Glück meines Herzens iſt ermordet. . . .

„Verzeihen Sie mir Dieſes! Heute lag ein ganz ſchweres, ſchwarzes Gewicht auf mir. Ich mußte die Preſſung meines Herzens über der Hand eines Freundes ausweinen. Mißgönnen Sie mir's nicht und zürnen Sie nicht, daß ich Sie wählte!“

Der junge Dichter erhielt dieſen Aufſchrei der bereuenden Mutter gerade, als er ſelber unter den Vorwürfen der gekränkten Freunde in Hannover litt. Er mußte ſich ſelber wie die Briefſchreiberin ermahnen, an eine beſſere Zukunft zu glauben.

---

[1]) Clemens XIV, Lorenzo Ganganelli, der den Jeſuiten-Orden aufhob, ſtarb am 22. September 1774, wie man behauptete, an Gift. — Sophie v. La Roche war aus einer proteſtantiſchen Familie, trat auch nicht über, lebte aber ganz unter Katholiken und nach katholiſcher Weiſe.

Offenbach am Main

VIII. In Frankfurt.

Neujahr bis November 1775.

Wenn Goethe am Neujahrstage 1775 auf das verfloſſene Jahr zurückblickte, ſo konnte er als deſſen Gewinn ſeinen jungen Ruhm und viele neue Bekanntſchaften mit Männern von Bedeutung buchen. Die Jacobis in Düſſeldorf, die er vor kurzem noch verſpottet, waren ihm jetzt Freunde; er war mit Wieland ausgeſöhnt; mit Bürger wechſelte er Briefe; Lavater und Baſedow hatten ihn beſucht, ebenſo Boie, der Herausgeber des Muſen-Almanachs, und auch der Angeſehenſte auf dem deutſchen Parnaß, Klopſtock, war bei ſeinen Eltern abgeſtiegen, als er auf einer Reiſe nach Karlsruhe durch Frankfurt kam. Karl v. Knebel, ein Dichter und Dichterfreund, ſeit kurzem weimariſcher Hofkavalier, hatte ihn mit dem Erbprinzen Karl Auguſt von Weimar zuſammengeführt, und ſo waren viele neue Verbindungen entſtanden, die Folgen haben mußten. Ein paar von dieſen Freundſchaften waren ſo zärtlich und innig, daß ſie ihn kräftigten und

beſeligten wie Frauenliebe. Die Verhältniſſe zu Lavater und Fritz Jacobi waren faſt mehr Liebſchaften als Männerfreundſchaften.

Der Fünfundzwanzigjährige hatte die Vollkraft erreicht und war ſich ihrer bewußt. Mit zwei ganz verſchiedenartigen Werken hatte er die Leſenden und Fühlenden im Publikum zur Bewunderung gezwungen. In ſeinem Pulte lag noch eine Menge Handſchriften, die wiederum ganz verſchieden von den vorigen Werken waren, und in ſeinem Kopfe gärten noch viele Pläne zu Gedichten, Romanen, Poſſen, Trauerſpielen und Opern. Die größten oder merkwürdigſten Menſchen der Vergangenheit waren lebendig in ſeiner Vorſtellungswelt und verlangten Verkörperung von ihm: Prometheus, Caeſar, Mahomet, der ewige Jude, Doktor Fauſtus. Dazu kamen dann die Gedanken und Eindrücke, die der Tag von Nah und Fern bringt, das Mitleben mit den Freunden, die Hülfe an ihren Werken — ſo bei Lavater, Salzmann, Jung-Stilling und der Sophie v. La Roche — kein Wunder, daß ihm all das Treiben zuweilen ein Gebraus in ſeinem Gehirn machte, daß er haſtig wurde, oder „ſo huy“, wie er es nannte, daß er den Freunden oft nur halbe Sätze, halbe Gedanken und halbe Nachrichten hinwarf, daß auch ſeine Dichtungen gewöhnlich nur als Bruchſtücke auf das Papier kamen.

„So geht's mit mir, immer unterſt oder öberſt“, bezeichnete er ſelber ſeinen Zuſtand oder „ich war ſehr dumm und toll“ oder: „ich brüte über allerlei Eiern, worunter auch Kuckucke und Baſilisken“, oder: „ich tanze

auf dem Drahte, fatum congenitum[1]) genannt, mein Leben ſo weg", oder: „mir iſt, als wenn ich auf Schrittſchuhen zum erſtenmal allein liefe und tummelte auf dem Pfade des Lebens und ſollte ſchon um die Wette laufen um Das, wohin meine Seele ſtrebt."

In ſeinem Zuſtande gab es jetzt wie früher einen böſen oder kranken Punkt. Auch ſein Dichtererfolg änderte nichts an der Tatſache, daß er unter den Mitbürgern als ein Unfertiger, als ein Jüngling ohne Amt und Beruf daſtand, der aus ſeines Vaters Taſche lebte, der bei all ſeinen Talenten nicht wußte, womit er zugleich ſein Brot gewinnen, ſeinen Mitmenſchen nützlich werden und doch auch ſeinen Neigungen genugtun könnte. Und wie er keinen Beruf ergriff, ſo brachte er es auch nicht fertig, ſich für ein Mädchen als ſeine Lebensgenoſſin zu entſcheiden. Seine Freunde Herder, Keſtner, Schloſſer berichteten glückſelig über die erſten Buben und Mädel ihrer Weibchen; er war ſelber noch der Hausſohn. Unter ſeinen vielen Gaben fehlte leider die Fähigkeit, einen Entſchluß zu faſſen.

So voll er den Kopf hatte, fühlte er doch oft genug die Leere des Herzens. Lotte Keſtner ſtand nach der unerwünſchten Umſtrahlung, die er ihr bereitet, ihm merklich ferner als vorher. Sie war ihm nicht böſe; wenn man auf dieſen Freund zu reden kam, errötete ſie, ſcheute ſich aber nicht, die Unterredung fortzuführen und viel Gutes von Goethe zu ſagen. Dieſer aber hatte nicht mehr wie ſonſt eine reine Freude im Denken an

[1]) Mitgeborenes Schickſal. Dieſe Wendungen aus Briefen Goethes vom Januar bis Mai 1775.

ſie. Die unglückliche Maxe verlangte nach ihm; aber er hatte ſich und ihr geſchworen, daß er ihr Haus nicht betreten würde, bis ſie erklären konnte, daß ſie mit ihrem Gatten gut lebe und ihm eine treue Hausfrau und Kindererzieherin ſein wolle. Bisher konnte ihm Brentano keinen Vorwurf mit Recht machen, und er wollte ſeinen Schild gegen dieſen Mann rein erhalten. Eine einzige Nah-vertraute hatte er jetzt außer der Mutter: Johanna Fahlmer, die ſeit zwei Jahren in Frankfurt lebte; aber ſie war fünf Jahre älter als er; ſie war nicht ſchön, nicht kindlich-mädchenhaft genug; ſie war eine von Denen, die man nicht zu Heldinnen, ſondern zu Mitwiſſerinnen von Liebeserlebniſſen wählt. An Goethes fertigen und entſtehenden Gedichten nahm ſie den größten Anteil; oft war ſie ſeine Abſchreiberin. Er hätte ſie ſo gut „Schweſter“ wie „Tante“ nennen können.

◆ ◆ ◆

Das neue Liebes-Erlebnis brachte dem verwaiſten Herzen bald nach Neujahr die Karnevalszeit. Der eigenwillige Dichter, der ſonſt Alles auf eine ganz beſondere Weiſe tat, verliebte ſich diesmal wie ein anderer junger Mann in eine der jüngſten, ſchönſten, fröhlichſten und wohlhabendſten Tänzerinnen. Aber damit es doch nicht ganz mit rechten Dingen zugehe, verliebte er ſich jetzt nicht nur in dies wirkliche Mädchen von Fleiſch und Blut, ſondern zugleich auch in eine Phantaſiegeſtalt, die aus weiter Ferne in Briefen mit ihm ſprach. Hinter dieſer Zweiten ſtand zwar auch ein fühlendes, ſehnendes Mädchen, aber von ihrer Leiblichkeit erreichte ihn nichts

als der Schatten, den die Lampe auf die Wand wirft und ein Freund auf dem Papiere nachzieht. Eben deshalb konnte er dies Mädchen zu einer Phantaſiegeſtalt umſchaffen, alle ſtörende Proſa wegdecken und ſein Verlangen nach reiner, uneigennütziger Liebe bei ihr ſtillen.

Sie ſchrieb ihm zuerſt, ohne ſich zu nennen, durch einen gemeinſamen Freund; ſie dankte ihm für ſeine poetiſchen Schöpfungen und fragte nach ſeinem Zuſtande; die Art aber, wie ſie zu ihm redete, entzückte ihn. Seine Antwort zeugte deutlich von der Spannung, Überſpannung, in der er lebte.

„Meine teure — ich will Ihnen keinen Namen geben: denn was ſind die Namen Freundin, Schweſter, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das einen Komplex von allen den Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — — —

„Ich kann nicht weiter ſchreiben. Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den erſten Augenblick!

„Ich komme doch wieder. Ich fühle, Sie können ihn tragen, dieſen zerſtückten, ſtammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was iſt Das als Liebe? Mußte Er Menſchen machen nach ſeinem Bilde, ein Geſchlecht, das ihm ähnlich ſei: was müſſen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unſer Gleichnis, uns ſelbſt verdoppelt!

„Und ſo ſoll's weg! So ſollen Sie's haben, dieſes Blatt. Obiges ſchrieb ich wohl vor acht Tagen, unmittelbar auf den Empfang Ihres Briefes.

„Haben Sie Geduld mit mir! Bald ſollen Sie Antwort haben. Hier indeß meine Silhouette. Ich bitte um die Ihrige, aber nicht ins kleine: den großen, von der Natur genommenen Riß bitt' ich. Adieu, ein herzliches Adieu. Frankfurt, den 26. Januar 1775.

„Der Brief iſt wieder liegen geblieben. O haben Sie Geduld mit mir! Schreiben Sie mir, und in meinen beſten Stunden will ich an Sie denken. Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beſte, ich bin's; und wenn ich's nicht bin, ſo wohnt wenigſtens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir ſtört, ſchiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott! Noch einmal Adieu!"

Sehr bald hatte er auf dieſe erregten Sätze eine große Antwort, und nun verriet ihm auch der Vermittler den Namen der Briefſchreiberin. Sie war ein junges Fräulein aus dem alten Reichsgrafengeſchlechte v. Stolberg. Manchmal hielt ſie ſich in Hamburg in der Nähe Klopſtocks auf, zumeiſt wohnte ſie in dem holſteiniſchen Städtchen Uterſen oder vielmehr in einem nahegelegenen Kloſter, wo ſie Stiftsdame war; ſie zählte jetzt einundzwanzig Jahre und war von zarter Geſundheit. Die beiden Grafen Stolberg, die kürzlich in Göttingen ſtudiert und ſich mit den dortigen Dichtern verbündet hatten, waren ihre Brüder; eine Schweſter war an den däniſchen Miniſter Grafen Andreas Peter Bernſtorff verheiratet; zwei andere waren noch ledig wie ſie.

Am 13. Februar ſchrieb ihr Goethe zum zweiten Male; es war ihm eine Luſt, ſeinen Zuſtand vor dieſer liebenden Unbekannten auszubreiten.

„Wenn Sie Sich, meine Liebe, einen Goethe vorſtellen können, der im galonierten Rock, ſonſt von Kopf zu Fuß auch in leidlich konſiſtenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar ſchönen Augen am Spieltiſche gehalten wird, der in abwechſelnder Zerſtreuung aus der Geſellſchaft ins Konzert und von da auf

den Ball getrieben wird und mit allem Intereſſe des Leichtſinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: ſo haben Sie den gegenwärtigen Faßnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorſtolperte, der nicht an Sie ſchreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er ſich in Ihrer Gegenwart ganz unausſtehlich fühlt.

„Aber nun giebt's noch einen: Den im grauen Biber-Frack, mit dem braunſeidnen Halstuch und Stiefeln, der in der ſtreichenden Februarluft ſchon den Frühling ahndet, dem nun bald ſeine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in ſich lebend, ſtrebend und arbeitend, bald die unſchuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Geſtalten ſeiner Freunde und ſeiner Gegenden und ſeines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach ſeiner Maße, auszudrücken ſucht, weder rechts noch links fragt: was von Dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten, kämpfend und ſpielend, entwickeln laſſen will: Das iſt Der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu ſchreiben, deſſen größte Glückſeligkeit iſt, mit den beſten Menſchen ſeiner Zeit zu leben.

„Hier alſo, meine Beſte, ſehr mancherlei von meinem Zuſtande! Nun tun Sie desgleichen und unterhalten mich von dem Ihrigen: ſo werden wir näher rücken, einander zu ſchauen glauben — denn Das ſag ich Ihnen voraus, daß ich Sie oft mit viel Kleinigkeit unterhalten werde, wie mir's in Sinn ſchießt.

„Noch Eins: was mich glücklich macht, ſind die vielen edlen Menſchen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter viel Unbedeutenden, Unerträglichen, in meine Gegend, zu mir kommen, manchmal vorübergehn, manchmal verweilen. Man weiß erſt, daß man iſt, wenn man ſich in Andern wiederfindet.

„Ob mir übrigens verraten worden, wer und wo Sie ſind, tut nichts zur Sache. Wenn ich an Sie denke, fühl' ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe! Und ſo bleiben Sie mir, wie ich gewiß auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe. Recht wohl —! Dieſe Kußhand — Leben Sie recht wohl!“

◆ ◆ ◆

„Die niedliche Blondine“, die mit ihren ſchönen dunkelblauen Augen den „Faſtnachts-Goethe“ an die Stätten der geſelligen Luſt lockte und ihn „unter allerlei Leuten“, denen er ſonſt aus dem Weg gegangen wäre, feſthielt, ſtand erſt im ſiebzehnten Jahre; ſie hieß Eliſabeth (für gewöhnlich Lieſe) Schönemann und gehörte zu einer reformierten Kaufmannsfamilie niederländiſchen und franzöſiſchen Blutes. Ihr Vater war längſt tot; ihre tatkräftige Mutter ſtand mit einem Teilhaber dem Hauſe — einem Bankgeſchäfte — vor, bis die Söhne Erfahrung genug hatten. Es waren vier Söhne neben der einzigen Tochter; alle wurden ſehr gut erzogen; Lieſe hatte die beſten Lehrer gehabt; ſie zeichnete recht hübſch, ſang mit lieblicher Stimme und ſpielte das Klavier zu allgemeiner Bewunderung. Als einzige Tochter hatte ſie früh im Haushalt und in der häuslichen Geſelligkeit recht viele Aufgaben; für gewöhnlich lebte man zwar einfach, der Sitte und Lehre der frommen Vorfahren getreu; aber man bewohnte doch ein großes, ſehr fein eingerichtetes Haus, in dem ſchon des Geſchäfts wegen viele Gäſte freundlich bewirtet wurden. Die ſiebzehnjährige Demoiſelle Schönemann war in großer Geſellſchaft wie zu Hauſe; ihr Geſchick,

mit allen Menſchen umzugehen, mußte man anſtaunen. Ja, dies Kind ſtand bereits in Gefahr, eben durch die Gewöhnung an die große Geſellſchaft, die Menſchen geringzuſchätzen und von der Welt keine Freuden mehr zu erwarten.[1])

In dieſem Hauſe — am Kornmarkte — ward Goethe eingeführt; die vielen Feſtlichkeiten der Jahreszeit brachten ihn ſogleich häufig mit dem ſchönen Mädchen zuſammen; ſie zog ihn an. Nun ſchmückte er ſich, kleidete ſich vorſchriftsmäßig und machte auf einmal den feinen und galanten Mann, um „Lilli“, wie er ſtatt des unpoetiſchen „Lieſe“ ſagte, zu ſehen und ihr zu gefallen. Und er wunderte ſich über ſich ſelber.

Herz, mein Herz, was ſoll Das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch' ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr!
Weg iſt Alles, was du liebteſt,
Weg, worum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh:
Ach wie kamſt du nur dazu?

Feſſelt dich die Jugendblüte?
Dieſe liebliche Geſtalt?
Dieſer Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen:
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück!

[1]) Goethe am 3. Oktober 1815 zu Boiſſeree.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt.
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe!
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

Er wehrte ſich zeitweiſe ehrlich gegen dieſe Gefangenſchaft. Mit Verdruß fühlte er in ſich zwei Seelen im Kampfe: die eine, ungebundene, frei ſchweifende Verächterin der Philiſterwelt und die andere, nach Liebe verlangende, den Eiſengittern zuſtrebende, wohinter die ordentlichen Leute Futterſtelle und Lager haben. Auch ſeine Freunde ſahen ſeine neue Doppelnatur, die ihn noch ſeltſamer machte. Der Maler Kraus, mit dem er durch ſeine Neigung zu den bildenden Künſten jetzt viel zuſammenkam, ſchilderte ihn gegen Bertuch in Weimar ganz ähnlich, wie Goethe ſelber ſich der „teuren Ungenannten“ dargeſtellt hatte.

„Goethe iſt jetzo luſtig und munter in Geſellſchaften, geht auf Bälle und tanzt wie raſend, macht den Galanten beim ſchönen Geſchlecht: Das war er ſonſten nicht! Doch hat er noch immer ſeine alte Laune. Im eifrigſten Geſpräch kann ihm einfallen, aufzuſtehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erſcheinen. Er iſt ganz ſein, richtet ſich nach keiner Menſchen Gebräuchen: wenn und wo alle Menſchen in feierlichen Kleidern ſich ſehen laſſen, ſieht man ihn im größten Negligee und ebenſo im Gegenteil.“

Dieſer Sonderling empörte ſich jetzt nicht eigentlich gegen das blutjunge Geſchöpf, das ihn zur Liebe zwang, ſondern gegen die Menſchen, die ſie umgaben und von

denen ſie abhing, gegen dieſe Kaufleute und ihr Frauenvolk, die ſo ſicher wußten, was klug und praktiſch iſt und was ſich ziemt, die ihre heiligen Anſtandsgeſetze hatten und jeden andern Stolz mit ihrem Geldſtolz niederzwingen konnten, in ihrem Kreiſe nämlich, ach! in Lilis Kreiſe. Das Mädchen ſelbſt war ſchlicht und wahr, ein Naturkind; warum hatte ſie das Schickſal in dieſe zwar ſehr ehrenwerte und doch auch ſo unangenehme Menſchenklaſſe verſetzt? Und was ſuchte er, der Bär, der Hurone, unter dieſen ordentlichen Leuten?

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein,
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen, goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt!
Ahndungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſoviel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüberſtellſt?

* * *

Er ſuchte Brücken zu ſchlagen zwiſchen Lillis und ſeiner Welt und führte ſie mit den Seinen zuſammen, z. B. mit „Tantchen" Fahlmer, der frei denkenden, weit

blickenden Dichterfreundin. Auch bat er dieſe ältere Freundin, ihn in jene Geſellſchaft zu begleiten. „Ich hoffe Sie in unſern Kreis zu ziehn“, ſchrieb er ihr am 5. März; „ganz übel kann's Ihnen nicht drinne ſein! Lilli iſt gar lieb und hat Sie herzlich wert.“ Und bald danach: „Liebe Tante, auf den Sonntag! Nehmen Sie das Mädchen an Ihr Herz: es wird Euch beiden wohltun!“

Er fühlte deutlich genug, daß er die ſchöne Lilli tiefer liebte, als je ein Mädchen vor ihr; aber er wußte nicht, was daraus werden ſollte. „Gott weiß, ich bin ein armer Junge!“ klagte er gegen ſeine neue Seelenſchweſter im fernen Holſtein. Und erzählte ihr:

„Den 28. Februar haben wir getanzt, die Faſtnacht beſchloſſen; ich war mit von den Erſten im Saale, ging auf und ab, dachte an Sie. Und dann: viel Freud' und Lieb' umgab mich. Morgens, da ich nach Hauſe kam, wollt' ich Ihnen ſchreiben, ließ es aber und redete viel mit Ihnen. Was ſoll ich Ihnen ſagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zuſtand nicht ganz ſagen kann, da Sie mich nicht kennen. Liebe! Liebe, bleiben Sie mir hold! Ich wollt', ich könnt' auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' raſten. Großer Gott, was iſt das Herz des Menſchen!“

Lilli hatte nächſte Verwandte in Offenbach, die d'Orvilles und Bernards, und war von Kindheit auf in der Sommerzeit oft und lange bei ihnen zu Beſuch; Goethe konnte ſich dort bei einem guten Bekannten, dem Seidenfabrikanten und Komponiſten Johann André einquartieren, der gleichfalls zur franzöſiſch-reformierten Kolonie gehörte. Hier in den großen Gärten und auf Spaziergängen durch die Felder oder am Fluſſe entlang

waren die Liebenden öfter allein, ſprachen ſie freier, verbanden ſie ſich noch inniger als früher in der Winterluſt der Stadt. Schon am 7. März begann Goethe dieſe Ausflüge nach Offenbach, und der Monat war noch nicht zu Ende, als er dem Herderſchen Paare eine Andeutung über das Ende ſeiner Junggeſellen-Einſamkeit machte:

„Es ſieht aus, als wenn die Zwirnsfäden, an denen mein Schickſal hängt und die ich ſchon ſo lange in rotierender Oszillation auf- und zutrille, ſich endlich knüpfen wollten.“

Johanna Fahlmer blieb dabei ſeine Vertraute, denn ſie lobte ſein Mädchen mit ihm. „Ja, Tante, ſie war ſchön wie ein Engel“, antwortete er ihr einmal. „Und lieber Gott, wieviel iſt ſie noch beſſer als ſchön!“ Und liebkoſend wandte ſich ſein Herz alltäglich zu dieſem ſüßen, fröhlichen Kinde:

Reizender iſt mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur!
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur!

Aber ach, daß dem Menſchen nie und nirgends ein reines Glück gegönnt iſt! Die beiden jungen Menſchen liebten ſich und fühlten ſich beſeligt durch einander; aber die Eltern, die Oheime, die Tanten, die Bekannten knüpften an ihre Herzenswonne die Heiratsfrage, bedachten und beſprachen das Für und Wider. Goethe war nicht der Erſte und Einzige, der die ſchöne und reiche Tochter begehrte. Demoiſelle Schönemann hatte eigentlich nicht nötig, einen Lutheriſchen zu heiraten, mit deſſen Chriſtentum es wohl überhaupt nicht in

Ordnung war. Auch konnte die Kaufmannstochter bei einem wohlhabenden Kaufmann eine behaglichere Stätte finden als bei dieſem Poeten, über deſſen künftigem Beruf und Erwerb noch ein Nebel lag. Solche Einwände ſpürten namentlich der Vater und die Mutter des Bräutigams, und ſie hingegen wünſchten ſich keine durch Reichtum verwöhnte Schwiegertochter, die in ihr Haus neue Sitten und eine Kaufmannsgeſellſchaft einführte. Der Liebhaber ſelber hatte ja kein Verlangen, in dieſe Kreiſe einzutreten und in ihrem Sinne ein vernünftiges Leben zu führen! Wenn er Lilli unter den Ihrigen ſah, kam ſie ihm ſelber zuweilen als eine Fremde vor, oder vielmehr: er fühlte ſich als der Fremde; ſeine üble Laune, die er dann nicht unterdrücken konnte, war ganz fehl am Platze, denn er war hier der Eindringling, das Tier aus dem Walde, das ſich in die Straßen der Stadt verlaufen hatte. Dann ſuchte er ſich loszureißen und riß ſich auch wohl los: fragte ſich nur, auf wie lange! Herders hatten ſeine Andeutung verſtanden und beglückwünſchten ihn ſchon zum Bräutigamsſtande. Er wehrte ab; es war um den 12. Mai:

„Dem Hafen häuslicher Glückſeligkeit und feſtem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt' ich vor kurzem näherzukommen, bin aber auf eine leidige Weiſe wieder hinaus ins weite Meer geworfen."

* * *

In dieſem Schweben und Schwanken, dem Angezogen- und Abgeſtoßenwerden, dem Verlangen und Verzichten: in dieſer Krankheit des Herzens ſah er keinen Ausweg, denn ein kräftiges „Ich will" der einen oder

andern Art war ihm eben verſagt. Dagegen entſprach ſeiner Natur und ſeinem Zuſtande das Hinfriſten und Aufſchieben. Der beginnende Sommer legte den Gedanken an eine Reiſe nahe. Es war Zeit, daß er ſeine Schweſter einmal beſuchte und ihr erſtes Kindchen begrüßte. Sie wohnte jetzt in Emmendingen, wo Schloſſer als Amtmann regierte; der Weg dahin führte über Darmſtadt, Mannheim, Karlsruhe, Straßburg; in allen dieſen Städten würden alte und neue Freunde ſich ſeines Beſuches freuen. Gerade als er dieſen Gedanken erwog, meldete Auguſte Stolberg die demnächſtige Ankunft ihrer Brüder, die die Schweiz beſuchen wollten; ihre Nachricht war wie ein Lichtſtrahl, der im Dunkeln den Weg zeigt.

„Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unſere Brüder, zu mir! Liebe Schweſter, das liebe Ding, was ſie Gott heißen (oder wie's heißt), ſorgt doch ſehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir ſo wohl tun, ſie zu haben!“

Die Grafen Chriſtian und Fritz Stolberg trafen am 12. Mai ein; einige Tage vorher war ſchon der junge Baron Kurt v. Haugwitz[1]), ein Schleſier, in Frankfurt angelangt, um ſich hier mit ihnen zu treffen. Goethe verbrüderte ſich mit allen Dreien in den erſten Stunden. „Er iſt bis zum Ungeſtüm lebhaft“, urteilte Chriſtian Stolberg über ihn, „aber auch aus dem Ungeſtüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor; die Fülle der heißen Empfindung ſtrömt aus jedem Wort, aus jeder Miene.“ Sogleich war auch der Plan ausgeſprochen und an-

[1]) Der nachmalige preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

genommen, daß Goethe ſeine Reiſe zur Schweſter mit der größeren Reiſe der drei Edelleute verbinden müſſe.

Am 15. Mai ging es denn auch dem Süden zu. „Wir Vier ſind bei Gott eine Geſellſchaft, wie man ſie von Peru bis Indoſtan umſonſt ſuchen könnte“, ſchrieb wieder Chriſtian Stolberg. „Das macht uns herrliche Freuden, daß wir mit Goethe reiſen: es iſt ein wilder, unbändiger, aber ſehr guter Junge: voll Geiſt, voll Flamme.“

In Darmſtadt ward Merck aufgeſucht; in Karlsruhe ſah Goethe den weimariſchen Herzog Karl Auguſt wieder und ward ſeiner Braut, der Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt, vorgeſtellt; in Straßburg ſuchte er den ſchwärmenden Dichter Lenz und namentlich den älteren Freund Salzmann auf. Überall ging es ſehr luſtig zu; die jungen Männer fühlten ſich wie berauſcht, auch wenn ſie keinen Wein getrunken hatten, und Goethe verglich ſich ſelber mit einem durchgebrochenen Bären, einer entlaufenen Katze.

Dann aber, mitten in der Genie-Reiſe, folgten für ihn ernſte Tage in Emmendingen: die Schweſter fühlte ſich in der ländlichen Einſamkeit nicht glücklich. Und leider auch in der Ehe nicht, ſo achtungswert ihr Mann auch war. Sie kränkelte an Leib und Seele, und der Bruder erkannte und fühlte im Innerſten, daß dieſes ihm nächſtverwandte weibliche Weſen zum Eheſtande nicht geſchaffen war. Ihr Leben war durch die Verbindung mit dem bravſten Manne verdorben! Würde er ſelber nicht auch neben dem beſten Weibe unglücklich werden? Taugte er für die Gebundenheit des Eheſtandes, des

Hausvaterſtandes? Durfte er Verſprechungen leiſten auf Lebenszeit? Er, der Unſtäte, der Wandelbare, der in ſeiner Bruſt ein immer neues Gären und Entſtehen fühlte? War er nicht in ſeiner Art ebenſo krankhaft wie ſie als Weib?

Und wenn ihn ſeine Unruhe, ſeine raſche Entwicklung hinderte, einer Geliebten treu zu bleiben, war er denn überhaupt im ſtande, eine Einzige ſo zu lieben, wie jede Frau geliebt ſein will, nämlich als Einzige, mit Ausſchließung der andern Schönen und Liebenswerten? Er hatte es ſchon öfters erfahren, daß gerade dann, wenn eine neue Geſtalt ihn zu bezaubern anfing, er auch viel zärtlicher als ſonſt ſeiner letzten Herrin gedachte, oder daß er jetzt eine Freundin, die ihn bisher nicht beunruhigte, gern mit zärtlichen Worten überſchüttet hätte. Vielleicht kann man treu ſein, wenn Gott Amor in uns ſchläft; erwacht er aber, geht unſer Herz auf, da nimmt es doch wohl alles Liebliche wahr, das ſich ihm zeigt, wie das Auge des Reiſenden jetzt freudetrunken auf grünen Matten und blauen Fernen, gleich danach aber auf ſchroffen Felſen verweilt, von denen die Gießbäche ſtürzen. Es iſt gegen die Natur, daß ein herrliches Mädchen nur von einem Manne bewundert und begehrt werde, und es iſt ebenſo wider die Natur, daß ein Mann alle Bedürfniſſe ſeiner Seele an einem Weibe befriedige, denn die Beſte iſt doch noch ein eingeſchränktes Weſen, das nur einen Teil von uns zu faſſen, zu ſättigen vermag. So hatte Goethe erſt kürzlich als Lillis Liebhaber erfahren, daß ein armes, ſchönes Mädchen in Offenbach, Lotte Nagel, ihn anzog, ſeine

Gedanken beſchäftigte, ihn verliebt ſtimmte. Er hatte die beiden Grafen Stolberg zu ihr geführt, und jetzt auf der Reiſe wandte er ſich im Geiſte gegen ſie und ſprach ſeine innerſten Gedanken ihr aus:

Lottchen, wer kennt unſer Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?

Iſt nicht das zärtliche Herz in dieſer Welt wie in der Fremde?

Ach, es möchte gern gekannt ſein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur
Und, vertrauend, zwiefach nun genießen
Alles Leid und Freude der Natur.
Und da ſucht das Aug' oft ſo vergebens
Rings umher und findet Alles zu.
So vertaumelt ſich der ſchönſte Teil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh.
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog!
Kannſt du zu der Welt Vertrauen tragen,
Die ſo oft dich trog
Und bei deinem Weh' und Glücke
Blieb in eigenwill'ger, ſtarrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geiſt in ſich zurücke,
Und das Herze ſchließt ſich zu.

* * *

Die drei Edelleute waren über Baſel in die Schweiz gegangen. Goethe nahm einen kürzeren Weg durch den Schwarzwald und über Schaffhauſen nach Zürich, wo er ſich mit ihnen wieder treffen, beſonders aber ſeinen Freund Lavater überraſchen wollte. Und er ging auch aus einem andern Grunde in die Schweiz: um ſich noch weiter von der Heimat zu entfernen. „Denn noch, fühl'

ich", ſchrieb er an Tante Fahlmer, „iſt der Hauptzweck meiner Reiſe verfehlt, und komm' ich wieder, iſt's dem Bären ſchlimmer als vorher."

In Zürich entzückte ihn die herrliche Landſchaft zu manchem jubelnden Ausruf; in Lavaters Häuslichkeit und Freundſchaft war Alles warm und heimelig; er ſah die Grafen und Haugwitz wieder, auch ein paar Frankfurter Landsleute, und dazu allerlei neue Menſchen, berühmte und unberühmte. Man ſchwätzte, trank, wanderte, fuhr auf dem See herum: jeder Tag war ein Feſt, wo Einer die Erregung, die Luſt des Andern ſteigerte. Zwiſchendurch dann ernſte, ja traurige Stimmungen, Heimweh nach der Geliebten. Namentlich Goethe war oft in der gleichen Viertelſtunde luſtig und betrübt, ſchmelzend und wütend.[1]) Eines Morgens verfiel man bei einer Bootfahrt auf dem See auf das Dichten. Man trieb es als ein poſſenhaftes Spiel, bei dem z. B. die Reimworte zuerſt niedergeſchrieben und dann erſt die Zeilen ausgefüllt wurden. Auch Goethe begann in der Frühſtücksſtimmung:

Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert werden,
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol der Teufel unſre Leiber!

Bald aber gewann die in der Nähe ſo liebliche und in der Ferne erhabene Landſchaft die Übermacht in ſeiner Seele; er hatte oft das Gefühl, daß ihn dieſe Natur, dies Leben im Freien verjünge und eigentlich

[1]) So Fritz v. Stolberg an Klopſtock, 8. Juni 1776.

ernähre; er fühlte ſich der Natur eingewachſen, wie ein Kind im Mutterleibe entſteht und heranwächſt.

Ich ſaug' aus meiner Nabelſchnur
Nun Nahrung aus der Welt,
Und herrlich rings iſt die Natur,
Die mich am Buſen hält!

Die Welle wieget unſern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, Wolken angetan,
Entgegnen unſerm Lauf.

Plötzlich ſtand Lilli vor ſeinem Geiſte, während er eben noch, wenn ſich die Wolken teilten, die Augen auf die ſilbernen Bergſpitzen richtete:

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

War er hierher gekommen, um nach Frankfurt zurückzudenken?

Weg du Traum, ſo Gold du biſt!
Hier auch Lieb und Leben iſt!

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne;
Liebe Nebel trinken
Rings die türmende Ferne.

Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Aber die Gedanken an das liebliche Mädchen ließen ſich nicht verſcheuchen. Und er ergab ſich, blickte in die wechſelnde Landſchaft hinein und malte ſich die blauäugige Geliebte dazu.

Wenn ich, liebe Lilli, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lilli, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Das war am 15. Juni. In den folgenden Tagen unternahm er allein mit einem der Frankfurter Landsleute eine große Wanderung in's Hochgebirge, auf die Höhen am Vierwaldſtätter See und auf den Gotthard. In ſeiner Seele blieb es wie vorher; zuweilen ſchönſtes Wetter:

„Ein Tag, wie die ewigen Götter ſich ſelbſt erwählt, zu gehen."

Dann zeigten ſich Wolkendrohungen am Himmel, während die Sonne noch lachte; ſeinem eigenen Herzen glich dies Schauſpiel, und er fühlte im Innerſten mit,

„Daß es der Erde ſo ſauwohl und ſo weh iſt zugleich."

Und wie er weiter wanderte, kam ihm auf einmal der Vers:

„Und die ewig verderbliche Liebe."

Woher hatte er dieſe Worte, dieſe große Behauptung? Er dachte an ſeine eigenen Erfahrungen, an Freunde und Freundinnen, junge und alte Paare und wiederholte leiſe:

Und die ewig verderbliche Liebe.[1])

Am 22. Juni ſtand er auf der Paßhöhe des Gotthard; hier beginnt der Weg, der nach Italien hinabführt. Er hatte in Zürich davon geſprochen, daß er vielleicht bis Mailand gehe. Nichts hinderte ihn, jetzt in das gelobte Land zu ziehen, denn der Vater hatte dieſe

[1]) Dieſe einzelnen Verſe ſtehen in Goethes Reiſetagebuch, fakſimiliert in den Schriften der Goethe-Geſellſchaft XXII.

Reiſe immer für nötig gehalten. Aber er kehrte um, heimwärts: Lilli war ſein Ziel.

* * *

In Zürich wohnte er wieder bei Lavater, deſſen „Wibele“ den Gaſt gleichfalls recht gern hatte. Auch eine Freundin Lavaters, Barbara Schultheß, die Frau eines Fabrikanten, die eben die Geburt ihres fünften Kindes erwartete, gewann ihn lieb. Eine junge Braut, Magdalena Heß, ſah und hörte ihn nur einmal durch eine offene Tür und fühlte ſich im erſten Augenblick ſo ſtark zu ihm hingezogen, daß ſie entfloh, um nicht ihrem Bräutigam wenige Tage vor der Hochzeit noch untreu zu werden.[1])

Von Zürich ging's über Baſel nach Straßburg. Dort lernte er den berühmten Arzt Zimmermann von Angeſicht kennen, der eben aus Niederſachſen zu Beſuch in ſeine ſchweizeriſche Heimat reiſte. Beide hatten ſich viel über ihren Freund Lavater und andere gemeinſame Schweizer Bekannte zu erzählen; namentlich gerieten ſie tief in Lavaters neue Wiſſenſchaft der Phyſiognomie, an deren Begründung ſie beide ſich eifrig beteiligten. Zimmermann hatte eine Menge Silhouetten bei ſich und zeigte ſie Goethen, damit Dieſer verſuche, aus den Linien die Eigenſchaften der Perſonen zu leſen. Unter anderen legte er ihm ein Blatt vor, auf dem die weimariſche Baronin v. Stein dargeſtellt war, mit der Zimmermann im Pyrmonter Bade ſich gern unterhalten hatte, während Goethe bereits ihren Gatten kannte. Und Goethe ſchrieb unter dies Frauenbild:

[1]) Karoline v. Wolzogen an Charlotte v. Schiller, 16. Juni 1802.

„Es wäre ein herrliches Schauſpiel, zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt, wie ſie iſt, und doch durch's Medium der Liebe. So iſt auch Sanftheit der allgemeinere Eindruck."

„Sehr gut!" urteilte Zimmermann, „wenn Sie den jungen Herzog in Weimar beſuchen, werden Sie auch die Gattin ſeines Stallmeiſters kennen lernen und ſich überzeugen, daß Sie ihr Weſen ahnten."[1])

Zimmermann gab ihm einige der Blätter mit, daß er ſie mit ſeinen Auslegungen an Lavater ſchicke; Goethe ſtellte Frau v. Stein neben Frau v. Branconi, die edle Geliebte des Erbprinzen von Braunſchweig, und las die Bilder nach ſeiner Art:

Stein	Branconi
Feſtigkeit	Unternehmende Stärke
Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenſtandes	Scharf-, nicht Tiefſinn
Behagen in ſich ſelbſt	Reine Eitelkeit
Liebevolle Gefälligkeit	Feine verlangende Gefälligkeit
Naivität und Güte	Witz
Selbſtfließende Rede	Ausgebildete Sprache, Wahl im Ausdruck
Nachgiebige Feſtigkeit	Widerſtand
Wohlwollen	Gefühl ihrer ſelbſt
Treu bleibend	Faſſend und haltend
Siegt mit Netzen	Siegt mit Pfeilen.

In Darmſtadt traf er Herder und Karoline, die

[1]) Dieſe Worte Zimmermanns ſind nicht überliefert, wohl aber entſprechende an Frau v. Stein: »Jamais à mon avis on n'a jugé d'une silhouette avec plus de génie.« ... »Il viendra sûrement vous faire visite à Weimar.« Brief vom 22. Oktober 1775.

er ſeit ihrer Hochzeit nicht geſehen; am 22. Juli war er wieder in Frankfurt.

* * *

Nach einer ſolchen Reiſe fühlte Goethe ſein Mißverhältnis zur Heimat und ihrem Alltagsleben nur noch ſtärker. Ein Adler, der auf ſeinen Füßen trippeln ſoll, ſtatt oben in den Lüften zu ſchweben, oder ein Hirſch im Käfig, mit ihnen hätte man dieſen Unruhigen vergleichen können; er ſelber nannte Das, was ſeine Nächſten von ihm verlangten: „auf dieſem Baſſin herumzugondolieren und auf die Fröſche- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen“. Nicht als ob er durchaus unglücklich geweſen wäre! „Hundertmal wechſelt's mit mir den Tag.“ Er fühlte höchſtes Glück und tiefſte Bedrücktheit. „Unſeliges Schickſal, das mir keinen Mittelzuſtand erlauben will!“ Wenn er nur klar vor ſich hätte ſehen können! Aber „Alles wirrt ſich in einen Schlangenknoten.“

Bis zum Wahnſinn drohte dieſer Umtrieb in ſeinem Kopfe anzuwachſen. „Ich bin ein Armer, Verirrter, Verlorener,“ klagte er; „es iſt ein ſchrecklicher Zuſtand, die Sinnloſigkeit! In-der-Nacht-Tappen iſt Himmel gegen Blindheit!“ „Ich bin ſehr aufgeſpannt, faſt zu ſagen überſpannt.“ War er einmal heiter und ruhig und ward ſich deſſen bewußt, dann ängſtigte ihn ſogleich der lateiniſche Spruch: Latet anguis in herba; im Graſe, das zum Lager ladet, lauert die Schlange. Mit Kain hatte er ſich früher ſchon verglichen; auch an Oreſtes, den die Furien verfolgen, dachte er jetzt und an die Töchter des Danaos, die auf des Vaters Geheiß

ihre Männer ermordeten und zur Strafe in der Unterwelt ewiglich das Waſſer in Sieben ſchöpfen müſſen. Und er fragte und klagte: „Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem, wahrem Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menſchen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überſpannten Sinnlichkeit[1]) himmelauf und höllenab getrieben werden?“ [2])

Menſchen ſolcher Gemütsverfaſſung ſtrecken oft die Arme aus nach Gott, daß er ſie erlöſe und in ihr krankes Herz ſeinen Frieden gieße. Auch Goethe ward jetzt wieder frömmer, als er die letzten beiden Jahre geweſen war. „Und mir wird Gott gnädig ſein“, ſprach er zu ſich; „ich habe meine Luſt an dem Herrn und ſing' ihm Pſalmen.[3])

Und ſeufzte und betete:

Dies wird die letzte Trän' nicht ſein,
Die glühend Herz auf quillet,
Das mit unſäglich neuer Pein
Sich ſchmerzvermehrend ſtillet.

O laß' doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen!
Und möcht' der Schmerz auch alſo fort
Durch Nerv' und Adern wühlen.

---

[1]) „Sinnlich“ bezieht ſich bei Goethe ſelten auf das geſchlechtliche Leben, ſondern zumeiſt auf den Gebrauch und die Feinheit der Sinne, auf die körperlichen Werkzeuge der Seele.

[2]) Alle angeführten Stellen finden ſich in Goethes Briefen vom Juli bis Oktober 1775.

[3]) An Lavater, 4. Auguſt 1775.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ewiger, werden!
Ach, dieſe lange, tiefe Qual,
Wie dauert ſie auf Erden!

Doch dieſe frommen Stimmungen waren nicht von Beſtand.

Wenn er aber nach einer weltlichen Erlöſung aus ſeinem Zuſtande ſuchte, ſo gab es nichts Beſſeres als die Flucht. Oder anders ausgedrückt: eine große Reiſe. Er war ein Narr, daß er heimgekehrt war! Denn faſt vom erſten Tage an ſehnte er ſich wieder in die Schweiz und erſt recht nach Italien. „Lange halt' ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort", ſchrieb er ſchon am 3. Auguſt an die Stolbergs. Und an die Karſchin, die Dichterin in Berlin: „Vielleicht peitſcht mich bald die unſichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland." Und an Merck in einem andern Ton der Genieſprache: „Ich möchte mir tauſend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war."

Raſches Handeln war nun aber einmal nicht ſeine Sache, und ſo ſetzte er ſich zunächſt das Ende des Jahres als Ziel, bis wohin er es bei ſeinen Eltern und Geliebten noch aushalten könne.

* * *

In ſein Verhältnis zu Maxe Brentano trug er dieſe Aufgeregtheit und Unraſt nicht hinein. Sie hatte jetzt ihr erſtes Kindchen und war deshalb zufriedener und mit ihrem Manne einiger. Dieſer aber war nicht mehr eiferſüchtig und verſicherte, daß er Goethes Beſuche und Goethes Freundſchaft mit ſeiner Frau aufrichtig

wünſche. Während der Schweizerreiſe hatte ſich Maxe enger an Goethes Mutter angeſchloſſen; ſchon deshalb ging der Sohn nach ſeiner Rückkehr ein paar Mal mit zu Brentanos, und es ward dort auch wieder „gefiedelt und gedudelt“.

Herrin in ſeinem Herzen war Lilli, aber freilich: es war ein rebelliſches Herz! Daß er ihr angehörte und ſich zugleich gegen ſie empörte, ſagte er ihr ſelber oft genug, in Proſa und Verſen; ein naheliegender Vergleich ging auf ein halb gezähmtes Tier, das ehemals das freie, wilde Leben genoſſen hatte, zum Beiſpiel auf einen Bären, mit dem er ſich ja gern verglich:

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären, hm, zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täpſig, knollig!“
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken;
Er denkt, im Paradieſe zu ſein!
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und ſie ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küß' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig, als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte heb' ich mich und ſchmiege mich verſtohlen
Leis an ihr Knie . . . am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn und kraut mir um die Ohren
Und patſcht mich mit mutwillig-derbem Schlag:
Ich knurr' in Wonne, neugeboren!“

Aber die wilde Natur bricht immer wieder durch; das Bewußtſein der Gefangenſchaft erwacht und quält und reizt zur Gegenwehr. Und die ſüße Tyrannin übt auch nicht immer ihre Macht aus; ſie richtet ihre Gedanken auf anderen Ernſt und anderes Spiel.

So läßt ſie den zerſtörten Armen gehen,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Tür halb offen ſtehen,
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.
Und ich? Götter, iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden?
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder:
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder!
Ich fühl's, ich ſchwör's: noch hab' ich Kraft!

Um ſich noch beſſer von dieſer ſeiner Kraft zu überzeugen, mied' er Lilli zuweilen, entfloh er ihr auf kürzere Zeiten. So ſaß er eines Sonntagmorgens daheim in ſeiner Manſarde, wo er draußen in Offenbach hätte ſein können und ſollen: erſt geſtern Abend war er dort geweſen und dann ganz unnötigerweiſe davongelaufen. Dem Leibe nach ſaß er in Frankfurt an ſeinem Tiſche vor einem Blatt Papier; ſein Geiſt ſchwebte um Lilli. Und er ſchrieb an Onkel und Tante d'Orville, bei denen ſie ſich jetzt pflegte:

Ich bilde mir ſo freundlich ein,
Ich ſäß' noch drauß' mit Euch allein:
Der Mann raucht ſeine Pfeif' Toback;
Man fuſchelt in dem Arbeitsſack,
Man wickelt Seide. Es läßt ſich an,
Als würden Wunderſtreich' getan.
Ein mediziniſch Dejeuner
Mit Seltzerwaſſer und Kaffee.
Nach Faſtenbrezeln wohlgeſchmiert
Kommt Haſ' und Wein hereinſpaziert:
Lilli muß jeden Luſten ſtillen,
Das all um ihres Magens willen.

Die Kinder kommen angehuppt:
Man wird zur Türe 'nausgeſchwuppt.
Iſt Allen ſo wohl ohn Unterlaß:
Ach, lieber Gott, mir auch ſo was!

Vielleicht ſehnt ſich die Geliebte jetzt auch zu ihm hin oder wünſcht ſich ihn her?

Frau d'Orville, wo mag Lilli ſein?
Iſt ſie in ihrer Stub' allein?
Sie hat die Stirn in ihrer Hand!
Was iſt ihr in dem Freudenland?
Soll Das ein böſes Kopfweh ſein?
Oder ach! iſt's etwa andre Pein?
— — — — — — — — — — — —

Der alte Friedrich kommt und fragt:
Was heut den Damen wohl behagt?
Er ſoll Kapaun' und Wildpret tragen!
Lilli, haſt du ihm nichts zu ſagen?
Schon wart' ich auf das alte Geſicht!
Ich bin untröſtlich, kömmt er nicht!

Lilli war oft unzufrieden mit dieſem ſeltſamen Liebhaber und erwiderte ſeine Launen dann auch mit Kaltſinn. Daß ſie ihn wegen ſeiner Anſtandsverletzungen, ſeiner Luſt an derben, rohen Worten tadelte, fand er wohl ſelber in der Ordnung; ſeine Neigung, alle Stimmungen durch Flüche auszudrücken, mußte in geſitteten, frommen Familien Anſtoß erregen. Aber mehr als ſolche Äußerlichkeiten entfernte ihn der Umſtand von Lilli, daß ſie ein ſiebzehnjähriges Mädchen war, wohl erzogen und wohl behütet im Mutterſchoß der Familie, alſo auch beſchränkt in Welt- und Lebenskenntnis, und

er ein Mann von 26 Jahren, der in ſeinem Innern viel erlebt und erlitten, der ſich ſeine eigenen Überzeugungen erkämpft hatte und der überdies ein Dichter war und Ideale mit ſich herum trug, die zur Menſchennatur nicht immer paßten. „Liebe iſt zweier Herzen Wonne“ denkt das Mädchen; dieſer ſeltſame Mann aber verſtand unter Liebe einen Gipfel der Uneigennützigkeit und verlangte von ſich, daß ſein Innerſtes „immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibe, die nach und nach das Fremde durch den Geiſt der Reinheit, der ſie ſelbſt iſt, ausſtößt und ſo endlich lauter werden wird wie geſponnen Gold.“[1]) Goethe mußte die Demoiſelle Schönemann bei allen ihren Vorzügen oft unter ſich ſehen, einem Durchſchnittsmenſchenkinde gleich; er fühlte es tief, daß ſie ihn oft nicht verſtand und ſein beſtes Leben nicht mitlebte. „Sollte es nicht übermäßiger Stolz ſein“, fragte er ſich dann wohl ſelber, „zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und ſo erkennend liebte? Erkenne ich ſie vielleicht auch nicht? Und da ſie anders iſt wie ich, iſt ſie nicht vielleicht beſſer?“[2]) — Für gewöhnlich aber erweckt das Andersſein und Nichtverſtehen nur Mißbehagen. Und Dies wächſt bis zum Verzagen, Verzweifeln — Verzichten.

Goethe brauchte auch jetzt ſeine eigenartige Seelen-Arznei: er redete zu der fernen Idealgeſtalt Guſtchen Stolberg, ſchüttete ihr ſein Herz aus, erhoffte von ihr Troſt und erträumte ſich eine künftige Seligkeit, zu der ſie ihn geleite. Das war wohl Phantaſterei, aber nicht unklug,

[1]) Goethe an Gräfin Stolberg, 19. September 1775.

[2]) So an Gräfin Stolberg, 14. September 1775.

erleichterte ihn doch das Briefſchreiben ebenſo, wie den Frommen das Gebet zu ſeinem Gott oder ſeinem Heiligen erleichtert und ſtärkt. „Es iſt doch immer eine freundliche Zuflucht“, meinte er ſelber, „das weiße Papier: im Augenblick der Not ein wahrer, teilnehmender Freund, der uns durch keine widrige Ecken des Charakters zurückſtößt, wie man's wohl oft juſt in den Stunden erfährt, da man am wenigſten ſo berührt werden möchte.“[1]) Wenige Tage nach ſeiner Heimkehr aus der Schweiz, nach ſeinem Wiederſehen mit Lilli, klagte er ſeinem fernen Engel ſchon wieder ſeine Not, freilich mehr andeutend als erzählend.

„Den 31. Juli. Wenn mir's ſo recht weh iſt, kehr' ich mich nach Norden, wo ſie dahinten iſt, zweihundert Meilen von mir, meine geliebte Schweſter! Geſtern Abend, Engel, hatt' ich ſoviel Sehnen, zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände zu halten . . .

„Ich muß noch viel herumgetrieben werden: und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! Das iſt immer ſo mein Traum, meine Ausſicht durch viel Leiden. Ich habe mich ſo oft am weiblichen Geſchlecht betrogen. O Guſtchen, wenn ich nur einen Blick in Ihr Aug' tun könnte!“

Selbſt in Offenbach bei d'Orvilles, in dem Zimmer, wo Lilli gewöhnlich ihr Weſen trieb, ſetzte er ſich hin zum Schreiben, flüchtete er ſich im Geiſte zu der fernen Traumfreundin.

„Guſtchen, Guſtchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde: Nur einen Händedruck! Ich kann Ihnen nichts ſagen. Hier! Wie ſoll ich Ihnen nennen das Hier? Vor dem ſtroh-eingelegten bunten Schreibzeug: da ſollten feine Briefchen

[1]) An Sophie v. La Roche, im Auguſt 1775.

ausgeſchrieben werden — und dieſe Träume, und dieſer Drang! Welche Verſtimmung! O daß ich Alles ſagen könnte!

„Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels! Deſſen heitere Tage ich trübe, ich!

„Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tauſend neue Gegenſtände in alle Sinne ſog! Engel, und ich ſitze wieder in Offenbach: ſo vereinfacht wie ein Kind, ſo beſchränkt als ein Papagei auf der Stange, Guſtchen, und Sie ſo weit! Ich habe mich ſo oft nach Norden gewandt, nachts auf der Terraſſe am Main; ich ſeh' hinüber und denk' an Dich. So weit! So weit!

„Hier fließt der Main; grad drüben liegt Bergen, auf einem Hügel hinter Kornfeld; von der Schlacht bei Bergen haben Sie wohl gehört. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeſchickten Turm, das jetzt für mich ſo leer iſt als mit Beſen gekehrt. Da rechtsauf artige Dörfchen. Der Garten da unten, die Terraſſe auf den Main hinunter. Und auf dem Tiſch hier ein Schnupftuch, ein Panier [Reifrock], ein Halstuch drüber; dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. (Nota bene: heute reiten wir aus.) Hier liegt ein Kleid; eine Uhr hängt da; viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten. . . .

„Ich hör' ihre Stimme. Ich darf bleiben: ſie will ſich drinne anziehn. — — Gut, Guſtchen! Ich hab' Ihnen beſchrieben, wie's um mich herum ausſieht, um die Geiſter durch den ſinnlichen Blick zu vertreiben. Lilli war verwundert, mich da zu finden; man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich ſchreibe; ich ſagt's ihr."

Sechs oder ſieben Wochen ſpäter, in der zweiten Hälfte Septembers, ſtand er auf demſelben Flecke; er liebte Lilli und glaubte an Guſtchen.

„Ja, lieb Guſtchen . . . ich hab' immer eine Ahndung: Sie werden mich retten aus tiefer Not. Kann's auch kein weiblich Geſchöpf als Sie. . . .

„Was Sie von Lilli ſagen, iſt ganz wahr. Unglücklicherweiſe macht der Abſtand von mir das Band nur feſter, das mich an ſie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht Alles ſagen; es geht mir zu nah; ich mag keine Erinnerungen.

„Den [15. September]. Ich hab' eine gute Nacht gehabt und bin jetzt recht wie ein Mädchen. Sie raten nicht, was mich beſchäftigt. Eine Maske! Auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben.

„Nach Tiſch. Ich komme geſchwind gelaufen, Dir zu ſagen, was mir drüben in der andern Stube durch den Kopf fuhr: Es hat mich doch kein weiblich Geſchöpf ſo lieb wie Guſtchen.

„Und meine Maske wird eine altdeutſche Tracht, ſchwarz und gelb, Pumphoſe, Wämslein, Mantel und Federſtutzhut. Ach, wie dank' ich Gott, daß er mir dieſe Puppe auf ein paar Tage gegeben hat! Wenn's ſo lang' währt!

„Halb Viere. In Brunnen gefallen, wie ich's ahndete. Meine Maske wird nicht gemacht; Lilli kommt nicht auf den Ball. Aber dürft' ich, könnt' ich Alles ſagen! Ich tat's, ſie zu ehren, weil ich deklariert für ſie bin, und eines Mädchens Herz uſw. Alſo Guſtchen! Ich tat's auch halb aus Trutz, weil wir nicht ſonderlich ſtehn die acht Tage her . . .

„Den 16ten. Heute Nacht neckten mich halbfatale Träume. Heut früh beim Erwachen klangen ſie nach. Doch wie ich die Sonne ſah, ſprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz ſo freundlich, freundlich, und mir ward's leicht. Und eine Zuſicherung ward mir, daß ich gerettet, daß noch was aus mir werden ſollte. Gutes Muts denn, Guſtchen! Wir wollen einander nicht auf's ewige Leben vertröſten: hier noch müſſen wir glücklich ſein, hier noch muß ich Guſtchen ſehn, das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Buſen ſchlägt.

„Nachmittag halb Vier. Offen und gut der Morgen. Ich tat was, Lilli eine kleine Freude zu machen, hatte Fremde, trieb mich nach Tiſche ſpaßend-närriſch unter Bekannten und Unbekannten herum. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lilli heute Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu ſehen. — —

„Offenbach, Sonntag, den 17ten, nachts Zehn. Iſt der Tag leidlich und ſtumpf herumgegangen. Da ich aufſtund, war mir's gut. Ich machte eine Scene an meinem ‚Fauſt'. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein ſeltſames Geſchöpf iſt.[1]) Aß in einer Geſellſchaft ein Dutzend guter Jungens, ſo grad, wie ſie Gott erſchaffen hat. Fuhr auf dem Waſſer ſelbſt auf und nieder; ich habe die Grille, ſelbſt fahren zu lernen. Spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menſchen. Und nun ſitz' ich, Dir gute Nacht zu ſagen. Mir war's in all Dem wie einer Ratte, die Gift gefreſſen hat; ſie läuft in alle Löcher, ſchlurpſt alle Feuchtigkeit, verſchlingt alles Eßbare, das ihr in Weg kommt, und ihr Innerſtes glüht von unauslöſchlich-verderblichem Feuer.

„Heut vor acht Tagen war Lilli hier. Und in dieſer Stunde war ich in der grauſamſt-feierlichſt-ſüßeſten Lage meines Lebens (möcht ich ſagen). O Guſtchen, warum kann ich nichts davon ſagen? Warum? Wie ich durch die glühendſten Tränen in Liebe Mond und Welt ſchaute und mich Alles ſeelenvoll umgab. Und in der Ferne die Waldhorn und der Hochzeitsgäſte laute Freuden.

„Guſtchen, auch ſeit dem Wetter bin ich: nicht ruhig, aber ſtill, was bei mir „ſtill" heißt. Und fürchte nur wieder ein Gewitter, das ſich immer in den harmloſeſten Tagen zuſammenzieht und — — Gute Nacht, Engel! Einzigſtes, einzigſtes Mädchen, und ich kenne ihrer viele!

„Montag Nacht halb Zwölf. Frankfurt, an meinem Tiſch. Komme, Dir gute Nacht zu ſagen. Habe getrieben und geſchwärmt bis jetzt. Morgen geht's noch ärger. O Liebſte, was iſt das Leben des Menſchen! Und doch wieder die vielen Guten, die ſich zu mir ſammeln, das viele Liebe, das mich umgibt!

„Lilli heut nach Tiſch geſehen, in der Komödie geſehen: hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt, auch nichts geredt.

---

[1]) Lotte Nagel.

Wär' ich Das los! O Guſtchen, und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da ſie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte! Aber ich bleib' meinem Herzen treu und laß es gehn. Es wird — —

„Dienstag. Sieben morgens. Im Schwarm, Guſtchen! Ich laſſe mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht ſtrande. Doch bin ich geſtrandet: ich kann von dem Mädchen nicht ab! Heut früh regt ſich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen. Eine große, ſchwere Lektion!

„Ich geh doch auf den Ball, einem ſüßen Geſchöpf zu liebe, aber nur im leichten Domino, wenn ich noch einen kriege. Lilli geht nicht.

„Nach Tiſche halb Vier. Geht Das immer ſo fort, zwiſchen kleinen Geſchäften durch immer Müßiggang getrieben, nach Dominos und Lappenware. Hab' ich doch noch mancherlei zu ſagen. Adieu! Ich bin ein Armer, Verirrter, Verlorener!"

Zwiſchendurch fühlte er die höchſte Seligkeit. Bald bei den Schöpfungen ſeiner Phantaſie, bald auch neben der lebendigen Lilli, die ihn liebte, die ſeine böſen Launen immer wieder gerne vergaß, wenn er ſich menſchlicher geberdete, und die, wenn er über die Widerſtände aus ihrer und ſeiner Familie ſprach, bereit war, mit ihm zu fliehen und die Mißbilligung der Welt herauszufordern. In Amerika ſuchten ſo Manche ihr Heil, denen die Heimat zu eng wurde; die ſiebzehnjährige Lilli wäre dem Geliebten auch nach Amerika gefolgt.

Nicht ſelten war er ſtolz auf ſein Mädchen. Zum Beiſpiel bei jenem Ausritt am 3. Auguſt, von Offenbach nach Oberrad. „Du ſollteſt den Engel im Reitkleide ſehn!" ſchrieb er an Lavater. In Oberrad traf man die übrige Geſellſchaft, die in Wagen dahin gefahren war, und zufällig trieb ein Gewitter die alte Fürſtin

von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzogin von Kurland und der Fürſtin von Uſingen, in den gleichen Saal. Sie erkannten den jungen Dichter, ſprachen mit ihm über Lavater und betrachteten auch das ſchöne Mädchen, das Goethes Lebensgenoſſin werden ſollte. Ein andrer ſchöner Tag war der Hochzeitstag des Predigers Ewald in Offenbach am 10. September; am Abend ſtreifte er mit Lilli in den Gärten und am Ufer herum; die Muſik und der Lärm der Hochzeitsgäſte drang aus halber Ferne zu ihnen, und er fühlte ſich in der „grauſamſt-feierlichſt-ſüßeſten Lage ſeines ganzen Lebens“. „Liebe Tante“, ſchrieb er am nächſten Tage der Johanna Fahlmer: „Sehen Sie ſich in der Meſſe um nach was — für Lilli!!! Galanterie, Bijouterie, das Neueſte, Eleganteſte! Aber heilig unter uns! Der Mama nichts davon! Den Gerocks nicht!“

Aber auf ſolche lichte Stunden und Liebesgewißheiten folgten die Unwetter und Zweifel nur allzu raſch, und dann verbarg Goethe nicht, daß er fortſtrebte, in die Ferne, ins Unbeſtimmte, auch von Lilli fort. So gewöhnten ſich Beide an den Gedanken der Trennung und ſtimmten zuweilen ſelber den Ratgebern zu, die auf dieſe Verbindung kein Vertrauen ſetzen konnten. Er war zwar als ein erklärter Verehrer Lillis aufgetreten, aber ein wirkliches Verlöbnis hatte nicht ſtattgefunden. Goethe hatte überdies den Grundſatz, immer ſein Herz gewähren zu laſſen, um immer wahrhaftig zu ſein; er wollte alſo nicht der einmal Gewählten treu bleiben, ſondern ſtets das freie Leben ſeiner Gefühle beobachten und ihre jeweilige Richtung rein ausſprechen. So konnte

er ſich mit ſeinen Liebesworten abwechſelnd an Lilli Schönemann und Guſtchen Stolberg wenden; ſo ſagte der Liebhaber Lillis ſeinem Freunde Stolberg frei heraus: „Guſtchen iſt ein Engel; hol's der Teufel, daß ſie Reichsgräfin iſt!“[1]) So verheimlichte er auch den d'Orvilles nicht, daß ſeine Gefühle für Lilli höchſt ungleichmäßig waren. Und ſo verſagte er ſich nicht, zwiſchendurch mit noch mehreren „ſüßen Mädchen“ anzubandeln. Gleich nach jenem Balle, zu dem Lilli nicht kommen konnte, ſchrieb er an Guſtchen Stolberg weiter:

[20. September 1775]. „Auf dem Ball bis Sechs heute früh. Nur zwei Menuetts getanzt; Geſellſchaft gehalten einem ſüßen Mädchen, die einen Huſten hatte. Wenn ich Dir mein gegenwärtiges Verhältnis zu mehr recht lieben und edeln weiblichen Seelen ſagen könnte! Wenn ich Dir lebhaft . . . nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht: Du hielteſt's nicht aus. Ich auch nicht, wenn Alles auf einmal ſtürmte und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergeſſenheit ſchlucken ließe!“

* * *

In dieſer Verworrenheit, wo zu allem Übrigen noch eine neue Liebe drohte, und bei ſeiner eigenen Entſchlußſchwäche, konnte nur von außen Hilfe kommen. Einen Tag nach jenem Balle erſchien der junge Herzog von Weimar wieder in Frankfurt; er wollte in Karlsruhe Hochzeit halten und bat den Dichter, in den er ſich jetzt noch mehr verliebte, ihn ſogleich nach ſeiner Rückkehr in Weimar zu beſuchen. Als dann das neuvermählte Paar durch Frankfurt kam, in der Mitte

[1]) Brief vom 4. Oktober.

Oktobers, ward die Einladung dringlichſt wiederholt; Goethe verſprach gern, mit einem beſtimmten Hofkavalier in einigen Tagen nachzufolgen.

Durch Mißverſtändniſſe und Zufälle verzögerte ſich die Ankunft dieſes Hofmannes, eines Herrn v. Kalb. Goethe hatte bereits ſeine Abſchiedsbeſuche gemacht und mochte ſich deshalb nicht mehr in der Stadt ſehen laſſen. Er hielt ſich einige Tage zu Hauſe; dann fuhr er am 30. Oktober heimlich ab, noch in halber Nacht, als eben die Stadttore geöffnet waren, nach Süden: vielleicht nach Italien, jedoch zögernd und Aufklärung aus Weimar erwartend. In Eberſtadt begann er ein Reiſetagebuch. Er blickte zurück auf ſeinen Abſchied bei Morgengrauen: von Vater, Mutter, von dem Hauſe, wo Lilli noch ſchlief, und all den ſeit früheſter Kindheit vertrauten Gaſſen und Plätzen. Er dachte an ſein Aufwachen dieſen Morgen.

„Friſch alſo! Die Torſchließer klimpern vom Burgemeiſter weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker ſeine Werkſtätte und Laden öffnet, fort!

„Adieu Mutter!

„Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge raſſelnd ſeinen Laden zurechte, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmrigen Regen. Es war ſo was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht' ich, wer doch — —

„Nein, ſagt' ich, es war auch eine Zeit ... Wer Gedächtnis hat, ſollte Niemand beneiden!

„Lilli, Adieu! Lilli: zum zweiten Mal! Das erſte Mal ſchied ich noch hoffnungsvoll, unſere Schickſale zu verbinden. Es hat ſich entſchieden: wir müſſen einzeln unſre Rollen ausſpielen. Mir iſt in dem Augenblicke weder bange für Dich, noch für mich, ſo verworren es ausſieht. Adieu!

„Und Du! Wie ſoll ich Dich nennen, Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage. Holde Blume ſollſt Du heißen! Wie nehm' ich Abſchied von Dir? Getroſt, denn noch iſt es Zeit. Noch die höchſte Zeit. Einige Tage ſpäter, und ſchon . . . O lebe wohl![1])

„Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unſchuldiger Schuld zu winden?"

In Heidelberg erreichte ihn eine Botſchaft von jenem Herrn v. Kalb. Er kehrte um, ſtieg in Kalbs Wagen und traf mit ihm am frühen Morgen des 7. November in Weimar ein.

---

[1]) Wer damit gemeint iſt, weiß man nicht; wahrſcheinlich das ſüße Mädchen auf dem Balle vom 19./20. September. Schüddekopf bezieht (im Goethe-Kalender auf 1912) die Sätze auf Charlotte Nagel in Offenbach; aber ſie kannte Goethe ſeit mehreren Monaten; ſeine Teilnahme für ſie zeigt das Gedicht aus der Schweiz.

Wohnung der Frau von Stein

IX. In Weimar.

November 1775 bis Juli 1776.

Schon an dem Tage, wo er in Weimar ankam, machte Goethe eine Menge Bekanntſchaften; nach drei oder vier Wochen hatte er eine Schar von Freunden und Freundinnen. Er war ja der Günſtling des jungen Herzogs, und Karl Auguſt verſammelte die Seinen zu immer neuen Vergnügungen. Goethe zeigte unter dieſen jungen, lebhaften Menſchen ſeine Talente zur Unterhaltung der Geſellſchaft ſchöner als je. „Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, raſch weg und klingelnd,“ ſchrieb er an ſeine Frankfurter Vertraute, Johanna Fahlmer. „Gott weiß, wozu ich noch beſtimmt bin, daß ich ſolche Schulen durchgeführt werde: Dieſe gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird Alles gut werden.“ Und als er ein Vierteljahr da war, klang es noch ebenſo; nur konnte er jetzt die wirklichen Freunde beſtimmter von den Halbfreunden unterſcheiden und ſah auch Zweck und Ziel ſeines Aufenthaltes deutlicher:

„Ich werd' auch wohl da bleiben und meine Rolle ſo gut ſpielen, als ich kann und ſo lange als mir's und dem

Schickſal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, iſt doch immer beſſer als das untätige Leben zu Hauſe, wo ich mit der größten Luſt nichts tun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogtümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen: Das macht mir ſchon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz genau kenne, bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führe ich ein liebes häusliches Leben, eſſe mittags und abends mit ihm, wenn ich nicht bei Hofe bin. Die Mägdlein ſind hier gar hübſch und artig; ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele iſt die Frau v. Stein, an die ich ſo was man ſagen möchte: geheftet und geniſtelt bin. Luiſe[1]) und ich leben nur in Blicken und Silben zuſammen; ſie iſt und bleibt ein Engel. Mit der Herzogin-Mutter hab' ich ſehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerlei Schwänk' und Schabernack. Sie ſollten nicht glauben, wieviel gute Jungens und gute Köpfe beiſammen ſind!"

◆ ◆ ◆

Mitten in all dem Getümmel ſtand zuweilen Lillis Bild vor ſeiner Seele. Er war von ihr gegangen, aber er hatte noch nicht auf ſie verzichtet. Oder er hatte verzichtet, aber noch nicht endgültig. Seinen vertrauteſten Freunden, dem Herzoge, Wielanden, der Frau v. Stein erzählte er, was er mit ihr und ihren Leuten erlebt hatte und wie er jetzt noch an ſie gebunden ſei. Und wenn er auch unter den neuen Menſchen je länger, je ſeltener an ſie dachte, ſo erſchien ſie ihm doch ſtets, ſobald er ſich abſonderte, wenn er für ſich allein ritt oder wanderte. So in den Weihnachtstagen, als er ſich mit luſtigen Gefährten über Jena nach einer einſamen Förſterei, Waldeck bei Bürgel, begab.

[1]) Die junge Herzogin.

„Wie ich ſo in der Nacht gegen das Fichtengebürg' ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schickſals und meiner Liebe über mich, und ſang ſo bei mir ſelber:

Holde Lilli, warſt ſo lang
All' mein' Luſt und all' mein Sang:
Biſt, ach, nun all mein Schmerz — und doch
All' mein Sang biſt du noch!“ [1])

Er begleitete den Herzog manchmal zur Jagd, aber die Haſen und Hunde feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit nur kurze Zeit.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Lauſch' mit dem Feuerrohr,
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt itzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und ach, mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Raſt,
Dem wie zu Hauſe, ſo im Feld
Sein Herze ſchwillt zur Laſt!

Mir iſt es, denk ich nur an dich,
Als ſäh' den Mond ich an;
Ein ſüßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir getan.

[1]) An Karl Auguſt, 23. Dezember 1775.

Das ungefähr ſchrieb er ihr auch, als er ihr ſein neueſtes Schauſpiel ‚Stella‘ ſchickte — denn er hatte immer noch einige Verbindung mit ihr:[1])

Im holden Tal, auf ſchneebedeckten Höhen,
War ſtets dein Bild mir nah:
Ich ſah's um mich in dichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht —
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Dieſe immer wiederkehrende Erinnerung an Lilli ſicherte ſein Herz faſt mehr, als ihm lieb war, vor den Angriffen der weimariſchen Schönen. Er ſah die neuen Freundinnen gern, er ſcherzte mit ihnen, er nannte ſie mit dem elſäſſiſchen Worte „Mieſel“, Mäuslein, und er „mieſelte“, d. h. er kokettierte mit ihnen, ſo daß ſie ihn ſelbſt kokett ſchalten; aber es wurde kein Ernſt aus dem Spiel. In der Familie v. Kalb wohnte er die erſten Wochen; da war eine zwanzigjährige Tochter Sophie, ein zierliches Mädchen mit ſchönen ſchwarzbraunen Augen, zärtlichen Gemütes; Goethe kam mit ihr etwas ins Gerede, und es ward ſchon erwogen, ob der adelsſtolze Vater ſeine Tochter wohl einem Bürgerlichen geben würde; aber Goethe verlor ſein Herz an dieſe

[1]) Aus Goethes Ausgabebuch wiſſen wir, daß er am 17. November 1775 und am 8. März 1776 an Lillis Onkel d'Orville Briefe ſandte, außerdem im Januar die ‚Stella‘. Auf einen Brief Lillis ſcheint zu deuten, was Goethe Anfang Januar an Frau v. Stein ſchreibt: „Ich habe liebe Briefe kriegt, die mich aber peinigen, weil ſie lieb ſind.“

Schönen nur ſtundenweiſe, nur ſo lange eine Redoute dauerte, und bis zum nächſten Nachmittage. Er wußte wohl, daß Lilli ſchuld war; ſie hatte ihm einſt ein goldenes Herz geſchenkt oder er hatte es ihr weggenommen, um einen Talisman von ihr bei ſich zu führen; er trug es noch immer auf der Bruſt.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lilli, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lillis Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen!

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt:
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens, nach!
Er iſt der alte, frei geborene Vogel nicht!
Er hat ſchon Jemand angehört!

* * *

Nur Eine unter den Damen beſchäftigte ihn andauernd, und gegen ſie ſtand Lillis Bild nicht auf wie gegen die mit Lilli vergleichbaren Demoiſellen und Fräulein. Die Oberſtallmeiſterin v. Stein, deren Bild ihm einſt Zimmermann in Straßburg gezeigt, gab ihm ganz neue Empfindungen und zwang ihn zu einem andern Verhältnis, als er bisher zu Frauen gehabt hatte. Sie war faſt ſieben Jahre älter als er, war

ſeit elf Jahren verheiratet, hatte ſieben Kinder gehabt, von denen drei Knaben übrig geblieben waren. Sie bemühte ſich keineswegs, ihre dreiunddreißig Jahre und ihre mannigfachen trüben Erfahrungen zu vergeſſen oder zu verbergen; ohne Seufzer überließ ſie dem jungen Frauenvolk das Augeln und Tändeln mit den Kavalieren. Und doch gehörte ſie noch zu den ſchönſten, oder genauer: zu den wenigen ſchönen Damen am Hofe. Sie hatte eine kleine, feine Geſtalt, die „in leichtem Zephirgang“ ſich bewegte und in künſtlichen Tänzen Bewunderung erregte. Dieſe Zierlichkeit und Gewandtheit war der ganzen Familie v. Schardt eigen, aus der ſie kam. Ihren Farben nach hätte ſie Südländerin ſein können: bräunlicher Ton der Haut, der auf den Wangen zum Rotbraun wurde, tiefſchwarzes Haar, große ſchwarze Augen. Ihre Stimme war wohlklingend, ihre Sprache gleichmäßig-ruhig. Ihr ganzes Weſen ſanft, etwas bedrückt, zart nach überſtandener Krankheit und ſchwache Nerven verratend. Derartige Frauen neigen oft zu Träumerei und Gefühlshätſchelei; bei ihr aber überwog ein kühler Verſtand, eine praktiſche Nüchternheit; die Wehmut ihres Blickes ſprach nicht von Weinen und Sehnen, ſondern von der Erkenntnis, daß jede große Hoffnung trügt. Sie war gegen ſich ſelber und gegen Jedermann offen und ehrlich, und noch eine andere Tugend entſprang ihrer fertigen Lebensanſchauung: die Feſtigkeit. Sie wußte, was ſie wollte, und ſie wollte wenig, denn die Welt hat nur wenig zu geben. Der chriſtlichen Lehre hatte ſie als die Tochter einer ſehr frommen Mutter lange gläubig angehangen; durch das Leben

und das Leſen war ſie in den letzten Jahren Zweiflerin geworden. Die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte liebte ſie, und es verging kein Tag, wo ſie nicht zeichnete oder auf dem Klavier oder der Zither ſpielte oder ernſte Bücher las oder Unterricht in einem neuen Fache nahm.

Auf den Dichter des ‚Werther' war ſie, wie die andern Damen am Hofe, neugierig geweſen; es ſchmeichelte ihr, daß er ſie bald bemerkte und gern das Wort an ſie richtete. Schon drei Wochen nach ſeiner Ankunft kannten ſie ſich ſo gut, daß der Reiſeluſtige ihr bei Winterwetter auf ihrem Landſitze, ſieben Wegſtunden von Weimar, einen Beſuch machte. Sie wohnte den Winter und das Frühjahr in der Stadt, wo ihr Mann ſeinen Dienſt tat, und nur im Sommer und Herbſt auf der Steinſchen Ritterburg Großkochberg bei Rudolſtadt;

Groß-Kochberg, Dorf und Schloß

dieſes Jahr hatte ſie noch einmal im Dezember Geſchäfte dort. Draußen ſtürmte und fröſtelte es; drinnen, beſchützt von den dicken Steinwänden der Burg, ſaßen die Beiden am Kamin, aus dem die Flammen auf ihre Geſichter leuchteten. Goethe ſpürte, daß dieſe Frau

eine gar gute Geſinnung gegen ihn hatte. Über den Herzog und die Herzogin redeten ſie, und was Beiden zu wünſchen ſei, über die Perſonen am Hofe, über die früheren, jetzigen und künftigen weimariſchen Zuſtände. Als eine alte Hofverwandte des Fürſtenhauſes — ihr Vater hatte ſchon zwei Vorgängern Karl Auguſts gedient — ſprach die Dame ſich jetzt mit einem jungen Manne aus, der es wohl gut meinte, der aber auch noch recht neu im Kreiſe war: ihre Offenheit und Geradheit entzückten ihn. Sie machte ſich um das junge fürſtliche Paar ernſte Sorgen; ſie tadelte den Herzog, mit dem ſich Goethe täglich inniger verbündete; ſie ließ ihn ſeine eigene ſchiefe Stellung ſehen, und dabei bewies ſie ihm das größte Vertrauen durch ihr wahrhaftiges Ausſprechen der Tatſachen und ihrer Meinung.

Von dieſem Tage an waren ſie Freunde und machten kein Hehl daraus. Sie machten auch keinen ängſtlichen Unterſchied zwiſchen den Worten Freundſchaft und Liebe; ihr Verhältnis war rein: weshalb ſollten ſie an einander das Liebenswerte nicht lieben? „Sie ſieht die Welt, wie ſie iſt, und doch durch's Medium der Liebe", hatte Zimmermann ihr als Goethes erſtes Urteil über ſie geſchrieben. Es ſei ſchwer, dieſen jungen Dichter „anders als durch das Medium der Liebe zu ſehen", bekannte Charlotte v. Stein nun dem gemeinſamen Freunde Zimmermann. Goethe aber ſchrieb ihr bald ſo nebenbei die ſchönſten Liebeserklärungen auf die Zettel, die er ihr zuſandte, wenn er durch einen Boten etwas zu beſtellen, zu ſchicken, zu erbitten hatte. Er kam auch recht oft zu ihr und, wie bei Wielands,

ſo nahm er auch bei ihr gern mit an den Mahlzeiten teil und ſpielte mit den Kindern oder erzählte ihnen Geſchichten.

Er blickte alſo auch in die Ehe hinein. Der Oberſtallmeiſter war ein braver Mann, auf ſeinem Felde tüchtig, in Geſellſchaft angenehm und gefällig; ſeine Frau hatte ſich nicht zu beklagen. Aber die Beiden gingen doch nur ſo nebeneinander her und gehörten mehr äußerlich als innerlich zuſammen. Stein war wenig zu Hauſe, denn er ſpeiſte bei Hofe; oft war er wochenlang abweſend, um in andern Ländern Pferde zu kaufen, oder er begleitete den Herzog auf weiten Reiſen; zu andern Zeiten verlangte das Gut in Kochberg die Anweſenheit des einen Gatten, während der Andere in der Stadt feſtgehalten wurde. So lange faſt jedes Jahr ein Kindchen erſchien und dieſe Kleinen um Leben und Tod rangen — vier Mädchen ſtarben — hatten die Gatten die wichtigſten Erlebniſſe gemeinſam; als Das vorbei war und die Knaben unter einen Hofmeiſter kamen, war ihre Gemeinſchaft mehr eine wirtſchaftliche als eine geiſtige. Stein hatte keinen Sinn für die Dichter und Denker; aber er gönnte ſeiner kränkelnden Frau dieſe weichlicheren Freuden, während er mit andern Hofleuten am Spieltiſche oder hinter der Weinflaſche ſaß oder Pferde zuritt oder auf Jagden ſich erfreute oder Fragen der Landwirtſchaft mit andern Fachleuten durchſprach oder ſich Gewandtheits-Übungen hingab, worin er Großes leiſtete. Wenn er nach Haus kam, ſah er den „guten Doktor Goethe“, wie ihn die Kinder nannten, ganz gern dort; es war hübſch von dem

Freunde des Herzogs, daß er ſich ſo gern mit ſeinen Söhnen abgab und ſeiner Frau Zerſtreuung und Unterhaltung ins Haus brachte.

So ähnlich nahm es auch ſeine Frau; ſie bemutterte den ſechsundzwanzigjährigen Goethe, der hier in der Fremde bald in häuslichen, bald in geſellſchaftlich-ſittlichen Dingen weiblichen Rat und Beihilfe brauchte. Aber ſie war doch noch zu jung, um ihm gewöhnlich den Eindruck der Mütterlichen zu machen. Ihr Wuchs, ihr leichter Gang war eher mädchenhaft, und wieviel ſie auch von Erfahrung und Entſagung redete, in einer Hinſicht war ihre Seele jünger als Die ihres neuen Freundes: ſie hatte noch nie eine heiße, volle Leidenſchaft für einen Mann, eine ganze Hingabe, erlebt.

Goethe war entzückt von ihrem ganzen Weſen und zugleich von dieſer neuen Art Zärtlichkeit, die er jetzt fühlte. Sein alter Traum einer ganz uneigennützigen, reinen Liebe ging in Erfüllung. Hier wollte nicht der Eine vom Andern vergöttert und gehätſchelt werden und durch ihn Vorteile und Süßigkeiten haben; vielmehr ſchalt ihn Frau v. Stein aus, wenn er ſich um ſie bemühte, ſtatt unter den ledigen Töchtern die Beſte zu wählen. „Liebe Frau, leide, daß ich Dich ſo lieb habe“, bat er ſie; „wenn ich Jemand lieber haben kann, will ich Dir's ſagen, will Dich ungeplagt laſſen.“ Oder: „Sie ſind nun da, um geplagt zu werden, werden Sie's nur nicht überdrüſſig!“ Und: „Mich verdrießt's doch auch, daß ich Dich ſo lieb habe, und juſt Dich!“ Freilich kann kein Herz ganz aus dem Eigenen zehren. „Sollſt mich auch ein bißchen lieb haben!“ rief er wohl einmal

aus oder er bat: „Geduld, liebe Frau, ach, und ein bißchen Wärme, wenn Sie an Ihren Guſtel[1]) denken; es verſchlägt Sie ja nichts.“ Aber mit einer kleinen Erwiderung war er ehrlich zufrieden, und immer wieder verſicherte er: „Mir iſt's genug, daß ich Sie ſo lieb haben kann.“ Und er erfreute ſich an dem Wunder, daß er lieben durfte, ohne Eiferſucht und Freiheitsberaubung fürchten zu müſſen.

„Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht!“

„Alles Liebe peinigt mich auch hier, außer Sie, liebe Frau, ſo lieb Sie auch ſind!“

„Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe, und Du Einziges, das mir Glück wünſchen würde, wenn ich was lieber haben könnte als Dich!“

So ſprach und fühlte der Jüngling, der noch unter der Erinnerung an Lilli litt, der ſich dabei am neuen Orte von ein paar hübſchen Mädchen umgaukelt ſah, die gern einen Ehemann triumphierend davon geführt hätten; ſo ſprach und fühlte er aber auch als Grübler, als geweſener Pietiſt, als Leſer Spinozas, als dichtender Erſchaffer einer ſchöneren, höheren Menſchheit. Wunderbar waren hier bei ihm und ſeiner Freundin alle Bedingungen vereinigt, das ſeltene Glück der reinen Liebe, das Nichts-als-Liebe zu gewinnen. Charlotte war verheiratet, alſo verlangte ſie kein Verſorgtwerden und Geborgenſein; alſo fielen alle wirtſchaftlichen Fragen und Kämpfe und Nöte fort, wie alle die großen und

[1]) Man weiß nicht, warum ſich Goethe einige Male Guſtel nennt; vielleicht denkt er an eine Bühnenfigur.

kleinen Schwierigkeiten und Gegenſätze, die eine gemeinſame Häuslichkeit auch zwiſchen Liebenden hervorruft. Goethe brauchte nicht zu ſorgen, ob die Geliebte eine gute Köchin und Haushälterin ſei. Die ganze Proſa ſchied aus. Und ebenſo jenes rohe Geſchlechtsleben, das wir mit den Tieren gemeinſam haben, das Herabſinken der Liebe aus Himmelshöhen in die Triebe und Bedürfniſſe des Leibes. Charlotte war nicht nur durch ihre Ehe mit einem redlichen Manne, der ihrem Freunde vertraute, ſondern auch durch ihre Gemüts- und Sinnesart vor ſolchen Gedanken geſchützt; in ihr war kein bewußtes oder unbewußtes Verlangen nach Sinnenluſt, denn was davon auch ihr Teil geweſen ſein mochte, war in den Jahren der jungen Ehe und der Kinderlaſt aufgezehrt worden.

Es wurden damals, im erſten Regierungsjahre des jungen Herzogs, in Weimar beſtändig Feſte veranſtaltet und Vergnügungen vorbereitet und ausgeführt; es blühte alſo auch das Liebesſpiel zwiſchen Herren und Damen noch mehr als überall. Goethe war einer der Lebhafteſten und ſetzte ſich der Gefahr, für ein angenehmes Mädchen in Liebe zu entbrennen, tauſendmal aus. Wenn Frau v. Stein zu einem Ball oder Theaterſpiel nicht kam, was ſollte er da anders tun? „Mich brannte es unter den Sohlen, zu Ihnen zu laufen“, ſchrieb er ihr nach ſolcher Nacht:

„Endlich fing ich an, zu mieſeln, und da ging's beſſer. Die Liebelei iſt doch das probatſte Palliativ in ſolchen Umſtänden! Ich log und trog mich bei allen hübſchen Geſichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblicke zu glauben, was ich ſagte.“

Ein paar gute Freunde wunderten ſich, daß er ernſtlich doch nur der Gattin des Oberſtallmeiſters den Hof machte. Ihm ſelber kam es rätſelhaft vor. Freund Wieland hatte ſeit Jahren in ſeinen Gedichten und Geſchichten über die platoniſche Liebe geſpottet; er brachte nun auch einmal die Rede auf dieſen Verſuch Goethes, die uns Menſchen eingepflanzten Triebe zum andern Geſchlecht ins Unnatürliche zu erheben. Er ſelber ſchätzte die Frau v. Stein als ſchön, klug und angenehm, aber warum zog ſie der junge Freund den Jüngeren und Ledigen, die zum Ehebunde bereit waren, vor? Goethe antwortete, daß er es ſelber nicht verſtehe:

„Ich kann mir die Bedeutſamkeit, die Macht, die dieſe Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einſt Mann und Weib! Nun wiſſen wir von uns, verhüllt, in Geiſterduft . . .“

Das Gleiche ſagte er auch der Geliebten, die ja über dies ungewöhnliche Verhältnis gleichfalls verwundert war:

Sag', was will das Schickſal uns bereiten?
Sag', wie band es uns ſo rein genau?
Ach, Du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau!

Freilich, beſſer als die Andern, verſtand Goethe ſchon, weshalb er dieſe Freundin häufig aufſuchte. Er war immer noch ſo ungleichmäßig und oft krankhaft geſtimmt, voller Unmut und Unraſt, von ſich aus hilflos und ratlos: da brauchte er einen Freund, der ihn beruhigte, oder noch beſſer eine Freundin, deren Blick, deren Stimme, deren Worte ihm wohl taten, deren

Hand ſich heilend auf ſeine Hand, ſeine Stirn legte. Gerade dazu war Charlotte geſchaffen, die Feſtgeſinnte, die Verzichtende, die Gütige; ſchon der gleichmäßige Tonfall ihrer Rede wirkte auf den Aufgeregten beſänftigend. „Ach, ich bin des Treibens müde!“ ſeufzte er oft: „Was ſoll all die Qual und Luſt?“ Und erbat ſüßen Himmelsfrieden in ſeine Seele. Die Liebe dieſer Frau ſchien ihm dieſen Frieden zu geben. „Wie ruhig und leicht ich geſchlafen habe, wie glücklich ich aufgeſtanden bin und die ſchöne Sonne gegrüßt habe!“, ſo ſchrieb er ihr am 23. Februar und fügte hinzu: „Das erſte Mal ſeit vierzehn Tagen mit freiem Herzen! Und wie voll Danks gegen Dich, Engel des Himmels, dem ich Das ſchuldig bin!“ [1]) Als er dann auf den Gedanken verfiel, die große Macht dieſer Frau rühre wohl von einem engſten Verhältniſſe in einem früheren Leben her, da malte er ſich weiter aus, daß die Geliebte auch damals ſchon den Unſteten, Verfolgten gelabt und getröſtet habe:

Ach, du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau,
Kannteſt jeden Zug in meinem Weſen,
Spähteſt, wie die reinſte Nerve klingt,
Konnteſt mich mit einem Blicke leſen,
Den ſo ſchwer ein ſterblich Aug' durchdringt;
Tropfteſt Mäßigung dem heißen Blute,
Richteteſt den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerſtörte Bruſt ſich wieder auf.

◆ ◆ ◆

[1]) ‚Wanderers Nachtlied‘: „Der du von dem Himmel biſt“, dem wir eben einige Verſe entnahmen, war elf Tage vor dieſem Briefe entſtanden.

Goethe war nur zu einem Beſuche nach Weimar gekommen; alſo war ſeine Freundſchaft mit der Oberſtallmeiſterin nur eine Freude, ein Glück für eine kurze Weile. Der Wandrer zieht weiter, und zwei Seelen ſind um eine ſchöne Erinnerung reicher.

Aber der junge Dichter blieb länger im Städtchen, als man gedacht. Der Herzog mochte ſich nicht von ihm trennen und hörte auf dieſen Fremden mehr als auf die alten, einheimiſchen Ratgeber. Folglich ward Goethe aufmerkſamer betrachtet und ſtrenger beurteilt, und erſt recht, als das Gerücht entſtand, daß der Fürſt ihn in ein hohes Amt ſetzen wolle, um ſich ſeines Umgangs und Rates beſtändig zu erfreuen. Dieſe Neuigkeit war empörend! So viele treue Diener, die Land und Leute und die Verwaltungsgeſchäfte genau kannten, harrten auf Beförderung und beſſere Einnahmen: wie konnte der Herzog ſie zurückſtoßen und geradezu beleidigen, indem er ihnen einen Fremden, Unkundigen vorzog, der bisher nur bewieſen hatte, daß er ſich auf Theaterſtücke, Romane und Poſſen verſtand! Die ganze Hof- und Staatsdienerſchaft mißbilligte dieſe verblendete Liebe des jungen Fürſten zu ſeinem Goethe — mit Ausnahme der Wenigen, die neben Goethe ihren Vorteil zu finden hofften. Alſo hatte jetzt auch in Charlottens Familie und Freundſchaft der Günſtling des übel beratenen Fürſten einige Abneigung gegen ſich. Charlotte hatte ihn ſchon manchmal getadelt und geſcholten, aber nur ſo, wie jede ſittſame Frau getan hätte: über ſeine wilden Manieren und ſeine Neigung zu rohen, ja ſchmutzigen Worten. Jetzt ſtiegen ihr ernſte Bedenken

auf, ob dieſer Menſch, der ſie ſo herzlich liebte und dem auch ſie gut ſein mußte, mit all ſeinen Gaben nicht Unheil ſtiftete: im fürſtlichen Hauſe, in dem ſie von Kindesbeinen wie in einem größeren Vaterhauſe liebend daheim war, und in ihrer eigenen Familie wohl auch. „Goethe wird hier geliebt und gehaßt“, ſchrieb ſie am 6. März an Zimmermann. Und ungefähr zur gleichen Zeit bat Goethe die Seinen, den Oberſtallmeiſter v. Stein, der demnächſt nach Frankfurt komme, gut zu empfangen, aber, fügte er hinzu, Stein ſei nicht mit dem Herzoge zufrieden: „wie faſt all der Hof, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben.“

Dieſer Kampf um Goethe — oder um den Herzog — dauerte Wochen und Monate; der Geheime Rat v. Fritſch, der oberſte Staatsdiener, hielt gegen ſeinen irrenden jungen Herrn tapfer ſtand. Frau v. Stein litt unter ihrer Liebe zu beiden Parteien. In den Männerſtreit um die Beſetzung der Ämter brauchte ſie ſich nicht zu miſchen, aber hier wurden auch allgemeinſte ſittliche Fragen aufgerührt, und es ging auch um ihre eigene weibliche Ehre.

Goethe verwarf die althergebrachte Sitte und Sittlichkeit, und der junge Herzog folgte ihm darin. An ſtelle der bisherigen feſten Geſetze wollten ſie den Drang oder die Stimme der Natur und die jeweilige Erkenntnis des Rechten ſetzten; Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Geradheit waren ihre Tugenden. Auf dieſem Grunde glaubten ſie ein neues Gemeinweſen ſchaffen zu können: die alten Vorſchriften waren von Vorfahren

ererbt, die längſt im Grabe moderten — warum ſollten die jetzt Lebenden unweiſer ſein als ihre Großväter? Warum ſollten ſie ſich nicht ihre eigenen Rechte und Aufgaben ſchaffen? Goethe war als Dichter ſchon mehrere Male in dieſer Ungebundenheit und Keckheit aufgetreten, den Lehrern und Predigern Trotz bietend. In ſeinen Poſſen hatte er ſich über verdiente Männer und gute Bekannte vor aller Welt luſtig gemacht; im ‚Werther' hatte er einen weichlichen Selbſtmörder ſo liebenswert dargeſtellt, daß deſſen freiwilliger Tod Vielen geradezu wie ein Vorbild erſchien; und wie er in jenem Roman die Liebe zweier Männer zur ſelben Frau behandelt hatte, ſo zeigte er in ſeinem neueſten Theaterſtücke, ‚Stella', die Liebe zweier Frauen zum gleichen Manne und zeigte als Ausweg in dieſen Herzensnöten — die Doppelehe! „Ich bin Dein! wir ſind Dein!" rufen am Schluſſe Stella und Cäcilie ihrem Fernando zu und „ihr Glück und ihre Liebe faßte ſelig eine Wohnung, ein Bett und ein Grab" läßt der Dichter die angetraute Ehefrau von dem ſagenhaften Grafen v. Gleichen und ſeinen zwei Frauen rühmend berichten.

Von ſeinem Standpunkte aus konnte Goethe dies Stück, das er „ein Schauſpiel für Liebende" nannte, wohl rechtfertigen; es war der Standpunkt des Dichters, deſſen Amt es nicht iſt, die bürgerliche Ordnung aufrechtzuerhalten, die Schwachen vor Irrtümern und Gefahren zu behüten, die Religion zu beſchützen — des Dichters, der nur darzuſtellen hat, was ſeine Augen und Ohren wahrnehmen und was er im Innern erlebt. Daß zwei

Männer dasſelbe Weib liebend begehren oder zwei Frauen denſelben Mann, iſt alltägliche Erfahrung; aber es kommt auch vor, daß in einem Menſchen eine neue Liebe entſteht, während die alte auch noch Kraft und Leben hat, daß er nun die Liebe zweier Herzen erwidert, und der Beweis, daß dies Erlebnis eine Sünde, ein Verbrechen ſei, iſt kaum zu erbringen. „Es iſt Sünde", verſichert zwar die Überlieferung, aber der Genius in unſerer eigenen Bruſt bietet eben dieſer Altmutter Trotz, und auf ihr „Es darf nicht ſein" erwidert er ruhig: „Es iſt." [1])

Dieſem kühnen Dichter, der ſo vor aller Welt das Recht des Herzens gegen Geſetz und Sitte verteidigte, konnte man auch zutrauen, daß er für die Liebe zu einer verheirateten Frau das gleiche Recht fordere. Er hatte auf einem ſeiner Petſchafte die Inſchrift „Alles um Liebe" [2]); vielleicht mochte er auch den guten Namen der Frau Oberſtallmeiſterin „um Liebe" opfern.

Ehe Andere ernſthaft über ihren wunderlichen Verehrer redeten, wies ihn Charlotte ſelbſt in ſeine Schranken zurück. Er redete ſie zuweilen mit Du an, wenn er mit

---

[1]) Goethe hat 1806 für eine Aufführung der ‚Stella' den Schluß dahin abgeändert, daß Fernando ſich erſchießt. Auch die nunmehrige Tragödie fand wenig Beifall; Frau v. Stein urteilte: er hätte lieber die Stella ſich töten laſſen ſollen. In der gedruckten Faſſung von 1815 läßt der Dichter Stella ſich vergiften und darauf Fernando ſich erſchießen.

[2]) Zimmermann erwähnt in ſeinem berühmten Werke über die Einſamkeit das Wort als einen Spruch Goethes. Später kam es in die ‚Stella'. („Alles um Liebe war die Loſung meines Lebens", ſpricht Stella in der letzten Faſſung des Stückes; „Alles um Liebe, und ſo nun auch der Tod.")

ihr allein war, oder auf ſeinen Zettelchen; als ſie ſich darüber verwunderte, berief er ſich auf die alten Römer, die gar keine andere Anrede als dieſe natürliche gekannt hätten: wozu denn dieſer verſchrobene Gebrauch der Mehrzahl und der dritten Perſon, wenn ein Menſch zum andern ſpricht? Aber ſie bat ihn: „Gewöhnen Sie ſich das Du nicht an, Goethe. Ich verſtehe wohl, wie Sie es meinen, aber die Welt würde es nicht verſtehen und uns übel auslegen. Sie ſetzen ohnehin oft gewiſſe Verhältniſſe aus den Augen, die vor Ihnen da waren.“

Charlotte ſchrieb gerade an Zimmermann und erzählte ihm auch, daß ſie Goethen „mit dem ſanfteſten Ton von der Welt“ das Du verwieſen und auf die Grenzen ihrer Vertraulichkeit gedeutet habe:

„Da ſpringt er wild auf vom Kanapee, ſagt: »ich muß fort«, läuft ein paarmal auf und ab, um ſeinen Stock zu ſuchen, find't ihn nicht, rennt ſo zur Tür hinaus, ohne Abſchied, ohne Gute-Nacht.

„Sehen Sie, lieber Zimmermann, ſo war's heute mit unſerm Freund. Schon einige Mal hab' ich bittern Verdruß um ihn gehabt: Das weiß er nicht und ſoll's nie wiſſen.“

Zwei Tage ſpäter, am 8. März [1776], ſchrieb ſie weiter und klagte ausführlicher über den gemeinſamen Freund:

„Ich ſollte geſtern mit der Herzogin-Mutter zum Wieland gehn; weil ich aber fürcht'te, Goethen da zu finden, tat ich's nicht. Ich habe erſtaunlich viel auf meinem Herzen, das ich dem Unmenſchen ſagen muß. Es iſt nicht möglich: mit ſeinem Betragen kömmt er nicht durch die Welt! Wenn unſer ſanfter Sittenlehrer gekreuz'get wurde, ſo wird dieſer bittre zerhackt. Warum ſein beſtändiges Pasquillieren? Es ſind ja alles Geſchöpfe des großen Weſens: Das duldet ſie ja! Und nun ſein unanſtändiges Betragen mit Fluchen, mit pöbel-

haften, niedern Ausdrücken! Auf ſein Moraliſches, ſobald es auf's Handeln ankommt, wird's vielleicht keinen Einfluß haben, aber er verdirbt Andre. Der Herzog hat ſich wunderbar geändert! Geſtern war er bei mir, behauptete, daß alle Leute mit Anſtand, mit Manieren, nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten ... daher er auch Niemanden mehr leiden mag, der nicht etwas Ungeſchliffnes an ſich hat. Das iſt nun Alles von Goethen, von dem Menſchen, der vor [für] Tauſende Kopf und Herz hat, der alle Sachen ſo klar und ohne Vorurteile ſieht, ſobald er nur will, der über Alles kann Herr werden, was er will.

„Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde. Auch ſeine Art, mit unſerm Geſchlecht umzugehn, gefällt mir nicht; er iſt eigentlich, was man coquet nennt; es iſt nicht Achtung genug in ſeinem Umgang."

Dieſe Sorge über die Entwicklung in Weimar und über Goethes Anteil daran mußte ſie noch Wochen und Monate hindurch mit ſich herumtragen; aber ihrem jungen Verehrer konnte ſie nur auf Stunden und höchſtens Tage zürnen. Er kam immer wieder mit einem Übermaß von Liebe und Dienſtwilligkeit und verlangte ja auch nur die Erlaubnis, ſie lieben zu dürfen. Er bat um ihren Rat und ſchenkte ihr ſein ganzes Vertrauen; mit ihren Kindern gab er ſich ab wie der zärtlichſte Vater. So vertraute ſie auch ihm, ſprach ihr Inneres gegen ihn aus: wie ſie das Leben hinter ſich habe, nichts mehr von der Welt erwarte und ſich auch über den eigenen Wert nichts mehr einbilden könne. Dann konnte er ſie ausſchelten und ermahnen. „Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an ſich ſelbſt begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tauſende glauben ſollten, um ſelig zu werden!" Und er, der Gleichnis-

Charlotte von Stein

Goethe-Nationalmuſeum, Freifrau v. Boineburg, geb. v. Stein,
und Frau Dr. Buchholz, geb. v. Knebel

frohe, wies auf die Sonne hin, die höchſte Kraftſpenderin, die wir kennen. „Und die Sonne ſo golden blickend als jel“ rief er aus. „Es iſt der Born, der nie verſiegt. Das Feuer, das nie verliſcht, keine Ewigkeit nicht! Beſte Frau, auch in Dir nicht, die Du manchmal wähnſt, der heilige Geiſt des Lebens habe Dich verlaſſen.“

Er konnte ihr aus den Wiſſenſchaften und Künſten neue Aufſchlüſſe geben; in ſittlichen Dingen und in ſolchen der Lebensklugheit war ſie dagegen ſeine Lehrerin. Sie war ihm hier, in ihrer Heimat, überlegen, weil ſie alle wichtigen Menſchen ſeit manchen Jahren kannte und bei den wunderlichſten Zuſtänden die Erklärung aus den gegebenen Verhältniſſen und Perſönlichkeiten geben konnte. Sie zeigte ihm den vernünftigen Sinn der Sitten und Gebräuche und ließ ihn ſehen, daß zumal das weibliche Geſchlecht in dieſen Mauern und Schranken ſicherer und behaglicher wohnt als im wilden Walde der Tageswünſche und Tagesüberzeugungen. Dabei redete ſie immer als eine gewiſſermaßen abſeits lebende Zuſchauerin, die ſelber keine Rolle ſpielen, keine Vorteile erhaſchen will. Goethes Stolz und Begehren war es von je, im Reden und Handeln uneigennützig und wahrhaftig zu ſein: in Charlotte v. Stein ſah er nun das ſchöne Frauenbild dieſer Tugenden, und ſie war dabei frei von ſeinen Unarten. Auch blieb ſie klug, wenn er in ſeiner Liebe zur Torheit neigte. Auf ſeine Herzensergüſſe erwiderte ſie: „Ich will Ihre Schweſter ſein, Goethe“ und ließ ſich von Kornelien, der weit Entfernten, erzählen, deren Stelle ſie vertreten wollte.

Was ſollte er anders entgegnen als: „Liebe Schweſter, wenn's denn ſo ſein ſoll.“[1]) Und dann rühmte ſie ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Reinheit, ſein Streben zum Hohen, Himmliſchen und ſagte ihm, daß er nach einiger weiteren Läuterung von den Erdſchlacken ein Heiliger zu werden verſpreche. „Jetzt nenn' ich ihn meinen Heiligen“, ſchrieb ſie auch an Zimmermann; Goethe aber verſtand ſie wohl: ſeine Liebe zu ihr ſollte eine anhaltende Reſignation ſein, und er ſpottete über ſeinen neuen Titel. „Du haſt Recht, mich zum Heiligen zu machen, das heißt: mich von Deinem Herzen zu entfernen“, und da er ihr gerade ein ſchönes Gefäß ſchickte, ſcherzte er weiter: „Hier auch eine Urne, wenn allenfalls einmal vom Heiligen nur Reliquien überbleiben ſollten!“

Von dem eigentlichen inneren Erleben der Beiden wußte die Welt nichts; aber man ſah ihr Sichfinden bei Geſellſchaften und ihren Austauſch von kleinen Geſchenken. Goethes tägliche Beſuche in der Wohnung des zumeiſt abweſenden Oberſtallmeiſters (die zwar manchmal nur den Knaben und ihrem Hofmeiſter Käſtner galten) wurden bemerkt, und man wußte, daß ſie zuſammen zeichneten und laſen. Dergleichen Freundſchaft iſt den Tugendhaften anſtößig. Frau v. Stein war gewiß über jeden Verdacht erhaben; zur allgemeinen Achtung der früheren Freunde gewann ſie jetzt auch noch das beſondere Vertrauen der jungen Herzogin; aber es ward ihr bedeutet, daß Goethe allzu oft zu ihr gehend, von ihr kommend, bei ihr ſitzend geſehen werde.

---

[1]) Briefchen vom 16. April 1776.

„Ich war darauf vorbereitet“, ſchrieb ihr Goethe jetzt.[1]) Soviel kannte er die Klatſchluſt der „Leute“ wohl; aber er hatte dem unausgeſprochenen Verdachte ſein gutes Gewiſſen entgegengeſetzt, und über alle Vorſicht hatte immer wieder ſein Bedürfnis geſiegt, an den Worten, an der Stimme, am Blicke, am ganzen Weſen dieſer Frau Troſt und Kraft und Freude für heute und morgen zu gewinnen. Das ward ihm nun verboten!

„Alſo auch das Verhältnis, das reinſte, ſchönſte, wahrſte, das ich außer meiner Schweſter je zu einem Weibe gehabt, auch Das geſtört!“

„Wenn ich mit Ihnen nicht leben ſoll, ſo hilft mir Ihre Liebe ſo wenig als die Liebe meiner Abweſenden, an der ich ſo reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfniſſes entſcheidet Alles, lindert Alles, kräftiget Alles. Der Abweſende kommt mit ſeiner Spritze, wenn das Feuer nieder iſt.

„Und Das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts ſein kann, will auch nicht, daß Du mir was ſein ſollſt.“

Am andern Tage dachte er mehr an die Beleidigung, die Charlotte erlebt hatte:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache! Ich will's künftig ſuchen, allein tragen zu lernen.“

Goethe und Charlotte ſahen ſich in den nächſten Wochen faſt nur am dritten Orte; er unternahm einige Ausflüge und Reiſen, und dann machte der Sommer dem bisherigen Zuſtande ein Ende. Charlotte reiſte ihrer Geſundheit wegen, wie ſchon in früheren Jahren,

[1]) 24. Mai 1776.

nach Pyrmont und ging von da nach Kochberg, um auf ihrem Gute nach dem Rechten zu ſehen.

◆ ◆ ◆

Goethe erlebte in dieſem Frühjahre noch zwei wichtigſte Dinge, die ſein ganzes weiteres Leben beſtimmten: er trat in fürſtlichen Dienſt und erwarb ein eigenes Haus. Weimar ward ihm nun Wohnort und Wirkensſtätte. Halb geſchah Das nach ſeinem eigenen Wunſche, halb ließ er es ſich gefallen; für ſich allein wäre er mit der Frage, ob er bleiben oder gehen ſolle, ſo raſch nicht fertig geworden. Der Herzog bedurfte ſeiner Freundſchaft, ſeiner Geſellſchaft, ſeiner Mitarbeit. Der achtzehnjährige Karl Auguſt wollte ſeine Fürſtenrechte, die er bisher mehr dem Schein und Namen nach beſaß, wirklich ausüben und brauchte dazu Helfer, die ſeinen und nicht ihren eigenen Vorteil ſuchten. So überwand er alle Bedenken gegen die Anſtellung eines Fremden, der noch dazu ein Poet war, und gab ihm ein Amt, das zunächſt nicht viel Verantwortung forderte, dem Freunde aber Einblick in die verſchiedenſten Staatsgeſchäfte geſtattete. Und als er bemerkte, daß Goethen ein wilder Garten vor der Stadt, im Ilmtale, anlockte, da veranlaßte er ihn, dieſen Garten und das Haus darin zu kaufen; die Kauf- und Einrichtungskoſten nahm Karl Auguſt auf ſeine eigene Kaſſe.

Das Gartenhäuschen, in dem ſich Goethe einrichtete — am 18. Mai 1776 ſchlief er zum erſten Male darin —, hätte zwar zu einer Familienwohnung nicht ausgereicht: immerhin war der neue Geheime Legationsrat, dem dies Sommerhaus in einem großen Garten

gehörte, jetzt recht eheſtandsfähig; er brauchte nur noch eine Wohnung in der Stadt zu mieten und um eine hübſche Demoiſelle oder auch um ein Fräulein anzuhalten.

Aber das Einwachſen will Zeit haben; noch war Goethe nicht endgültig ſeßhaft, und es kam ihm manchmal wie ein Traum vor, daß er im eigenen Häuschen ſaß, auf Bäumchen herabſah, die er ſelber gepflanzt, und daß auf ſeinem Tiſche Akten lagen über Menſchen und Orte, die ihm vor kurzem noch unbekannt und gleichgültig waren. Das unbegreifliche Schickſal hatte ihn hierher geſetzt: auf welchen wunderlichen Weg würde es ihn weiterhin führen? Dieſem Schickſal, der rätſelhaften Macht, der wir durch eigene Klugheit nichts abgewinnen können,[1]) mußte er es überlaſſen, ob und wann eine Gefährtin, eine Hausgenoſſin zu ihm trete.

◆ ◆ ◆

Lillis Bild verblaßte allmählich. Auch Briefe erinnerten ihn nicht oft an ſie, und was man ihm ſchrieb, erfreute ihn nicht. „Tantchen“ Fahlmer berichtete im Anfang April eine recht ärgerliche Neuigkeit über die Schönemanns. „Von Lilli nichts mehr!“ antwortete er: „ſie iſt abgetan! Ich haſſe das Volk lang' im tiefſten Grunde. Der Zug war noch der Schlußſtein. Hol' ſie der Teufel! Das arme Geſchöpf bedaur' ich, daß ſie unter ſo einer Raſſe geboren iſt.“

Lilli war nach wie vor von Bewerbern umgeben; jetzt gewann ein Herr Bernard aus Straßburg, ein ſchöner, gewandter, weitgereiſter Mann, ihre Gunſt, und

[1]) Wendungen aus ſeinen Gedichten dieſes Jahres.

das Verlöbnis ward ausgeſprochen. Goethe erhielt die Nachricht am 8. Juli und nahm ſie hin, wie man den erlöſenden Schluß einer läſtig-langen verdrießlichen oder peinlichen Sache hinnimmt. „Geſtern Nachts lieg' ich im Bette", ſchrieb er am andern Tage der Frau v. Stein, „ſchlafe ſchon halb, Philipp bringt mir einen Brief; dumpfſinnig las ich, daß Lilli eine Braut iſt, kehre mich um und ſchlafe fort. Wie ich das Schickſal anbete, daß es ſo mit mir verfährt! So Alles zur rechten Zeit!"

Unterdeſſen hatte er auf einer kleinen Reiſe nach Leipzig auch Käthchen Schönkopf wiedergeſehen. Sie hieß nun ſchon ſeit Jahren die Doktorin Kanne; ein zweijähriges Töchterchen lernte von ihr das leipziger Deutſch. „Ce n'est plus Julie" ſagte man damals gern nach Rouſſeaus ‚Nouvelle Héloise'; Käthchen trat jetzt um ſo mehr in den Schatten, als ihr einſtiger Verehrer ſie gerade in dieſen Tagen neben die berühmte Korona Schröter ſtellte. Denn ihretwegen war Goethe nach Leipzig gekommen. Man brauchte in Weimar zu den Hofkonzerten eine neue „Vokaliſtin" und zugleich zu den Liebhaber-Schauſpielen, womit ſich Hofleute und Bürgersleute gern unterhielten, eine erſte Schauſpielerin, der man die großen Frauenrollen zuteilen konnte. Goethe hatte als Student die Schröterin öfters ſingen hören, und nun verſuchte er, ob ſie für Weimar zu gewinnen ſei. Fünfundzwanzig Jahre zählte ſie jetzt, und ſie war noch viel ſchöner, als er ſie in der Erinnerung hatte. Als Sängerin kam ſie einigen Kolleginnen nicht mehr gleich, denn ihre Stimme war nicht ſtark und etwas bedeckt;

Phot. F. Bruckmann A. G., München

Frau Dr. Kanne (Käthchen Schönkopf)

Gemälde von Anton Graff

Leipziger Museum

aber an Beſeeltheit und Ausdruck übertraf ſie noch alle, und deshalb hörte man öfters das Urteil, daß ſie beſſer auf die Bühne als in den Konzertſaal paſſe. Einige Theaterprinzipale machten ihr günſtige Angebote; gleichzeitig näherten ſich auch ehrenwerte Männer, die die ſchöne und tugendhafte Sängerin gern zur Hausfrau gewonnen hätten. Korona fühlte in ihrem Herzen für dieſe Bewerber dankbares Wohlwollen, aber keine begehrende Liebe; der Gedanke, in eine Schauſpieler-Geſellſchaft einzutreten, war ihr aber erſt recht entſetzlich, denn die Komödiantinnen galten überall für Freiwild und blieben von guter Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Was Goethe ihr jetzt vorſchlug, gefiel ihr um ſo beſſer. Sie ſollte in Weimar das gleiche Gehalt bekommen wie in Leipzig, vierhundert Taler, aber auf Lebenszeit angeſtellt werden, während ſie bisher von der Gunſt des Publikums abhing. Sie konnte am neuen Orte ohne Gefahr für ihren Ruf auf der Bühne auftreten, wozu ſie viel Luſt hatte, und wurde doch keine Schauſpielerin, denn ſie tat es nur aushilfsweiſe, als Hofvokaliſtin im Hauptberuf, und ſtand neben Mitſpielenden aus der feinen Geſellſchaft; die Zuſchauer waren geladene Gäſte, denen ſie nicht zu ſchmeicheln brauchte. So hatte ſie denn mit dem jungen Dichter jetzt angenehme Geſpräche. „Die Schröter iſt ein Engel“ ſchrieb Goethe in den Brief an Charlotte. „Wenn mir doch Gott ſo ein Weib beſcheeren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden laſſen!“

Dieſer Wunſch nach der Eheſtandsruhe ſtellte ſich manchmal ein. Auch von einer jüngeren Schweſter

Charlottens ſchrieb er[1]): „Es iſt ein liebes Geſchöpf, wie ich eins für mich haben möchte, und dann nichts weiter geliebt“; aber auch hier war das Schickſal ihm nicht günſtig, denn Luiſe v. Schardt war ſeit einem Jahre an einen Freiherrn v. Imhoff verheiratet und wartete eben in der alten Heimat bei der Mutter die Geburt ihres erſten Kindchens ab.

Von einer ernſtlichen Braut hatte er leider nichts zu berichten.

---

[1]) 16. Juli 1776.

TAYLOR INST. OXFORD

Wälscher Garten, v. Steinsche Wohnung, Bibliothek

X. In Weimar.

Juli 1776 bis Juni 1782.

Sechs Jahre wohnte Goethe Sommer und Winter draußen vor der Stadt, in den wenigen kleinen Zimmern des Gartenhauſes; nicht einmal gegen Kälte und Sturm war er dort gut verwahrt. Seine Freunde rieten ihm oft zu einer behaglicheren Wohnung, aber er wollte aus der „Welt“ und der „Geſellſchaft“ täglich in die Einſamkeit, in ſein Schneckenhäuschen, ſich zurückziehen können. Er war Vertrauter des Landesfürſten, Mitglied des Geheimen Rats, in die verſchiedenſten Staatsgeſchäfte verflochten, auch für die Unterhaltung und Beluſtigung der Hofgeſellſchaft eifrig tätig, und dennoch ein Abgeſonderter, immer noch eine Art Gaſt. Er hatte ja auch keineswegs verſprochen, in dieſem kleinen thüringiſchen Ländchen auf Lebenszeit neben den andern Räten die Akten zu leſen und neue zu ſchreiben: der Künſtler in ihm empörte ſich oft. Und ſeine alte Unruhe kam doch auch noch oft über ihn und trieb ihn fort: hinaus in Felder und Wälder, im raſchen

Wanderſchritt oder auf einem ſchnellen Pferde! Oder weiter, zu andern Städten und Ländern!

Frau v. Stein, ſeine Freundin und Schweſter, hatte anfangs am andern Ende der Stadt gewohnt, hinter ihrem Vaterhauſe am Erfurter Tore; im Sommer 1777 ließ der Herzog ſeinem Oberſtallmeiſter eine Wohnung über den Huſarenſtällen einrichten, gegenüber dem Fürſtenhauſe, in dem er ſelber mit ſeiner Gattin lebte, bis das abgebrannte Schloß wieder aufgebaut wurde. Aus ihren Nordfenſtern konnte jetzt Frau v. Stein der Herzogin Luiſe, deren beſte Freundin ſie war, zuwinken und zurufen; aus ihren Südfenſtern aber ſah ſie Goethes Häuschen auf der andern Seite der Ilm; abends konnten ſie ſich mit Lichtern Zeichen geben oder doch erkennen, ob der Andere zu Hauſe war und wo er ſich aufhielt. Zwiſchen ihnen aber lag nur Wieſe, Fluß, felſiges Ufer, Gehölz und freier Platz; daneben die fürſtlichen Promenaden und Ziergärten.

Einen ziemlich großen Teil des Jahres ruhte dieſe Nachbarſchaft, denn Goethe ging oft auf Dienſt- und freiwillige Reiſen und Charlotte verbrachte die Sommer- und Herbſtmonate nach wie vor in Kochberg. Aber wenn Beide in der Stadt waren, ſo ſahen ſie ſich ſo oft, wie ein lediger Bruder und eine verheiratete Schweſter zu tun pflegen, wenn ſie recht gut mit einander ſtehen und der Bruder auch mit dem Manne ſeiner Schweſter ſich verträgt und ihren Kindern ein freundlicher Oheim iſt. Da Herr v. Stein ſelten zu Hauſe war, ſo übernahm Goethe manche Hausvater-Geſchäfte. Zeitweilig litt Stein an einer ſeltſamen und höchſt bedenklichen Kopf-

krankheit; dann war er wieder Jahre lang ſehr geſund und ein guter Geſellſchafter. Goethe und Stein trafen oft zuſammen; einige Male waren ſie als Begleiter des Herzogs ganze Wochen ſtändig beiſammen. Stein war zuerſt gegen die Anſtellung des Poeten geweſen; aber als er ſah, wie fleißig und uneigennützig Goethe in ſeinem Amte arbeitete, erkannte er die unerwarteten Tugenden gern an. Er gab dem jüngeren, in Weimar noch nicht heimiſchen Manne manchen guten Wink, warnte ihn z. B. vor heuchleriſchen Freunden, und Goethe war gerührt über „Steins Gutheit“ und erwiderte ſie. „Es wird mir recht natürlich, Steinen gefällig zu ſein und ihm leben zu helfen“, ſchrieb er Charlotten, als ſie beide, Mann und Freund, lange in Eiſenach beim Herzoge ſein mußten. Auf einer andern Reiſe ſchrieb er ihr, indeß Stein mit den Andern über ſein Lieblingsfach, die Landwirtſchaft, ſchwätzte und wohl wußte, für wen Goethe noch die Seiten füllte: „Übrigens ſitzet er und macht Anmerkungen, die ich ihm an der Naſe anſehe.“ Stein ſpöttelte wohl einmal über dieſe andauernde Freundſchaft; aber er vertraute Goethen ſowohl wie ſeiner verſtändigen Frau.

Viel öfter hatte Goethe mit den drei Knaben der Freundin zu tun, bald in Spiel und Poſſen, bald in ernſthaften Dingen. Ihr Hofmeiſter, ein gewiſſer Käſtner, trug ihm gern ſeine Gedanken über die Jungen und ihren Unterricht, über die Tagesereigniſſe und die Zukunft vor; zu andern Zeiten war die Geſundheit des Einen oder Andern zu bedenken, wie auch immer wieder die Geſundheit der Mutter. „Ernſtens Huſten be-

unruhigt mich", ſchrieb Goethe ihr eines Tages; „ſorge doch auch für Fritz, der einen Anſatz hat"; und ein paar Tage danach:

„In ſorglichen Augenblicken ängſtigt mich Dein Fuß und Deiner Kinder Huſten. Wir ſind wohl verheiratet. Das heißt: Durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend beſteht."

Wie für dieſe Knaben, ſo hatten Beide eine gemeinſame Sorge für das junge fürſtliche Paar. Das gab viel Stoff zu Geſprächen. In andern Stunden redeten ſie gern über philoſophiſche und religiöſe Fragen, z. B. über Spinozas Lehren, ebenſo über die naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen und Träumereien der Zeit. Er brachte ihr ſeine neueſten und früheren Gedichte; ſie ſchrieb ſie ab und bewahrte ſie auf. Sie liehen einander Bücher und trieben zuſammen Engliſch. Am liebſten zeichneten und tuſchten ſie zuſammen und freuten ſich gemeinſam am Gelingenden. Die Bildniſſe gerieten zuweilen, die Landſchäftchen gewöhnlich.

Auch durch häufige Geſchenke kam die Verbundenheit Goethes und Charlottens zum Ausdruck, durch ein ſo vielmaliges Geben und Nehmen, daß es faſt wie ein Anfang von Gütergemeinſchaft ausſah. Gewöhnlich handelte es ſich um Blumen, Obſt, Gemüſe, fertige Speiſen oder um Bücher, Bilder, Zeichengerät oder um Bänder, Schleifen, kleine Schmuckſtücke; Goethe lieferte viele Erzeugniſſe ſeines Gartens in Charlottens Küche, desgleichen ſeine Anteile von den fürſtlichen Jagden: Haſen, Rebhühner, Faſanen, Schwarz- und Rotwild,

ebenſo das Kommißbrot, das er als Vorſteher der Militärbäckerei erhielt; Charlotte dagegen hatte den Freund oft bei Tiſche, mittags oder abends. „Frühmorgens nehme ich mir vor, zu Hauſe zu bleiben, und beſtelle mein Eſſen“, ſo begann eins ſeiner Zettelchen, „wenn's gegen Mittag kommt, zieht mich das alte Verlangen zu Ihnen.“ Regelmäßig aber ſtellte er ſich abends ein; um halb Acht kam er über den Hof und die Treppe hinauf; dann aßen und plauderten ſie, und den Zapfenſtreich hörten ſie faſt jeden Abend noch zuſammen. Eine Schwägerin Charlottens wollte bei ihr einmal mit Goethe reden. „Komme bald nach Tiſch oder auch zu Tiſch“, riet ihr Frau v. Stein; „aber par hazard könnte es vielleicht ſein, daß Du Goethen nicht treffeſt, denn des Tags geht er ſeinen Geſchäften und Vergnügen nach, und nur meiſtens abends beim Nachteſſen hält er bei mir eine Stunde Ruhe“.

Ein Ruhe-halten war dieſes Verhältnis für Goethe gewöhnlich; Ruhe empfing er von ihr.

„Es iſt mir in Deiner Liebe, als wenn ich nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte, als wenn ich ein wohlgegründetes Haus zum Geſchenk erhalten hätte, drinnen zu leben und zu ſterben und alle meine Beſitztümer drinnen zu bewahren.“

Und dann:

„Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen iſt mir zur Gewohnheit geworden.“

* * *

Das „Mieſeln“ mit den weimariſchen Fräulein und Demoiſellen, die er bei Hofe oder ſonſt in Geſellſchaft traf, ließ von ſelber nach, als auf beiden Seiten

der Reiz der Neuheit verbraucht war, als er ſich für die Frau Oberſtallmeiſterin entſchieden hatte und an den ernſten Geſchäften der Landesverwaltung auch ernſter geſtimmt wurde. Nur ein Mädchen übte einen andauernden Zauber auf ihn: Korona Schröter, die vom November 1776 an in Weimar wohnte. Es war eine Luſt, ihre Geſtalt und ihr Geſicht zu ſchauen, und ihr Beruf brachte es mit ſich, daß ſie in immer neuen Gewändern und Charakteren ſich zur Schau ſtellte. Ihre Stimme klang lieblich und edel, ob ſie ſprach oder ſang, und als eine echte Künſtlerin ſchuf ſie Ton und Geberden aus eigener Seele; in der Muſik war ſie begabt genug, Lieder zu komponieren; auch die Malerei liebte ſie ſehr und übte ſie gern aus. Goethe war einer der Vergnügungsmeiſter und Theaterdirektoren bei Hofe geworden; ſo hatte er beſtändig mit der ſchönen Sängerin und Schauſpielerin Verhandlungen und Proben, und Beide freuten ſich dieſer Anläſſe zu häufigen Beſuchen. Bei ſeinen eigenen dramatiſchen Dichtungen ſchwebte ſie ihm jetzt als die Trägerin der erſten Frauenrolle vor. Oft ſpielte er ſelber in den Stücken mit, alſo zuweilen auch als Koronas Liebhaber. Sie erſchien oft in ſeinem Garten, und er ſprach vielmals bei ihr vor; ſie machten auch Spaziergänge zuſammen, tanzten mit einander, trafen ſich auf dem Eiſe, und auch zu Pferde konnte man die beiden ſchönen Menſchen gelegentlich zuſammen ſehen.

Was ſie für einander fühlten, dies Wohlgefallen, dieſe Bewunderung, dieſe Anziehung — es mußte wohl auch „Liebe“ genannt werden. Aber dieſe Freundin ward aus verſchiedenen Urſachen nicht Goethes Geliebte.

Korona Schröter

Großherz. Muſeum in Weimar

Erſtens war ſein Herz an die Frau v. Stein vergeben; zweitens bewarben ſich um die ſchöne Sängerin mehrere junge Männer, und unter ihnen der Herzog. Dieſem trat Goethe, der mit der armen jungen Herzogin tiefes Mitleid hatte, entgegen; er paßte ihm auf, wenn er mit Korona allein zu ſein ſuchte, und ſetzte ihn zur Rede: nur als Entſagender konnte er ſeinem Fürſten die gleiche Entſagung zur Pflicht machen. Wichtiger aber war Koronas keuſche Natur; ſie mochte wohl wackere Männer zu Freunden haben, aber nach Liebes- und Ehefreuden verlangte ſie nicht. Gewöhnlich hatte ſie eine aus Leipzig mitgebrachte dicke und wenig ſchöne Freundin, Minna Probſt, als Tugendwächterin bei ſich, wenn ſie einen Mann beſuchte oder ſolchen Beſuch annahm; Das geſchah ihres guten Rufs wegen, damit ſie von dieſen Herren und den „Leuten“ nicht mit einer lockeren Komödiantin verwechſelt wurde; aber der beſſere Schutz gegen Verführung war die angenehme Ruhe, mit der ſie die Bewunderer ſehen und ihre ſüßen Reden anhören konnte.

So hatte Goethe auch mit dieſer ſchönen, jungen, unverpflichteten Sängerin nur ein geſchwiſterliches Verhältnis. In ſein Tagebuch ſchrieb er manchmal, daß ſie lieb und gut zuſammen waren; auch der Frau v. Stein erzählte er, wenn ſie in Kochberg war, von Koronas Beſuchen. Aber auch Kämpfe oder Verſtimmungen mag es zwiſchen ihm und der Sängerin gegeben haben, und ſchließlich ſah man ſich ſeltener.

* * *

Der Soldat oder der Reiſende, der nur auf wenige Tage in einen Ort tritt, erobert die Mädchen und Frauen

raſcher als der Einheimiſche; das Neue und Fremdartige an ihm reizt; er iſt kühner, zudringlicher; man hat Mitleid mit dem Einſamen, und die ihm gewährte Zärtlichkeit bleibt den gewöhnlichen Lebensgenoſſen verborgen: ſolche Erlebniſſe ſind wie Träume.

Goethe war viel unterwegs, bald allein, bald mit ſeinem Herzoge, und ſo machte auch er auf dem raſcheren Wege des Reiſenden manche kleine Eroberung. Er kam in die Schlöſſer der Fürſten und Adligen; er bewegte ſich zuweilen auch unter dem armen und unverfälſchten Volke, denn die Vogelſchießen, Pferdemärkte, Jahrmärkte der Umgegend wurden auch von den Vornehmſten nicht verſäumt. „Geſtern auf dem Vogelſchießen zu Apolda habe ich mich in die Chriſtel von Artern verliebt“, berichtete er am 16. Juli 1776 in einem Briefe an Frau v. Stein; dieſe Chriſtel war vielleicht eine hartgeſottene Harfeniſtin oder Kellnerin, die aller Welt von den Volksfeſten her bekannt war, und Goethe ſcherzte alſo nur; aber noch der Greis erinnerte ſich an hübſche Handwerkertöchter, mit denen er und ſeine Gefährten auf dem Erfurter Markte Spaß getrieben. Etwas wilder noch ging es einige Male oben auf dem Thüringer Walde, namentlich in Stützerbach, zu, wenn der ausgelaſſene Herzog, der ſeine Studentenjahre noch nicht hinter ſich hatte, ſeine Gefährten und auch die älteren und ernſthafteren Räte mit ſich fortriß. Da wurde denn auch wohl das Weibervolk zuſammengerufen, wenn die luſtigen Jäger im Dorfe Raſt hielten, und an das Eſſen und Zechen ſchloß ſich ein Tanz bis in die tiefe Nacht hinein.

* * *

Im Sommer 1779 bildete ſich in Goethe die Überzeugung: der nun zweiundzwanzigjährige Herzog tue gut, wenn er einige Monate ſein Land verlaſſe, auf einer größeren Reiſe ſeinen Blick erweitere, ſich in anderen Lebenskreiſen erprobe und dann als ein Reiferer, im Auslande Geehrter und an Weltkunde Reicherer in Weimar eine neue Periode beginne. Karl Auguſt ging ſehr gern auf den Plan ein und wählte Goethe zu einem der wenigen Begleiter. Ein erſtes Ziel war Frankfurt. Am 18. September trat Goethe wieder in's Vaterhaus. „Er ſieht geſunder aus", bezeugte nun die Mutter, „und iſt in allem Betracht männlicher geworden."

Auf der linken Seite des Rheins ritt man dem Süden zu. An einem Samstagabend, als eben der Vollmond aufging, lenkte Goethe allein auf eine Seitenſtraße, nach Seſenheim. Er ſtieg vor dem Pfarrhauſe ab, das er nun acht Jahre nicht mehr geſehen hatte. Gar freundlich kamen ihm die Bewohner entgegen, als ſie ihn erkannten, und ihm war bei den guten Leuten gleich wieder heimelig. Mit Riekchen begegnete er ſich auf einer Türſchwelle, als er hinein- und ſie heraustreten wollte, ſo daß ſie faſt mit den Naſen aneinander ſtießen. So lachten ſie ſogleich, und dann ſah ſie ihn ſo lieb und auch ſo ruhig an, daß ihm gar wohl wurde. Er war ſich wohl bewußt, daß ſie ihn einſt viel mehr geliebt hatte, als er's verdiente, daß er ſie damals in einem Augenblicke verlaſſen mußte, wo es ihr faſt das Leben koſtete. Eine Krankheit jener Zeit ward erwähnt; doch ging ſie leiſe darüber hinweg und dachte an keinen Vorwurf. Sie erzählte ihm von jenem andern Dichter

Jakob Lenz, der Goethes Freund zu ſein vorgab, und wie Dieſer ſie mit Liebeserklärungen überſchüttet und ſich wie ein Wahnſinniger geberdet habe, und ſie warnte Goethe vor dem falſchen Menſchen.[1])

Und dann war ſie herzlich-freundſchaftlich und verſuchte doch nie, ein altes Gefühl in ſeiner Seele wieder zu erwecken. Sie führte ihn in jede Laube und hatte ihre Luſt daran, wenn er wieder ſaß, wo er ehemals geſeſſen. Ein Nachbar ward herbeigerufen und verſicherte: erſt vor acht Tagen habe er ſich nach dem Herrn Goethe erkundigt. Auch ſein alter Barbier mußte kommen. Und Goethe ſah die Kutſche wieder, die er gut gemalt und ſchlecht lackiert hatte, und fand Lieder, die er in's Haus gebracht. Und immer ſpürte er, wie treu das Gedächtnis der Landleute alles Erlebte feſthält; Dinge, die er bei ſeinem raſchen, rauſchenden Leben ſchon beinahe vergeſſen hatte, ſtanden ihnen noch friſch und deutlich vor dem Geiſte. Auch hier ward ſein Ausſehen gelobt; die Alten fanden, daß er jetzt jünger und geſünder erſcheine, als damals.

Er blieb die Nacht und ſchied am andern Morgen bei Sonnenaufgang. In freundliche Geſichter ſah er noch einmal hinein, als er ſich vom Pferde zum letzten Gruße umwandte. Und fühlte ſich nun ausgeſöhnt mit dieſen guten Menſchen.

Die Gefährten hatten in einem nahen Orte übernachtet; mit ihnen ritt er nun durch die wohlvertraute Landſchaft auf Straßburg zu. Hier aber war ſein erſter Gang zu Lilli.

[1]) Nach unſerer heutigen Kenntnis war Lenz ein Geiſteskranker, ſo daß weder Friederikens noch Goethes ſpäterer Tadel ſeines Betragens gerecht waren.

Eliſe v. Türckheim (Lilli Schönemann)

Im Beſitz ihrer Nachkommen

Sie hatte ihren erſten Verlobten, Bernard, verloren und war nun die Gattin des Bankiers Friedrich v. Türckheim, eines angeſehenen und wohlhabenden Mannes. Als Goethe bei ihr eintrat, fand er ſie über ihr erſtes Kindchen, ein ſiebenwöchiges Mädelchen, gebeugt; auch ſie war recht verwundert und recht erfreut, als ſie den ehemals Geliebten plötzlich vor ſich ſtehen ſah. Ihre Mutter war aus Frankfurt zum Beſuche da; dagegen war Herr v. Türckheim eben verreiſt. Sie ſprach mit Stolz und Liebe von dieſem Gatten, zeigte dem Gaſte ihr ſtattliches Haus, nötigte ihn, gleich zum Mittageſſen dazubleiben; und auch abends, nach dem Theater, mußte er auf ein Stündchen wiederkommen. Als er dann nach dem Abſchiede in hellem Mondſchein durch die altersgrauen Straßen nach ſeinem Gaſthofe zurückging, begleitete ihn eine unſagbar ſchöne Empfindung.

„So proſaiſch ich nun mit dieſen Menſchen bin, ſo iſt doch in dem Gefühl von durchgehendem, reinem Wohlwollen, und wie ich dieſen Weg her gleichſam einen Roſenkranz der treueſten, bewährteſten, unauslöſchlichſten Freundſchaft abgebetet habe, eine recht ätheriſche Wolluſt. Ungetrübt von beſchränkter Leidenſchaft, treten nun in meine Seele die Verhältniſſe zu den Menſchen, die bleibend ſind.“[1])

Auf der deutſchen Seite des Rheins zog man weiter, und eine der nächſten Stationen war Emmendingen. Ach, Goethes Verhältnis zu ſeiner Schweſter war jetzt nur allzu „bleibend“! Sie war am 8. Juni 1777 im

[1]) Dieſe Sätze und das Meiſte des Vorhergehenden nach Goethes Briefe an Frau v. Stein vom 4. bis 28. September 1779.

Kindbett den Erdennöten enthoben. Bald darauf hatte Schloſſer ſeinen beiden kleinen Mädchen eine neue Mutter gegeben: Johanna Fahlmer, die alte Freundin von Frankfurt her. So fühlte ſich Goethe halb fremd, halb heimiſch.

◆ ◆ ◆

Trotz des nahenden Winters ritten unſere Reiter in die Schweiz hinein und geradezu ins Hochgebirge. Lauſanne gehörte zu den Städten, wo man merkwürdige Perſonen beſuchen wollte; Goethe hatte verſchiedene dortige Namen auf ſeiner Liſte und ging zuerſt zu jener Frau v. Branconi, deren Schattenriß ihm einſt Zimmermann vorgelegt hatte, damit er ihre Eigenſchaften daraus ableſe.

Dieſe „Marcheſa“ Antonia di Branconi war 1746 zu Genua geboren; ihr Vater war ein deutſcher Offizier, v. Elſener, ihre Mutter eine Welſche geweſen. Sie ſelbſt wuchs in Genua und Neapel auf und ward ſchon mit zwölf Jahren verheiratet. Mit zwanzig Jahren war ſie in ſolchem raſchen Leben Witwe und Mutter von zwei Kindern. Jetzt lernte ſie der in Italien reiſende Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig kennen und er beredete ſie, ſich ihm anzuſchließen. Sie folgte ihm auch nach Braunſchweig und gebar ihm einen Sohn, der als ein „Graf v. Forſtenburg“ erzogen wurde. Dem Stande einer fürſtlichen Mätreſſe haftete damals kaum etwas Schmähliches an — dieſe Damen waren ja unter Vielen frei gewählt — und Frau v. Branconi insbeſondere ward in Braunſchweig und auf dem Rittergute Langenſtein bei Halberſtadt, das ihr der Erbprinz kaufte, von der vornehmen Welt, von den Gelehrten und vom einfachen Volke geehrt und geliebt. Leider

aber ward ihr der Erbprinz nach einigen Jahren untreu; eine Frau v. Hartefeld lockte ihn jetzt stärker an, und so ward Antonia mit einunddreißig Jahren sozusagen zum zweiten Male Witwe. Und zugleich heimatlos. Sie wohnte zuweilen auf ihrem Gute, zumeist aber im Elsaß und in der Schweiz. Als Goethe sie in Lausanne besuchte, war sie zwei Jahre vom Erbprinzen getrennt; sie lebte nun mit ihrem Sohne und einem jungen Gelehrten, Matthäi, der den Knaben erzog. Am 22. Oktober (1779) abends sah Goethe sie zum ersten Male.

„Sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Mal in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmut! daß man eben nicht weiß, woran man ist."

Und am nächsten Tage:

„Mich führte der Geist wieder zur M. Branconi. Eigentlich darf ich sagen: sie ließ mir durch Matthäi, der bei ihrem Sohne ist, gar artig sagen, wenn ich noch eine Stunde sie sehen könnte, würd' es ihr recht sein. Ich blieb zum Essen.

„Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von den Felsen der Scylla erzählt: »Unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt; er muß sich für jedes Mal andrer bedienen.« Pour la colombe du jour, elle a échappé belle, doch mag er sich für das nächste Mal andrer bedienen!"

So an die Freundin daheim, und ähnlich an Lavater:

„Sie war so artig, mir wenigstens glauben zu machen, daß ich sie interessiere, und Das glaubt man diesen Sirenen gerne. Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht an Matthäis Platz bin, denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehen."

Im nächsten Sommer besuchte die schöne Frau ihr

Gut am Harze; den Rückweg nahm ſie ſo, daß ſie Goethe wiederſehen und ſeine Mutter kennen lernen konnte.

Am 26. Auguſt (1780) kam ſie in Weimar an; nach Tiſche war ſie bei Goethe im Gartenhauſe; nachmittags führte er ſie ſpazieren; abends ſaßen ſie in ſeinem Garten; leider kam der Herzog dazu.

Am andern Vormittag ging's nach Tiefurt; mittags aßen die Beiden im ‚Kloſter', d. h. in dem neuen Holzhäuschen oberhalb der Ilm, gegenüber von Goethes Gartenhauſe, aus dem die Speiſen herübergebracht wurden. Gegen Abend fuhr man nach Belvedere. Am nächſten Tage, Goethes Geburtstage, reiſte ſie weiter; am 29. Auguſt ſchrieb Goethe in ſein Tagebuch die vier Worte: „Nachklang der ſchönen Gegenwart."

Er vollendete damals ſein einunddreißigſtes Jahr; Antonia v. Branconi zählte vierunddreißig; Beide waren ledig. Hätte er nicht zugreifen ſollen, wo ihm das oft erſehnte Italien in einer ſchönſten Abgeſandtin vor die Augen trat?

Als Frau v. Branconi in Frankfurt die Frau Aja beſuchte, um ihr von ihrem Sohne zu erzählen, gab man ihr einen Brief von Goethe, und gar viel Zuneigung und Verlangen konnte ſie zwiſchen den Zeilen leſen. Der Brief war vom Dichter an ſeinem Geburtstage geſchrieben, ſogleich nach ihrer Abfahrt:

„In meiner Eltern Haus komme ich Ihnen mit einem Gruß entgegen: auf denen Schwellen, wo ich in meinem Leben mit ſo tauſendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin. Seien Sie recht willkommen und nehmen Sie den ſchönſten Dank für die paar Tage, die Sie uns gegönnt haben!

„Erſt jetzt ſpür' ich, daß Sie da waren, wie man erſt den Wein ſpürt, wenn er eine Weile hinunter iſt. In Ihrer

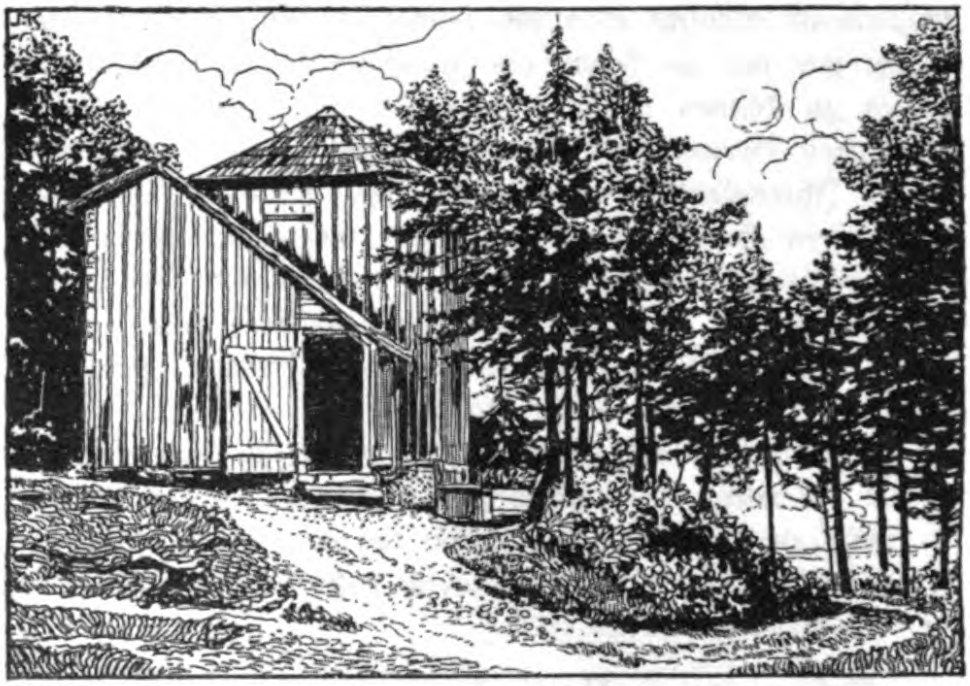
Antonia von Branconi
geb. von Elſener

Nach einem Gemälde im Beſitz der Frau Generalin v. Schwarzkoppen

Gegenwart wünſcht man ſich reicher an Augen, Ohren und Geiſt, um nur zu ſehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es dem Himmel nach ſo viel verunglückten Verſuchen auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen. Ich müßte in dieſen anſcheinenden Hyperbeln, die doch nur pur-platte Proſa ſind, fort und fortfahren, um Ihnen zu ſagen, was Sie zurückgelaſſen haben. Und weil ſich doch auch Das, wie man zu ſagen pflegt, nicht ſchickt, ſo muß ich darüber abbrechen und das Beſte für mich behalten. . . .

„Meine Mutter ſchreibt mir gewiß gleich: ſagen Sie ihr etwas für mich! Sie wiſſen ja ſo Schönes, und das Schöne ſo ſchön zu ſagen, daß es einem immer wie in der Sonne wohl wird, wenn man ſich's gleich nicht träumen läßt, daß ſie um unſertwillen ſcheint."

Schon am 6. September hatte er eine Antwort, eine gar liebliche Antwort. Und er empfing ſie in einer ſehr ſchönen Stunde. Er ſaß oben im Thüringer Walde, vor dem Jagdhäuschen auf dem Gickelhahn, und blickte bei Sonnenuntergang über die Wälder hinweg: der Himmel war ganz klar; kein Lüftchen ging; die ganze Szene wäre unbeweglich geweſen, wenn nicht ein paar blaue Dämpfe aus Kohlenmeilern aufgeſtiegen wären. So groß war die Ruhe, daß Goethe ſogleich nach dem Untergang der Sonne einſchlief. Aber ehe eine Stunde verging, ward er durch ſeinen Bedienten geweckt, der ihm Wein und Eſſen für den nächſten Morgen und auch einen Brief brachte, der mit dem Weine aus Weimar geſchickt worden war. Ein Brief der ſchönen Frau! Da war Goethe freilich ſogleich wieder ganz wach! Er horchte nun noch lange auf die Stille der Nacht; bald trat die liebliche Briefſchreiberin, bald Charlotte



Jagdhaus auf dem Gickelhahn

v. Stein vor ſeine Phantaſie: wohin ſollte er ſich wenden? Was hatte das Schickſal mit ihm vor? Unruhig gingen allerlei Gedanken durch Kopf und Herz, hier in dieſer großen Stille der ſchlafenden Natur. Bis ihm dann die Verſe kamen:

Über allen Gipfeln iſt Ruh,
In allen Wipfeln ſpüreſt du
Kaum einen Hauch,
Die Vöglein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch!

Er ſchrieb dies kleine Gedicht mit dem Bleiſtift auf das Brett neben einem Fenſter des Jagdhäuschens und fügte das Datum dazu, und fühlte ſich nun heiterer und ſtiller.

Auch Lavatern hatte er mitgeteilt, daß die „überſchöne Branconi“ bei ihm geweſen: „Ich habe ſie andert-

halb Tage bewirtet und herumgeführt uſw.“ Freund Lavater hätte dies „uſw.“ gern deutlicher gehabt; er erwartete vielleicht ſchon fröhlichen Dank dafür, daß er das Paar zuſammengebracht. Aber Goethe erwiderte:

„Deine Frage über die Schöne kann ich nicht beantworten. Ich habe mich gegen ſie ſo betragen, als ich's gegen eine Fürſtin oder Heilige tun würde. Und wenn es auch nur Wahn wäre: ich möchte mir ſolch' ein Bild nicht durch die Gemeinſchaft einer flüchtigen Begierde beſudeln, und Gott bewahre uns für [vor] einem ernſtlichen Band, an dem ſie mir die Seele aus den Gliedern winden würde. . . . Auch tut der Talisman jener ſchönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebte nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind.“

Die immer nahe Frau v. Stein hatte alſo in ſeinem Herzen die Obergewalt, und ſeine Hinneigung zur Branconi war mit Furcht gemiſcht. So zögerte er, ehe er ihren auf dem Gickelhahn erhaltenen Brief beantwortete. Er ſchwieg bis zum 16. Oktober und ſchrieb dann zurückhaltender als das letztemal.

◆ ◆ ◆

Der Geheime Legationsrat Goethe ward am 3. September 1779, alſo wenige Tage nach Vollendung ſeines dreißigſten Jahres, zum Geheimen Rate ernannt. Seine vormaligen Tadler hatte er ſo ziemlich alle zum Schweigen gebracht, nicht durch Kampf, ſondern durch treue Pflichterfüllung. Der neue Titel paßte recht gut auf ihn, trotz ſeiner Jugend; er war viel gefaßter, ruhiger, klüger und kühler als bei ſeinem erſten Erſcheinen in Weimar, war ſtark im Schweigen und Ausdauern; ja er fing

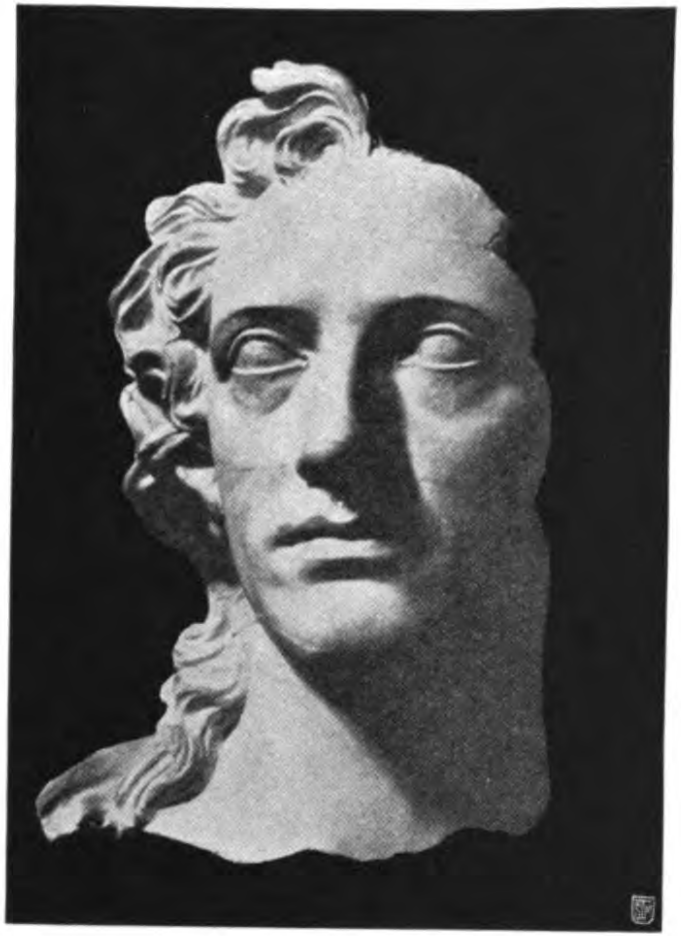
an, für verſchloſſen und unnahbar zu gelten. Dabei litt er jedoch, wenn er mit ſich allein war, noch oft an ſtarken Erregungen, an raſchen Übergängen von Seligkeit zu Verzweiflung, an Anfällen tiefer Traurigkeit, und zuweilen ſuchte er in heftigen Ausbrüchen ſeine Seele frei zu machen, und ward ungerecht und zornig — nicht gegen Fremde und Gleichgültige, ſondern gegen die Nächſten. So geſchah es, als er im Oktober 1780 mit dem Herzoge und Knebel nach langer Trennung die Frau v. Stein auf Kochberg beſuchte; als er dann wieder fortging, war ein ſchneidender Vorwurf das letzte Wort der vorher von ihm Beleidigten. Gleich nach dem Eintreffen in Weimar ſchrieb er ihr:

„Was Sie mir heut früh zuletzt ſagten, hat mich ſehr geſchmerzt, und wäre der Herzog nicht den Berg mit hinaufgegangen, ich hätte mich recht ſatt geweint. Auf ein Übel häuft ſich Alles zuſammen!

„Ja, es iſt eine Wut gegen ſein eigen Fleiſch, wenn der Unglückliche ſich Luft zu machen ſucht dadurch, daß er ſein Liebſtes beleidigt. Und wenn's nur noch in Anfällen der Laune wäre und ich mir's bewußt ſein könnte! Aber ſo bin ich bei meinen tauſend Gedanken wieder zum Kinde herabgeſetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich ſelbſt, indem ich die Zuſtände der Andern wie mit einem hellfreſſenden Feuer verzehre.

„Ich werde mich nicht zufrieden geben, bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangenen vorgelegt haben und für die Zukunft in Sich einen ſo ſchweſterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von ſo etwas gar nicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie ſonſt in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigſten habe!

„Mir kommt's entſetzlich vor, die beſten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zuſammenſeins verderben zu müſſen



Goethe

Von Martin Klauer

Nach dem Bruchſtück im Beſitze des Kommerzienrats Herm. Schmidt in Weimar

mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ich's in eine Gefälligkeit verwandeln könnte! Und dann ſo blind, ſo verſtockt zu ſein! . . . Haben Sie Mitleiden mit mir!"

Das iſt Taſſos Sprache, und auch an die Leiden des Oreſtes erinnert ſie. Goethe hatte kranke Stimmungen, übermäßige Erregungen und bedenklich lebendige Tagesträume: dann bedurfte er einer Iphigenia oder Leonore. Und der Sucher findet, wenn er genugſam mit Einbildungs- und Glaubenskraft begabt iſt. Ein Bild aus den Sprüchen Salomonis war in jenem bibelkundigen Geſchlechte geläufig: „goldene Äpfel in ſilbernen Schalen"; der Dichter hat die Gabe, Alles, was ſeine Seele liebkoſt, zu verſchönen und zu beglänzen, und er reicht dann auch uns Anderen goldene Äpfel in ſilbernen Schalen. So ſchuf ſich Goethe aus ſeiner klugen, ruhigen, gemäßigten, milden, verſtehenden, wohlwollenden, entſagenden Frau v. Stein ein höheres Bild, das er verehren, vor dem er beichten, von dem er Vergebung erlangen konnte.

Er wußte deutlich, was ſie ihm Gutes getan hatte und immer noch tat. Er wußte, daß ſie für ihn Opfer gebracht hatte, denn Ruhe und Kraft muß Derjenige hingeben, bei dem ein Anderer Ruhe und Kraft ſucht und findet. Er wußte ferner, daß er Charlotten große ſittliche Fortſchritte zu danken, daß er durch ſie eine innere Reinigung erfahren hatte.

„Liebſte, was bin ich Dir nicht ſchuldig! Wenn Du mich auch nicht ſo vorzüglich liebteſt, wenn Du mich nur neben Anderen duldeteſt, ſo wär' ich Dir doch mein ganzes

Daſein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich wohl ohne Dich je meinen Lieblingsirrtümern entſagen mögen?"

„Die Juden haben Schnüre, mit denen ſie die Arme beim Gebet umwickeln; ſo wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit und Geduld teilhaft zu werden wünſche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut! . . ."

„Dein Beifall iſt mein höchſter Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht ſchätze, ſo iſt's um Deinetwillen, daß ich Dir keine Schande mache. Wenn die Menſchen Dir zur Freude Gutes von mir reden, ſo möcht' ich erſt auch um des Rufs willen etwas tun. Führe Dein gutes Werk aus und erhalte mich im Guten und im Genuſſe des Guten!"

Charlottens gutes Werk war namentlich ihr Feſthalten der reinen Liebe. Sie hatte, im Austauſch gegen die Unruhe, die er ihr machte, allerlei kleine Vorteile und Annehmlichkeiten von Goethen, aber die einzige große Forderung, die ſie beſtändig an ihn ſtellte, war, daß er ſich ſelber ſteigere und der Vollkommenheit zuſtrebe. So redete er ſie einmal an:

„O Du Beſte! Ich habe mein ganzes Leben einen idealiſchen Wunſch gehabt, wie ich geliebt ſein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergeblich geſucht; nun da mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weiſe, daß ich's nie verlieren kann."

Es kam ihm ſelber ſeltſam vor, daß ſie ihn in der Entfernung lieber hatte, während er ſtets nach ihrer Gegenwart verlangte; aber er ſchrieb Das ſeinen Mängeln und Unarten zu, die ſie nur dann vergeſſen konnte, wenn er abweſend war. Im Vorfrühling 1781 weilte er mit dem Herzoge auf Schloß Neunheilingen bei Langenſalza;

der Herzog war ein Verehrer der dortigen Schloßherrin, der Gräfin Werthern, einer geborenen Freiin vom Stein aus Naſſau. Goethe war um dieſe Zeit beſonders glücklich, da Charlotte ihm jetzt ihre Liebe offener und reichlicher zeigte als früher, und nun ſah er mit Luſt in der Gräfin und dem Herzoge ein Abbild Charlottens und ſeiner ſelbſt.

„Sie iſt liebenswürdig, einfach, klug, gut, verſtändig, artig . . . und ihr ganzes Weſen iſt recht gemacht, mich an Das zu erinnern, was ich liebe . . . In ihr iſt eine Richtigkeit der Beurteilung, ein unzerſtörliches Leben und eine Güte, die mir täglich neue Bewunderung und Freude machen. Sie iſt dem Herzog ſehr nützlich . . . Sie liebt den Herzog ſchöner, als er ſie, und in dieſem Spiegel hab' ich mich beſchaut und erkannt, daß auch Sie mich ſchöner lieben, als wir gewöhnlich können."

Dieſe idealiſche Liebe ſuchte er auch ſeinem eigenen Herzen aufzuzwingen, wie er ſich denn jetzt in vielen Dingen um eine Reinheit und Heiligkeit bemühte, die über Menſchenkraft gehen oder wenigſtens über ſeine Kraft gingen. „Ich geb' es nicht auf", fuhr er in jenem Briefe aus Neunheilingen fort, „ich fühle mich zum Streit aufgefordert [zum Wettſtreit mit dieſen edeln Frauen] und ich bitte die Grazien, daß ſie meiner Leidenſchaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entſpringt."

* * *

In ſeinen Dichtungen geſtaltete er ſtets ſeines Herzens Liebe, ſein Fürchten und Hoffen. ‚Iphigenie' und ‚Taſſo' ſind die Werke dieſer Jahre; in beiden Dramen ſind die Heldinnen heilige Frauen. Ihre Liebe

iſt freilich keine ſchwärmeriſche, keine Anbetung von Heilandsbildern; ſie richtet ſich vielmehr, wie bei unheiligen Frauen auch, auf nächſte, lebende und leidende, kämpfende und irrende Männer. Aber ſie zeigt ſich nicht als Selbſtigkeit oder Sinnlichkeit, ſondern als Güte, Hilfsbereitſchaft und Opferluſt; es bleibt immer eine keuſche, ſchweſterliche Liebe. In der ‚Iphigenie' erkennen ſich zwei Fremde als Bruder und Schweſter, und der unruhig umgetriebene Oreſt geſundet an dem Adel der reinen, wahrhaftigen Iphigenie.

Laß mich zum erſten Mal mit freiem Herzen
In Deinen Armen reine Freude haben!
— — — — — — — — — — —
Es löſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie.
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die ehernen Tore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen.

Namentlich in die erſten Akte des ‚Taſſo' dichtete Goethe Charlottens verklärtes Bild hinein, und ſie wußte es ſchon, ehe er die Szenen vorlas, daß er ſie meinte. „Ich habe am ‚Taſſo' ſchreibend Dich angebetet" und „als Anrufung an Dich iſt's gewiß gut" hatte vorher in ſeinen Briefen geſtanden. Und nun klang es von ſeinen Lippen:

Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz beſticht dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt ſich vergebens künſtlich an dein Ohr:
Feſt bleibt dein Sinn und richtig dein Geſchmack,
Dein Urteil grad, ſtets iſt dein Anteil groß

Am Großen, das du wie dich ſelbſt erkennſt.
— — — — — — — — — — —
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück
Und lernte nun das Wünſchenswerte kennen.
— — — — — — — — — — —
O lehre mich, das Mögliche zu tun!
Gewidmet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken, ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das Göttlichſte erfuhr ich nur in dir.
— — — — — — — — — — —
Du gibſt mir viel,
Du gibſt, wie Erd' und Himmel uns Geſchenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und förderſt wieder, was von mir zu fordern
Nur eine ſolche Gabe dich berechtigt.
Ich ſoll entbehren, ſoll mich mäßig zeigen
Und ſo verdienen, daß du mir vertrauſt.
Was tat ich je, daß ſie mich wählen konnte?
Was ſoll ich tun, um ihrer wert zu ſein?
Sie konnte dir vertrau'n, und dadurch biſt du's.
— — — — — — — — — — —
Ja, fordre, was du willſt, denn ich bin dein!
Sie ſende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzuſuchen, reiche
Im ſtillen Hain die goldne Leier mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis;
Ihr bin ich, bildend ſoll ſie mich beſitzen!

Das war ein großes Erlebnis und ein ſüßeſter Triumph für Charlotte! Ein Mann wie Goethe liebte ſie nicht nur mit Glut und Ausdauer, ſondern er nannte ſie auch immer wieder ſeine Wohltäterin, ſeine Tröſterin, ſeine Führerin zum Guten und Hohen!

◆ ◆ ◆

Und das Herrlichſte dabei war, daß ſie dieſen letzten Lobpreiſungen glauben durfte. Denn es war ja ihr Liebesbund nun wirklich Jahre hindurch frei geblieben vom Drang und Zwang der Triebe, war eine reine Liebe geblieben. Goethes ſittliches Anſteigen und Wachſen in dieſen Jahren mußte jeder Gerechte anerkennen. Und endlich hatte Charlotte das angenehme Bewußtſein, daß Goethes Zuneigung zu ihr zwar überall bekannt war, daß man ihr Verhältnis aber nirgends tadelte, weil man ſowohl an ihre eigene wie an Goethes Reinheit glaubte. Anfangs hatte ſie Gewiſſensbiſſe gehabt, daß ſie ſich als Frau eines Anderen die Liebesworte dieſes Freundes gefallen ließ und dieſe Liebesworte im eigenen Innern erwiderte. Im Oktober 1776 ſchrieb ſie auf die Rückſeite eines Briefes, in dem Goethe ſie mit einer Madonna, die gen Himmel fährt, verglich, die Zeilen:

„Ob's Unrecht iſt, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir ſo liebe Sünde,
Will mein Gewiſſen mir nicht ſagen:
Vernicht' es, Himmel, du,
Wenn mich's je könnt' anklagen!

Aber der Himmel gab kein Zeichen des Mißfallens, und die Menſchen waren mit ihrer Hausfreundſchaft

zufrieden. Die Gräfin Wartensleben, eine Schweſter der Fürſtin Hohenlohe, ſprach einmal mit ihr über dieſen Verehrer: »Pour celui-là on vous le pardonne« ſagte ſie lächelnd, und ſo urteilten auch ihre alte Mutter und ihre Nachbarin, die Herzogin Luiſe, alſo die Beiden, die unter den einheimiſchen Damen wohl die tugendſtrengſten waren.

Sie zeigte jetzt ihre Liebe offener. Sie erlaubte dem Freunde das Du und gebrauchte es ſelber, niemals jedoch vor den Leuten oder in Briefen, die Andere ſehen konnten. Sie ſchrieb ihm häufiger und zärtlicher, ſie wehrte ſeine Beſuche nicht mehr ab, beſuchte auch ihn öfter — doch ſtets mit ſchicklicher Begleitung — und beſchenkte ihn oft mit kleinen Liebeszeichen. Einige Male ſtickte ſie ihm Weſten, was übrigens die weimariſchen Damen damals recht häufig für ihre guten Freunde taten; ſelbſt Unterweſten ſtrickte ſie ihm und ſie wagte ſogar, ihm einen Ring zu geben und darin ihre Buchſtaben C. v. S. einſchneiden zu laſſen. Sie geſtand ihm jetzt, was ein Liebender ſo gern hört, daß gleich ſein erſtes Erſcheinen wie ein Wunder oder eine Wohltat für ſie geweſen ſei, und Goethe ſchrieb auch dieſe empfangene Süßigkeit in ſeinen ‚Taſſo‘ hinein.

Jetzt aber verlangte ſie auch, wirklich die Einzige in ſeinem Herzen zu ſein. Sie mochte nun keine Scherze mehr über ‚artige Mieſels‘ hören, denen er hofierte, und noch verdrießlicher wäre ihr ein vernünftiger Heiratsplan geweſen, ſo wenig ſich dagegen hätte ſagen laſſen. So war ſie zu der Eiferſucht gelangt, die jeder Liebenden natürlich iſt, die aber doch nur der Gattin oder der

Braut zusteht, weil nur die Gattin und die Braut den Kaufpreis für den alleinigen Besitz des Mannes zahlt.

Jetzt ließ sie sich durch ihre Liebe und Goethes Reden zu dem Fehler verführen, der ihr sonst fremd war, zu dem Fehler: für sich vom Andern zuviel zu erwarten.

Goethe freilich war glücklich über diese Eifersucht.

„Den Einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht,
Auch ist er einzig dein"

sang er ihr zu. Und gegen den gemeinsamen Freund Knebel bekannte er im Februar 1782:

„Die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte."

* * *

Aber, was sich Goethe auch vorredete, um sich seines glücklichen Zustandes noch mehr zu erfreuen: es blieb doch in ihm ein ungestillter Durst, ein Begehren und Sehnen, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

Das „Band der Natur" für einen Mann und ein Weib, die sich lieben, ist eben doch die Ehe. Soviel Goethe und Charlotte auch Gutes von ihrem reinen, gleichsam überirdischen Verhältnis zu rühmen wußten, so hätten sie sich doch rasch als Mann und Frau zusammentrauen lassen, wenn nicht der gute Oberstallmeister v. Stein vom Schicksal zwischen sie gestellt gewesen wäre.

Zuweilen brach aus Goethes Reden und Briefen das Verlangen durch nach dem Natürlichen, was ihm versagt war und das er selber sich versagte.

„Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht ſo feind dieſer Welt wären, wollt' ich um Sie bitten zu dieſer lieben Gefährtin."

Oder:

„Meine Seele iſt feſt an die Deine angewachſen . . . Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes, noch Tiefes mich zu ſcheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch ſichtlich und geſetzlich zu eigen machte: wie wert ſollte es mir ſein!"

Die Seelen fühlten ſich ineinander verwachſen, „unzertrennlich"; aber Liebende, die nicht öffentlich und geſetzlich verbunden ſind, müſſen immer ein plötzliches Aufhören ihres Glückes fürchten. Ein Mißverſtändnis, ein Streit wird zwiſchen Ehegatten ausgeglichen, weil ſie gezwungen ſind, miteinander zu leben; bloße Liebende aber geraten leicht auf verſchiedene Wege.

„Entfernt von ſeiner Liebe iſt nicht gut wohnen", klagte er zu einer Zeit, wo er ihres idealiſchen Beſitzes völlig gewiß war.

„Ich ſehne mich heimlich nach Dir, ohne es mir zu ſagen. Mein Geiſt wird kleinlich und hat an Nichts Luſt. Einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut, und ein böſer Genius mißbraucht meine Entfernung von Euch, ſchildert mir die läſtige Seite meines Zuſtandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten."

Rom

XI. In Weimar und Italien.

1782 bis 1788.

Als der Geheime Rat v. Goethe im Sommer 1782 ſein neues Quartier am Frauenplan bezog und auch das Sommerhaus an der Ilm behielt, glaubten die Leute, daß er nun bald Hochzeit feiern werde. Und da er in Weimar keinem Fräulein den Hof machte, rieten ſie auf Viktoria Streiber in Eiſenach, Tochter eines reichen Handelsherrn und Nichte des Geheimrats Schmidt in Weimar, der an der Ilm Goethes Gartennachbar war. Dies Mädchen und ihre Eltern wurden ihm gut bekannt, als er im September und Oktober 1777 einige Wochen in Eiſenach und auf der Wartburg zubrachte; es waren damals die eiſenachiſchen Landſtände verſammelt, wobei viele Bälle, Gaſtereien und andere Luſtbarkeiten ſtattfanden; Goethe beſuchte öfters den tüchtigen Lorenz Streiber, und auch die Tochter nannte er jetzt einige Male in ſeinem Tagebuche: „Nach Tiſch ſpazieren, war Viktorchen mit“ oder „Dann zu Bechtolsheims, war Viktorchen da.“ Aber ſchon in dieſen erſten

Tagen der Bekanntſchaft meldete ſich ſeine Eheſcheu wieder. „Morgen habe ich Miſels heraufgebeten“, erzählte er von der Burg aus ſeiner Charlotte, und weiter:

„Sie verſichern mir alle, daß ſie mich lieb haben, und ich verſichere, ſie ſeien ſcharmant: eigentlich aber möchte Jede ſo einen von uns, wer er auch ſei, haben, und darüber werden ſie keinen kriegen.“

„Viktorchen“ ward bald vergeſſen. Die Korona Schröter ſah er viel ſeltener als früher. Das Liebhaber-Theater ſchlief nach drei oder vier Jahren hübſcher Leiſtungen langſam ein; für Korona bedeutete Das eine Verminderung ihres geſelligen Verkehrs mit den Vornehmen der Stadt; es bedeutete noch mehr: ein Aufhören ihrer ſtärkſten Wirkungen. Sie war nun keine Schauſpielerin mehr, die durch Spiel, Kleidung, Deklamation, Geberden reizte, ſondern nur noch Sängerin bei Hofe. Sie hatte die Dreißig erſt wenig überſchritten, als ihre Theaterjahre ſchon hinter ihr lagen: noch war ſie ſchön und auf der Höhe ihrer Kraft; aber Goethe fühlte tiefes Mitleid mit ihr, wenn er an ihre Zukunft dachte, an die Einſamkeit der alternden Jungfer, die nichts mehr zu hoffen hat und die vielleicht verſpottet wird, weil ſie die Tage ihrer Schönheit und Wirkenskraft feſthalten möchte und ſich noch gern in der phantaſtiſchen Kleidung zeigt, die man früher bewunderte.

Die andere Schönheit, Frau v. Branconi, zog ihn noch immer an. Wenn ſie auf ihrem Gute bei Halberſtadt lebte, konnte man ſie bei Gelegenheit einer Harz-

reiſe leicht beſuchen. Goethe tat es im September 1783 und noch einmal im September 1784. Sie waren gut mit einander, aber näher kamen ſie ſich nicht. Das erſte Mal hatte Goethe den jungen Fritz v. Stein bei ſich, als er ſich in den Zauberkreis der „Fee von Langenſtein“ wagte; auch das zweite Mal wappnete er ſich mit Gedanken an ſeine heimiſche Herrin, und in ſeinen Briefen konnte er Dieſer verſichern, daß er ihr treu geblieben.

„Ich werde Dir viel von der ſchönen Frau erzählen. Sie wußte nicht, woran ſie mit mir war, und gern hätte ich ihr geſagt: ich liebe, ich werde geliebt und habe auch nicht einmal Freundſchaft zu vergeben übrig.“ (20. September 1783.)

„Ich habe keinen andern Wunſch als Dir zu gefallen, Dich glücklich zu machen, ſoviel es in meiner Gewalt ſteht, und jeden Tag Deiner Zuneigung würdiger zu werden.“ [1])

* * *

Goethe war jetzt in alle Lebensverhältniſſe Charlottens mit verflochten, und ſie in die ſeinen. Wenn er verreiſte, ſchickte er ihr ſeine Schlüſſel, und ein für allemal hatte er ſie gebeten, ſeinen Garten an der Ilm und das Häuschen darin wie ihr Eigentum zu benutzen. Die deutlichſte Bekräftigung des Bundes geſchah vor aller Welt am 25. Mai 1783 dadurch, daß Goethe den jüngſten Sohn ſeiner Freundin zu ſich in ſeine Wohnung nahm, um ſeine Erziehung zu vollenden.

Fritzchen war von jeher ſein Liebling geweſen; Goethe hatte ihn ſchon oft bei ſich ſitzen gehabt oder

[1]) 30. Auguſt 1784 aus Braunſchweig, vor ſeinem zweiten Beſuche in Langenſtein. Der Brief iſt franzöſiſch.

auf Spaziergänge und Reiſen mitgenommen. Er drückte manches Mal den Knaben ans Herz, der Mutter gedenkend. „Meine Liebſte, ich habe mich immer mit Dir unterhalten“, ſchrieb er nach einer ſolchen Reiſe Charlotten, „und Dir in Deinem Knaben Gutes und Liebes erzeigt. Ich hab' ihn gewärmt und weich gelegt, mich an ihm ergötzt und ſeiner Bildung nachgedacht.“ Einmal ereignete es ſich, daß der Oberſtallmeiſter v. Stein in Leipzig ſeinem Fritzchen begegnete, der eben mit Goethe nach Deſſau reiſte; ein andermal machte Goethe dem Vater Vorwürfe, weil er dem Knaben das lockige Haar kurz abſchneiden ließ; ſo war Fritzchen ſchon gewöhnt, zwei Vätern zu folgen. Als der Knabe im elften Jahre ſtand, fehlte ihm die rechte Leitung; ſein bisheriger Hofmeiſter Käſtner war Pagenaufſeher geworden und ließ ihn zu ſich in die Pagerie kommen, wo der neue Pagenmeiſter aber auch nicht die Zeit hatte, ſich viel um den Kleinen zu kümmern; ſo war der Knabe bald zu Hauſe, bald bei den Pagen, zu denen er nicht gehörte, bald bei Goethe und ſtand nirgends in einer feſten Ordnung. Die Mutter ſtellte Das auf Goethes Wunſch dem Vater vor, und Dieſer war einverſtanden, daß ſein Fritzchen zu Goethe ziehe; er neckte ſein Söhnlein von nun an als ein „Mitglied der Sachſen-Weimariſchen Dichtkunſt- und Malerei-Akademie.“ In der Tat lernte Fritz jetzt auch das Dichten und Malen, wie er überhaupt in ſeiner Weiſe an allen Geſchäften Goethes teilnahm, denn ein allmähliches Hineinziehen in die Arbeiten und Unterhaltungen der Erwachſenen hielt Goethe für die beſte Erziehung. Zu Fritzens Obliegen-

heiten gehörte es auch bald, nach Frankfurt an Goethes Mutter — der Vater war 1782 geſtorben — über die weimariſchen Vorgänge zu berichten; die Frau Rat antwortete dem jungen Korreſpondenten auf das liebreichſte und lud ihn auch ein, ſie zu beſuchen. Die Reiſe nach Frankfurt war nun Fritzchens größter Wunſch; im September 1785 durfte er endlich dahin fahren; Herr Streiber aus Eiſenach nahm ihn mit. Es war nur eine Knabenreiſe in ein neues Land; aber man verſtand ſie doch allgemein ſo, daß Fritz ſich gewiſſermaßen als Enkel und Erbe in Frankfurt vorſtellen ſolle. Goethe wollte ledig bleiben; ſeine Nichte in Emmendingen kannte er nicht[1]): der auserwählte Sohn ſeiner Geliebten war von der nachfolgenden Generation ihm der Nächſte. Das ſagte Goethe ſelber zuweilen zu Fritzens Mutter, und auch aus ſeinen Zetteln und Briefen klang es heraus. „Ich hatte meinen Fritz bei mir“, ſchrieb er ihr einmal, nachdem er in Jena geweſen:

„Ich fühle es wohl, daß Du willſt, daß er der meine ſei. Er iſt ſo gut, ſo angenehm geweſen, und ich liebe ihn ſo ſehr. Lebe wohl: ich bin ganz Dein.“

[1]) Goethe achtete und liebte ſeinen Schwager Schloſſer und fühlte zugleich eine Scheu vor ihm, ſo daß der Verkehr lange ruhte. Von Korneliens Töchtern erwuchs eine, Luiſe, geb. 1774, 1795 verheiratet mit dem Rechtsgelehrten und angeſehenen preußiſchen Staatsdiener G. H. L. Nicolovius. Sie ſtarb 1811, ohne daß Goethe ſie wiedergeſehen; ihre Söhne Alfred und Franz traten ihm ſpäter näher. Deren Nachkommen in der Familie Heuſer zu Köln ſind heute die nächſten Blutsverwandten Goethes.

Wenn die Menſchen auf der Höhe ihres Lebens ſtehen, wenn ſie überreich ſind an Kraft und Gefühl, dann bedarf der Mann am meiſten des Weibes, das Weib des Mannes. „Ich ſehe, wie wenig ich für mich beſtehe,“ klagte Goethe der Geliebten, „und wie notwendig mir Dein Daſein bleibt, daß aus dem meinigen ein Ganzes werde.“

Oder ein andermal:

„Ja, liebe Lotte, jetzt wird mir erſt deutlich, wie Du meine eigene Hälfte biſt und bleibſt. Ich bin kein einzelnes, kein ſelbſtändiges Weſen. Alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beſchützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich entfernt von Dir bin, wird mein Zuſtand höchſt ſeltſam.“

Da ſeufzte er dann nach ihr:

„Was ich tue, verſchwindet mir, und was ich ſchreibe, ſcheint mir nichts. O komm' wieder, damit ich wieder mein Daſein fühle!“

Wohl ſagte er ſich in ſolcher Lage ſelber, daß ja genug Andere in der Nähe waren, die er als ſein Publikum hätte anreden dürfen; aber viel mehr als aller der „Andern“ bedarf man doch ſeines Nächſten:

„Wenn ich mit andern, ſelbſt vernünftigen Menſchen ſpreche, wieviel Mitteltöne fehlen, die bei Dir alle anſchlagen!“

Dauer der Liebe iſt immer ein Beweis der körperlichen und ſeeliſchen Ähnlichkeit. Goethe und Charlotte fühlten oft, daß die Ereigniſſe und Zuſtände um ſie herum auf beide die gleiche Wirkung taten; ſie waren z. B. beide gegen das Wetter gleich empfindlich, fühlten ſogleich alle Spannungen des Luftkreiſes und waren

mißmutig bei fallendem Barometer. Wichtiger war die Gleichheit, daß ſie beide nicht als Tatmenſchen, ſondern als Erkenntnismenſchen der Welt gegenüberſtanden. Man durfte nicht kühne Entſchlüſſe und Handlungen von ihnen erwarten; ſie hatten nur wenig Begier in ſich, vor der Welt zu prangen oder die Welt nach ihrem Willen umzuſchaffen; viel ſtärker war ihr Drang, zu verſtehen, was um ſie herum vorging, das Wiſſenswerte zu wiſſen, das Erkennbare zu erkennen. Sie waren alſo beide große Lerner. Und ſo hatten ſie einander täglich Etwas mitzuteilen, ohne in's Kleinliche und Gewöhnliche zu verſinken; ſo konnten ſie bei ihren liebſten Geſchäften einander immer wieder die Hand geben.

Charlottens Seele war ganz offen für Alles, was Goethe ihr anvertraute, für ſeine Dichtungen ſo gut wie für ſein Streben im Amte. Was er auch erlebte, er wußte, daß ſie gern einen Bericht darüber hören und Teilnehmerin ſeiner Freuden und Leiden werden wollte. Ihr williges Empfangen, ihr herzliches Widerſtrahlen ſeiner Liebe gab ihm eine Ruhe, die er früher nicht gekannt hatte, einen Halt gegen alle Welt. Er war nicht mehr der Bettler, der von Fremden die Gabe heiſcht, die ihn heute und morgen ernähren ſoll, ſondern er ging herum wie ein reicher Mann; er hatte jetzt oft, was er früher ſo ſelten beſaß: ein beruhigtes Herz. „Seit ich in Deiner Liebe ein Ruhen und Bleiben habe", ſchrieb er Charlotten einmal aus Kalbsrieth, „iſt mir die Welt ſo klar und ſo lieb. Unter den Menſchen nenne ich Deinen Namen ſtill für mich."

Seine Lotte war ſeine Heimat geworden, der Mittelpunkt ſeines Lebens. Andere Frauen konnten nicht mehr neben ihr beſtehen.

◆ ◆ ◆

Zuweilen wünſchte er, es möchte anders ſein; er fühlte ſich allzu ſehr gefeſſelt, allzu abhängig. Im Juni 1783 ſchrieb er ihr Das ſelber, und im Auguſt des nächſten Jahres reizte ihn der Geiſt der franzöſiſchen Sprache ſogar zu der übertriebenen Behauptung: „Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie.“ Er bat ſie dann, weniger liebreich zu ſein:

„Meine Lotte ſollte mir wirklich auf einige Zeit Urlaub geben und mich nicht immer enger und enger an ſich ziehen und befeſtigen,“

oder gar:

„Recht feierlich, liebe Lotte, möcht' ich Dich bitten, vermehre nicht durch Dein ſüßes Betragen täglich meine Liebe zu Dir!“

Dann empfand er es doch recht ſchmerzlich, daß ihm nicht diejenige Beruhigung vergönnt war, die ſo mancher kleine Haſcher genießt, dem ein Eheweiblein im Stübchen waltet.

„Warum kannſt Du nicht bei mir ſitzen, während ich arbeite?“ —

„Wenn ich mich nicht ſchämte, brächte ich meine Akten zu Dir und brächte den ganzen Tag bei Dir zu.“

In der Nachbarreſidenz Gotha kannte man um jene Zeit zwei andere Liebende, die einander ſehr nahe wohnten und doch wie die beiden Königskinder, von denen das Volkslied ſingt, zueinander nicht kommen

konnten. Der Herzog Ernſt der Zweite, ein überaus zart empfindender, fein gebildeter, edel geſinnter Mann, hatte an ſeiner oberflächlichen Gattin wenig Freude; dagegen liebte er von ganzem Herzen ein Bürgermädchen, und Auguſte Schneider verdiente ſeine Liebe, gab ſie auf's ſchönſte zurück. Es war eines jener keuſchen, geiſtigen Verhältniſſe, an deren Möglichkeit die meiſten Menſchen nicht glauben können, weil ſie ſelber nicht fähig dazu ſind. In dieſem Falle ward die Liebe alsbald auf einen tragiſchen Ton geſtimmt, da das Mädchen kränklich war und nach einiger Zeit offenkundig ſchwindſüchtig wurde. Umſomehr litt der Herzog unter ihrer Krankheit, weil er ſich durch ſeinen Stand, ſein fürſtliches Amt gehindert fühlte, ihr ſo unmittelbar und liebreich zu dienen, wie ſein Herz es begehrte.

Goethe, der jetzt in Gotha am Hofe recht zu Hauſe war, erzählte der Freundin zuweilen vom Fortgange dieſes Romans. „Ich habe die Schneidern beſucht, die mich gejammert hat," ſchrieb er im Juni 1784. Und dann fügte er die ſtärkſte Erklärung ſeiner eigenen Liebe hinzu:

„Was aus dem Herzog werden ſoll, wenn ſie ſtirbt, ſeh' ich nicht. Gott bewahre Jeden für ſo eine Lage! Er hofft noch; ich würde nicht hoffen können.

„Ich habe es recht lebhaft gefühlt, daß ich imſtande wäre, in gleichem Falle meiner Geliebten Gift anzubieten und ihn mit ihr zu nehmen."

* * *

Zuweilen enthielten die Liebeserklärungen Goethes nebenbei ein bedenkliches Geſtändnis.

Einſt ſkizzierte er ein luſtiges Bildchen; „Fritz tanzt im Hemde zu Bette," dann fügte er hinzu: „Ich habe

ihn herzlich an mich gedrückt und fühle, daß ich nur gern um ſeinet- und Deinetwillen lebe.“

Ein andermal wußte ſie, daß er aus ſeinen Amtsgeſchäften Verdruß hatte.

„Sei wegen meiner unbeſorgt, denn Alles, was mir widerfährt, freut mich, weil es mir um Deinetwillen geſchieht. Denn auch das Entfernteſte duld' ich, weil Du biſt, und wenn Du nicht wärſt, hätte ich Alles lange abgeſchüttelt.“

Als er an ſeinem großen Gedicht ‚Die Geheimniſſe‘ arbeitete und dazu auch die Verſe ſchrieb, die ſpäter als ‚Zueignung‘ gedruckt wurden, ſagte er ihr auch in dieſen Verſen die ſüßeſten Süßigkeiten, aber er fügte wieder das andere, bedrohliche Geſtändnis hinzu:

Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geſchick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nur erſt mich kennen lerne!
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Weſen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Es iſt Etwas nicht juſt, wenn ein Mann erklärt, daß er nur wegen der Geliebten am Orte und im Lande bleibe. Von den übrigen Freunden abgeſehen: iſt er denn nicht am ſtärkſten durch ſeinen Beruf, durch ſeine Lebensarbeit an ſeine Stätte gebunden?

Jetzt rächte es ſich, daß Goethe nicht auf die natürliche und rechtmäßige Weiſe ſeinen Platz gewonnen hatte. Er war für ſeine Ämter nicht erzogen; ſchlimmer noch: er hatte keinen inneren Beruf dazu. Die Direktion der Kammer, des Wegebaues, der Kriegskommiſſion, das

Mitreden im Geheimen Konſilium: welche ſonderbare Laune des Schickſals hatte ihm dieſe Pflichten aufgeladen? Zu derſelben Zeit, wo Goethe alle ſeine Ämter erlangt, das Adelsdiplom erhalten und das große Haus in der Stadt bezogen hatte, ſchrieb er der Freundin:

„Wieviel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politiſchen Elemente abgeſondert, in Deiner Nähe, meine Liebſte, den Wiſſenſchaften und Künſten, wozu ich geboren bin, meinen Geiſt zuwenden könnte!"

Wenn er dann Zeit fand, die Geſchichte des ‚Wilhelm Meiſter' fortzuſetzen, geſtand er: „Eigentlich bin ich zum Schriftſteller geboren", und wieder nach ein paar Monaten:

„Ich bin recht zu einem Privatmenſchen erſchaffen und begreife nicht, wie mich das Schickſal in eine Staatsverwaltung und eine fürſtliche Familie hat einflicken mögen."

Solche Fragen und Stimmungen wären von den neuen Eindrücken, die jeder Tag bringt, verdrängt worden, hätte Goethe nur mit Befriedigung auf die Erfolge ſeiner Anſtrengungen und Aufopferungen blicken können! Er brauchte ſich ſelber keine Vorwürfe zu machen, denn ſein Wollen war immer rein und redlich geblieben; auch hatte er Nützliches hervorgerufen und noch mehr Schädliches verhindert oder beſeitigt. Aber ſeine nunmehr erlangte Erfahrung zeigte ihm das Grundübel aller politiſchen Tätigkeit: daß allemal viel Köpfe, viel Sinne neben und gegen einander arbeiten, woraus mehr Störung, Reibung, Hemmnis, Verwirrung, Aufreizung entſteht als Fördernis und Frieden. Man muß bei

allen Plänen auf die Leiſtungen Anderer rechnen, und dieſe Andern ſind höchſt ſelten nach unſern Wünſchen tätig. Auch der Selbſtherrſcher bleibt durchaus abhängig von ſeinen Räten und Dienern; er kann die unfähigen oder widerſtrebenden Angeſtellten fortjagen, aber wo findet er Gehilfen, die ihm ganz brauchbar wären? Goethe aber erlebte jetzt das Schlimmere, daß ſein Herzog andere Wege ging, als Goethe ſie bei Beginn ihres Bündniſſes vor ſich geſehen. Karl Auguſt hatte ſeinem Freunde völlig Vertrauen geſchenkt und ſich höchſt willig unter ſeinen Einfluß geſtellt; ſchließlich aber war er doch er ſelbſt, nämlich der Nachkomme und Artgenoſſe vieler Fürſten, Grafen und Ritter. Von dieſen Vorfahren her war eine ſtarke Unruhe in ſeinem Blute, viel Trieb zur Jagd, zum Soldatenleben, zum Kriege, eine leichte Hand im Geldausgeben, ein raſches Zugreifen nach ſchönen Weibern. Goethe hatte einen muſterhaften Landesvater in ihm erhofft, einen Friedensfürſten und Wohltäter, etwa wie Franz von Deſſau oder Ernſt von Gotha; ſtatt deſſen ſtand nun ein Kriegsmann vor ihm, der auf Koſten ſeines armen Ländchens zunächſt dem ruhmreichen preußiſchen Heere ſich anſchließen und ſpäter andere kriegeriſch-politiſche Pläne ausführen und große Macht erringen wollte.

* * *

Zu dieſer Hoffnungsvernichtung und zu manchen Entbehrungen kam noch hinzu, daß Goethe nicht ſelten kränkelte und dann der häuslichen Pflege entbehrte. Sein altes Lungenleiden hatte er zwar ſo ziemlich überwunden; aber er litt häufig an Erkältungen, Grippe, Mandel-

entzündung, Zahnſchmerzen, geſchwollenen Backen, auch an Rheumatismus und gichtiſchen Zuſtänden. Magenübel waren auch nicht ſelten. Dergleichen brachte auch der Seele viele Stunden des Druckes, des Zweifels, des Hinausverlangens.

Im Sommer 1785 ſuchte er zum erſten Male ein Bad auf, um den Leib zu kurieren, das Karlsbad in Böhmen; auch Frau v. Stein war dort. Im nächſten Jahre wiederholte er dieſe Kur, und auch diesmal hatte er die Freude, daß Charlotte einige Wochen mit zur Bade-Geſellſchaft gehörte. Er begleitete ſie auf ihrem Rückwege noch ein Stück, bis Schneeberg; er war ſo liebreich wie ſonſt und ſchrieb auch in den nächſten zwei Wochen aus Karlsbad ganz wie ſonſt.

Dann war er plötzlich verſchwunden. Er hatte geſagt, daß er noch eine Reiſe vorhabe und daß er am 2. September das Bad verlaſſen wolle. Und nun kam keine Nachricht mehr von ihm; in der Mitte Oktober wußte ſeine beſte Freundin nicht zu ſagen, wo Goethe ſei. Fritzchen mußte an die Frau Rat ſchreiben: man ſei wegen ihres Sohnes in großer Verlegenheit, da Niemand ſeinen Aufenthalt wiſſe.

Ein Zettelchen war unterdeſſen zwar von ihm gekommen, aber ohne Ortsangabe. Ende Oktober traf ein gleiches Zettelchen ein. Erſt Anfang Dezember erfuhr Charlotte mit den anderen Freunden zugleich, daß Goethe in Rom angelangt war; und erſt Anfang Januar erhielt ſie die ausführlichen Tagebücher, die er längſt in Ausſicht geſtellt hatte. Es war etwas Mißverſtändnis und daher rührende Verſpätung bei dieſen

Sendungen im Spiele, aber auch nach der Aufklärung blieb für Charlotte die ſchlimme Tatſache, daß Goethe abſichtlich einige Wochen hindurch auch für ſie verborgen und unerreichbar geweſen war und daß er eine ſo weite Reiſe unternahm, ohne zuvor mit ihr darüber zu reden.

Sie kannte ſeine Grille, daß er ſeine Pläne gern geheim hielt. Er hatte ſchon öfter Reiſen unternommen, ohne ſein Ziel zu offenbaren, aber früher war er doch nur auf den Brocken und nach Goslar gegangen, oder es war ein anderes Mal mehr des Herzogs als ſein Geheimnis geweſen, als die Geſellſchaft von Frankfurt bis auf den Gotthardsberg weiter ritt. Seine jetzige geheime Reiſe konnte ſie nur als eine Ablehnung ihrer bisherigen nahen Teilnahme an ſeinem Leben verſtehen: ſie hatte eben nichts dazu ſagen ſollen! Er hatte ihr nicht auseinanderſetzen mögen, daß er ihren Fritz, ſeinen ſonſtigen lieben Gefährten, nicht mitnehmen, ſondern den Knaben in ſeinem Hauſe allein bei den Dienern laſſen wollte.

Goethe reiſte aus freiem Entſchluß in ein fernes Land; er legte freiwillig eine lange Zeit vor ein Wiederſehen. Das war, mochte er noch ſo liebreich darüber ſchreiben, eine böſe Erklärung an die Freundin. Wie oft hatte er ihr beteuert, daß ihm jeder Tag verloren ſcheine, wo er ihr nicht am Abend die Hand reichen und in die Augen ſehen könne! Hatte er nicht tauſendmal darüber geſeufzt, daß ſie nicht beſtändig einander nahe leben konnten, am liebſten unter dem gleichen Dache, im gleichen Garten? Sonſt war ihm

ſchon Kochberg zu weit von Weimar geweſen. Und jetzt wählte er freiwillig ſtatt der kurzen Trennungen und Entfernungen eine lange Trennung und weite Entfernung. Drei Vierteljahre würde er mindeſtens ausbleiben: wer ſeine Freundin aus freien Stücken drei Vierteljahre entbehren mag, bedarf er ihrer überhaupt noch?

Sodann: Italien war eine andere Welt, und Goethe verließ die weimariſchen Verhältniſſe mit der Abſicht, in einer ganz neuen Umgebung, unter neuen Einflüſſen ein anderes Leben zu führen. Das war geradezu eine gewollte Untreue oder doch wenigſtens ein gewolltes Gefährden früherer Verbindungen. Würde er in der neuen Welt nicht ein neuer Menſch werden, der für Weimar nicht mehr taugte? Könnte der ſechsunddreißigjährige Mann dort den Frauen, den ſchönen Italienerinnen, gegenüber ſich ebenſo in Gewalt haben oder überhaupt ſich ſo zurückhalten wollen, wie er es in Weimar getan? Könnte er dann die Freundin die ſieben Jahre älter war als er, bei der Rückkehr noch mit den gleichen Augen anſehen? War ſeine Reiſe nicht geradezu als eine Flucht aus ihrer Nähe gemeint? Als ein Verſuch, ſich von ihr zu befreien?

Nun ſtand vor ihrer Seele die Erinnerung, daß er ſich ſchon längſt nicht mehr ſo offen gegen ſie zeigte wie in den erſten Jahren. Früher war der Umgang mit ihr doch gerade deshalb ſein größtes Bedürfnis geweſen, weil er Das, was ſeine Seele beſchäftigte, vor ihr ausſchütten konnte. Er hatte offen, derb und rückſichtslos geredet, ganz wie ihm die Gedanken kamen;

ſie hatte ihn manchmal in gewiſſe Schranken zurückweiſen müſſen, ſchon um ihn für die feine Welt, wie ſie nun einmal iſt, zu erziehen. Damals war es ſeine Klage geweſen, daß ihm Gott, der ihm ſo viel gegeben, die geſellſchaftliche Kunſt verſagt habe:

Die arme Kunſt, mich künſtlich zu betragen . . .

Seitdem hatte er, gerade auch als Charlottens Schüler, große Fortſchritte in dieſer „armen Kunſt“ gemacht, deren Hauptſtück das Schweigen iſt, das Wandſetzen zwiſchen der Stimme des Inneren und den Worten der Zunge, das Verbergen des Innenlebens, das Beherrſchen der Geſichtszüge und der Bewegungen des Körpers. Goethe war allmählich ganz „verſteinert“, wie ein Witzbold es ausgedrückt hatte, der zugleich auf ſeinen Eifer zur Steinkunde, auf ſein Leben mit Frau v. Stein und ſeine ungewöhnliche Härte und Kälte anſpielte. Selbſt wenn Charlotte mit dem Freunde allein war, konnte er in den letzten Jahren ſich gründlich ausſchweigen und ihre Fragen mit halben Antworten ablenken. Der Beamte darf manche Vorkommniſſe und Pläne, die ihm in ſeinem Dienſte bekannt werden, der beſten Freundin nicht erzählen. Ferner verſchwieg ihr Goethe ſolche Handlungen, von denen es bei Matthäus heißt: „Laß deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte tut.“ Das gereichte ihm zur Ehre; aber verſchwieg er nicht noch mehr? Oft mußte ſie ſein Schweigen aus ſeiner üblen Stimmung, aus körperlichen oder ſeeliſchen Leiden erklären. „Ich bedaure den armen Goethe; wem wohl iſt, Der ſpricht“, klagte ſie im Mai

1786 gegen Knebel. Aber ſchwieg er nicht auch, wenn er Etwas gegen ſie hatte? Trug er es nicht heimlich mit ſich herum, bis es groß ward?

Ihre eigene Art war es ſtets geweſen, ihn zu ſchelten oder ihm ſonſt ihre Verſtimmung deutlich zu zeigen, ſobald ſie unzufrieden mit ihm ſein mußte. Daß er niemals als Ankläger auftrat, war unheimlich. Man weiß doch, daß jeder Menſch dem Andern fehlerhaft erſcheint: ſah Goethe ihre Fehler nicht, oder plagten ſie ihn umſomehr, weil er ſchwieg?

Schließlich wurde die einſame Frau auch körperlich krank von allen dieſen niederdrückenden Gedanken.

Aber nicht lange dauerte es, ſo raffte ſie ſich wieder auf und handelte — ſoweit hier gehandelt werden konnte. Sie ließ ihren Fritz aus Goethes Wohnung, wo deſſen Diener und Vertrauter Philipp Seidel für den Knaben ſorgte, wieder in die ihrige überſiedeln. Und als Seidel kam und einen Brief abholen wollte, um ihn mit den andern weimariſchen Briefen ſeinem Herrn zu ſchicken, ſchrieb ſie ein paar raſche Worte auf ein Zettelchen: Worte, die Goethe als Quittung nehmen konnte auf Das, was er ihr angetan.

Auf dem Zettel ſtand, daß ſie nicht vorhabe, mit ihm fernere Briefe zu wechſeln, und daß ſie ihre Briefe aus früheren Jahren — wo lagen ſie denn jetzt? — zurückfordern müſſe.

* * *

Am 9. Dezember, als er ganz erfüllt war von den Herrlichkeiten Roms, als er in ſeiner Künſtlerſtube niederſaß und für die weimariſchen Freunde einen neuen

Bericht abfaſſen wollte, bekam Goethe dies Zettelchen. Drei Monate und eine Woche waren vergangen, ſeit er von ſeiner Nächſten eine Zeile geſehen. Und nun Dies!

Der Zorn ſtieg in ihm auf, Zorn über die Geliebte. Und ſeine erſte Antwort war ein Vorwurf:

„Das war alſo Alles, was Du einem Freunde, einem Geliebten zu ſagen hatteſt, der ſich lange nach einem guten Worte von Dir ſehnte. Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, ſeit er Dich verließ, ohne an Dich zu denken!“

Dann beruhigte er ſie über ihre alten Briefe an ihn; er hatte ſie wohlverſiegelt dem fürſtlichen Archive in Verwahrung gegeben.

„Die Kaſten auf dem Archive gehören Dein. Liebſt Du mich noch ein wenig, ſo eröffne ſie nicht eher, als bis Du Nachricht von meinem Tode haſt. So lange ich lebe, laß mir die Hoffnung, ſie in Deiner Gegenwart zu eröffnen.“

Und nun zum Schluß noch zwei Zeilen Klage:

„Ich ſage Dir nicht, wie Dein Blättchen mein Herz zerriſſen hat. Lebe wohl, Du einziges Weſen, und verhärte Dein Herz nicht gegen mich!“

Zwölf Tage ging er nun ſo herum in Rom: bald erhoben von dem Herrlichen, was er ſah; bald angenehm beſchäftigt von zwei jungen, ſeelenverwandten Freunden, mit denen er ſich raſch gefunden: Wilhelm Tiſchbein und Karl Philipp Moritz; bald hingegeben den neuen Gedanken, die hier mit Gewalt auf ihn eindrangen, und dann immer wieder erſchreckend, wenn er der Heimat, wenn er der Frau gedachte, die ihm bisher die allerliebſte geweſen war.

Unterdeſſen war Charlotte ſchon durch ſeine Briefe, die ſie im Dezember erhielt, in's Unrecht geſetzt worden. Sie wußte nun, daß Philipp Seidel einen Teil der Schuld trug, die ſeinem Herrn angerechnet worden. Ihr Freund hatte nicht ſo gar lange geſchwiegen, hatte vielmehr ſehr ausführlich Tagebuch geführt: für ſie; hatte ſie darin verſichert, daß er bald wiederkomme, und ihr herzlichſte Liebesworte geſagt. Jetzt kam von ihm ein Gruß nach dem andern:

„Ich verliere keine Stunde und bleibe nicht länger aus, als nötig iſt.“ —

„Im Spazierengehen gedenke ich oft Dein und bei jeder guten Sache; ich ſtelle mir's immer als möglich vor, Dir Das alles noch ſehen zu laſſen.“ —

„Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu ſein, und nun in einer fremden Welt! Ich ſagte mir's voraus, und nur die höchſte Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entſchluß zu faſſen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unſer Leben miteinander zu endigen.“ —

„Laß Dich's nicht verdrießen, meine Beſte, daß Dein Geliebter in die Ferne gegangen iſt; er wird Dir beſſer und glücklicher wiedergegeben werden.“ —

„Was ich nur irgend mir eigen machen kann, faß' ich und ergreif' ich und bring' ich Dir mit. Auch wirſt Du den Deinigen, wenn er zurückkommt, noch mehr lieben, denn, will's Gott, wird er einige Fehler ablegen, mit denen Du unzufrieden warſt.“

Das war der alte, gute, dienſtwillige, demütige Freund! Und als ſie dieſe Liebeszeichen endlich in Händen hielt, hatte er auch ſchon einige Briefe von ihr empfangen, die zwar noch voller Klagen und Vorwürfe waren, die doch aber auch Liebe atmeten.

Zu Weihnachten (1786) traf der erſte dieſer bitterſüßen Grüße bei ihm ein. Und nun fuhr er fort in ſeinen Schuldbekenntniſſen, Gelübden und Liebesbeteuerungen.

„Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich: erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe! Verzeih' mir großmütig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf. . . Möge ich doch Kraft, alles Widrige männlicher zu tragen, mitbringen! . . .

„Daß Du krank, durch meine Schuld krank warſt, engt mir das Herz ſo zuſammen, daß ich Dir's nicht ausdrücke. Verzeih' mir! Ich kämpfe ſelbſt mit Tod und Leben, und keine Zunge ſpricht aus, was in mir vorging. Dieſer Sturz hat mich zu mir ſelbſt gebracht." — — —

„Ich kann zu den Schmerzen, die ich Dir verurſacht, Nichts ſagen als: vergib! Ich verſtocke mein Herz nicht und bin bereit, Alles dahin zu geben, um geſund zu werden für mich und die Meinigen. Vor allen Dingen ſoll ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit mich auf's neue mit Dir verbinden." — — —

„Täglich werf' ich eine neue Schale ab und hoffe, als ein Menſch wiederzukehren. Hilf mir aber nun auch und komme mir mit Deiner Liebe entgegen! Schreibe mir wieder von Deinem Schreibtiſche und gedenke göttlich des Vergangenen nicht, wenn Du Dich auch deſſen erinnerſt."

Am 20. Januar erhielt er einen Brief, den ſie am Neujahrstage geſchrieben: er brachte ihm „Freude und Schmerzen".

„Dazu kann ich nichts weiter ſagen als: ich habe nur eine Exiſtenz; Dieſe hab' ich diesmal ganz geſpielt und ſpiele ſie noch. Komm' ich leiblich und geiſtlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geiſt, mein Glück dieſe Kriſe, ſo erſetz ich Dir tauſendfältig, was zu erſetzen iſt. Komm' ich um, ſo komm' ich um: ich war ohnedies zu Nichts mehr nütze."

Endlich, es war am 1. Februar 1787, erhielt er von ihr ein Briefchen wie aus alter Zeit. „Nun kann ich auch fröhlicher an das Werk gehen," war ſeine Antwort, und er bat wie ſonſt: „Liebe mich; ſage mir's, daß ich lebe und mit Freuden wandle." Und fügte hinzu: „Schon iſt mir's, als wäre ich auf dem Rückwege zu Euch."

* * *

Die Verſöhnung war geſchehen, aber Charlotte wußte jetzt, daß ſie, die Nüchterne, bisher von holden Illuſionen betört geweſen war; jetzt blickte ſie erſt recht ernüchtert auf Gegenwart und Zukunft.

Sie ſchrieb ihm ſo fleißig, wie er ihr. Sie beriet ihn nach alter Weiſe, und er war ihr nach alter Weiſe dankbar. „Du haſt mir goldne Sachen über mich ſelbſt und über meine nächſten Verhältniſſe geſagt," antwortete er ihr aus Neapel, und „ich horche ganz ſtill auf das Liſpeln meines Schutzgeiſtes."

Goethes Abweſenheit zog ſich länger hin, als ſeine Abſicht geweſen war; es geſchah im Einverſtändnis mit ſeinen weimariſchen Freunden, denen er ſogar die Entſcheidung überließ, und ſchließlich blieb er gegen den eigenen Wunſch, nur dem Herzog zuliebe, deſſen Mutter nach Italien kommen und dort gern von Goethe empfangen ſein wollte.

Je länger ſeine Rückkehr ſich verzögerte, deſto mehr beſtärkte ſich Charlottens Ahnung, daß ſie ihn nie wieder ſehen würde. Und wenn es ihr glückte, dieſe Träume zu verſcheuchen, ſo lagen ſchwarz auf weiß Goethes Briefe vor ihr. Es waren Briefe voller Liebe

und Hoffnung: dennoch flößten ſie ihr neue trübe Gedanken ein. Goethe wiederholte gern, daß ſein Aufenthalt in Italien auch für ſie eine Wohltat werden ſolle: nach ſeiner Läuterung werde er ihr nützlicher und angenehmer ſein als je zuvor; aber es blieb doch wahr, daß er zunächſt um ſeiner eigenen Wohlfahrt willen Amt und Freundſchaft im Stich gelaſſen hatte; er war nicht mehr der Heilige, der um eines Ideals und um der Nächſten willen ſeine eigenen Wünſche und Bedürfniſſe niederkämpft, der an der eigenen Aufopferung ſeine Luſt oder ſeinen Stolz hat. Er war nach Italien gefahren, um ſein eigenſtes Glück zu ſuchen: alſo hatte er es in Weimar nicht gefunden. Gewiß liebte er ſeine alten Freunde immer noch und war noch voller Wohlwollen gegen alle Menſchen, aber er prüfte und wählte jetzt doch ganz frei, alſo auch unabhängig von der Geliebten, die er einſt ſeine Seelenführerin genannt hatte, was für ihn ſelber das höchſte Gut ſei. Für Charlotte wie für die anderen weimariſchen Freunde war er in den letzten Jahren gerade ſo, wie er war, recht geweſen; ſie prieſen ihn als Muſter eines Beamten, eines Freundes, eines Wohltäters; er aber ſchrieb jetzt der Geliebten aus Rom: „Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünſcht haben.“ Welch' ein Bekenntnis! Es war doch ein Leben neben ihr geweſen!

Er ſagte manchmal auch deutlicher, was er an Weimar auszuſetzen hatte. Zunächſt die Beamtenſtellung, in die er geraten war. „Rom iſt der einzige Ort der Welt für den Künſtler,“ behauptete er einmal, „und ich bin doch einmal nichts Anderes.“

Er erſtrebte alſo ein neues Leben in einem neuen Berufe! Er ſchien ſich nicht bewußt zu ſein, daß er ſich damit von der Freundin entfernte, die keinen anderen Luftkreis als Den des Hofes und der Staatsdienerſchaft kannte und begehrte.

Ebenſo empfindlich mußte es ihr ſein, wenn er immer wieder ihre Heimat herabſetzte und Italien wie ein Paradies dagegen ſtellte. Auf das thüringiſche Klima, in dem doch ſo viele Tauſende geſund leben und ein hohes Alter erreichen, ſchalt er immer wieder. Ihre Leiden und ſeine eigenen Leiden, leibliche und ſeeliſche, ſchrieb er dieſer niedrigen Wolkendecke, dieſen rauhen Winden, dieſem langen Winter zu. Aus Rom klagte er im Januar 1788:

„Wenn ich von Deinen Übeln, von Deinem Zahnweh höre, wird mir's im Gemüt, wie ich Dir's nicht ausdrücken kann, daß Dir unter dem unglücklichen Himmel das Leben unter Schmerzen hingehen ſoll. Ich habe doch dieſe ganze Zeit keine Empfindung aller der Übel gehabt, die mich im Norden peinigten, und lebe mit eben derſelben Konſtitution hier wohl und munter, ſo ſehr, als ich dort litt."

Unvorſichtig fügte er hinzu:

„Ich habe manche Anzeichen, daß ich dieſes Wohlſein wie manches andere Gute in Italien zurücklaſſen werde."

Schon vorher, aus Neapel, hatte er ſeine Furcht ausgedrückt, das nördliche Klima werde ihm vor wie nach allen Lebensgenuß rauben. Aus ſolchen Meinungen mußte er ja eigentlich den Entſchluß ſchöpfen, künftig ganz im Süden zu wohnen, in Italien oder doch in einem wärmeren Teile Deutſchlands, vielleicht in ſeiner

rheiniſchen Heimat. Und er deutete zuweilen an, daß er mit Charlotten in ſolchem ſchönen Lande reiſen oder wohnen möchte. Das war nur ein Phantaſieren, ſoweit es ſie mit betraf; er allein dagegen konnte ſich jeden Tag von dem geſcholtenen Thüringen losſagen.

Einmal, kurz vor der erſten Abreiſe von Rom, als er noch weiter nach Süden, nach Neapel und Sizilien, ſich wandte, fühlte er ſich angegriffen, „konfus und faſt ſchwach“, und ſeine Feder ſchrieb unbehüteter als ſonſt ſeine Gedanken und Gefühle auf das Papier:

„An Dir häng' ich mit allen Faſern meines Weſens. Es iſt entſetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und noch antue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu beſitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nehmen und ſtellen und legen, wie ich will, aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu Dir Formen geben, welche ich will, immer, immer! — — —

„Verzeih mir, daß ich Dir wieder einmal ſage, was ſo lange ſtockt und verſtummt. Wenn ich Dir meine Geſinnungen, meine Gedanken der Tage, der einſamſten Stunden ſagen könnte! — — —.“

Hier legte er einmal die Wunde bloß. Hier ſtand wörtlich, daß ihre Freundſchaft ihn aufrieb und verzehrte, und zwiſchen den Zeilen ſtand, daß er auch vor ihr geflohen war. Sie erſetzte ihm nicht die Gattin, die ſein eigentliches Bedürfnis war.

* * *

Würde er nicht im fremden Lande eine Andere lieben lernen? Der gothaiſche Miniſter v. Franckenberg

ließ ihm durch Charlotten den guten Rat bestellen, er solle sein Herz vor den Römerinnen hüten; er antwortete der Geliebten scherzend: „Du hast nur eine Nebenbuhlerin bisher, und die bringe ich Dir mit; Das ist ein Kolossalkopf der Juno.“

Nun fürchtete Charlotte nach Goethes bisherigen Beweisen der Ehescheu kaum, daß er in Italien einer Dame begegne, die er zur Gattin wählen könnte; aber das Land und sein freies Herumstreifen konnten ihn leicht verleiten, mit einem Schätzchen sich über die entbehrte Gattin zu trösten. Einer der ersten gemeinsamen Bekannten, die er in Rom sah, war der Fürst von Waldeck; Dieser hatte ein Dämchen bei sich, über die man schon im Karlsbade viel geredet hatte. In Neapel war Goethe wiederholt zu Gast bei dem englischen Gesandten, Ritter Hamilton, einem großen Naturforscher und Kunstkenner; er lebte mit einer Schönen zusammen, die früher Kellnerin und Offiziersdirne gewesen war und dennoch jetzt hübsche Aussichten auf den Namen einer Lady Hamilton hatte. Wie, wenn Goethe, der zugestandenermaßen in Italien das Leben und Glücklichsein lernen wollte, sich solche Vorbilder erwählte? Die rechte Gattin für Goethe war schwer zu finden, ein Schätzchen leicht.

Goethe besuchte in Rom oft die Malerin Angelika Kaufmann, die ihm in jener Stadt fast eine Freundin wie Frau v. Stein war. Auch sie war älter als er, siebenundvierzig zählte sie jetzt, aber erst seit einigen Jahren war sie verheiratet, mit einem alten italienischen Maler Antonio Zucchi, und ihr Wesen war zart und

Angelika Kauffmann

Nach dem Gemälde von J. Reynolds, geſtochen von F. Bartolozzi

jungfräulich geblieben.[1]) Das kinderloſe Paar wohnte in ſchönen Zimmern und einem großen Garten; ſie waren wohlhabender als ſonſt die Malersleute; Angelikas Kunſt fand viele Bewunderer und bereitwillige Käufer; man ſtand mit den vornehmen Italienern ſowohl wie mit den Engländern, Deutſchen und andern Fremden in freundlichem Verkehr; Angelika ſprach und ſchrieb das Engliſche und Italieniſche beſſer als ihre deutſche Mutterſprache. Zu Goethe fühlte ſie ſich ſogleich hingezogen; ſie bewunderte ſeine Dichtungen mit herzlicher Liebe und war ſelig, wenn er ſelber ihr vorlas oder aus ſeinem ſtarken Gedächtnis ihr Verſe ſprach. Oft ſah er ihr bei ihren Arbeiten zu und ließ ſich von ihr über die römiſchen Sammlungen, über die römiſche Geſellſchaft, auch über die Künſtler, die ſie früher gekannt hatte, erzählen, und gewann ſo an zarter Frauenhand manche wünſchenswerte Kenntniſſe: ganz ähnlich hatte ihm Charlotte v. Stein früher die inneren weimariſchen Verhältniſſe gezeigt. Zuweilen beſuchten ſie ſehenswerte Gebäude oder ſonſtige Kunſtwerke zuſammen; faſt jeden Sonntag hatte er ſeine Feierſtunden in ihrer Geſellſchaft, und ſie war glücklich, wenn er kam, und am glücklichſten, wenn er ihr die eben vollendeten Szenen ſeiner neuen ‚Iphigenia‘ oder andere Gedichte mitbrachte. Auch über die ernſteſten Lebensfragen ſprachen ſie oft und über ihre eigene Lage; er erzählte ihr gern von ſeinem angenommenen Sohne, und Angelika liebte den ſchlanken Knaben Fritz mit ihm.

[1]) „und iſt überhaupt eine zarte Engelsfrau oder vielmehr Jungfrau, das ſie leider noch ſein mag.“ Herder an ſeine Frau, 27. Februar 1789.

Und wie er mit Frau v. Stein ganz beſonders ſchöne Tage in Karlsbad gehabt hatte, weil man dort von früh bis ſpät einander nahe ſein konnte und höchſtens zum Vergnügen eine Arbeit zur Hand nahm, ſo genoß er auch hier ſolche Ferien — Villeggiatur nennen es die Römer — zugleich mit Madame Angelika. Im Oktober (1787) verbrachte er drei Wochen in Caſtell Gandolfo, die herrliche Landſchaft und die angenehme Geſellſchaft zugleich genießend. Hier hatte er, der ſonſt die Zuſammenkünfte der Einheimiſchen vermied, um ganz frei ſeinen Neigungen zu leben, eine bequeme Gelegenheit, mit italieniſchen Frauen und Mädchen der höheren und mittleren Klaſſe gerade ſo angenehm zu plaudern und herumzuſchlendern, wie er es in dem böhmiſchen Bade mit den Damen aus Sachſen, Polen, Böhmen, Franken uſw. getan. Und dabei mag er denn wohl von ſeiner ernſten älteren Freundin zuweilen zu einer jüngeren Schönen die Augen und Schritte gelenkt haben, iſt doch der Wechſel der Unterhaltung bei fröhlichen Zuſammenkünften Recht und Pflicht. Ein angenehmes junges Mädchen aus Mailand, Maddalena Riggi, gehörte mit zum Kreiſe der Angelika.

Dann folgten noch ein paar Monate in Rom. Noch eine Reihe ſchöner Sonntage bei Angelika. Sie malte jetzt auch ſein Bild, halb wie er wirklich vor ihr ſaß, halb wie ſie ihn in ihrer Seele liebkoſte.

* * *

In ſolchen großen Städten ſtreift man auch jeden Tag an den Mädchen und Frauen der ärmeren Klaſſe vorüber, und die dreiſteren, leicht zu erlangenden geben

Goethe

Gemälde von Angelika Kauffmann 1787-88

Goethe-Nationalmuseum in Weimar

ſich zu erkennen. Goethe hatte eine bequeme Gelegenheit, ſolche Frauen zu ſehen und mit ihnen zu plaudern, wenn er nämlich ſeine Malerfreunde beſuchte, denen ſie als Modelle dienten. Er hatte ſeine Luſt daran, ſie zu beſchauen; er fand dieſe Römerinnen ſchöner, als er je Weiber geſehen, aber ihre Einladungen zu vertrauter Unterhaltung erwiderte er mit hartnäckiger Verſtändnisloſigkeit. Schließlich aber ſuchte er doch nach einer Schönen, die Neigung und Vertrauen verdiente, und ließ ſich im Januar 1788 in ein zärtliches Verhältnis mit einer jungen, armen Witwe ein. Es war ein gutes Geſchöpf, das ihn ehrlich liebte, und er hatte nun ſeine Luſt daran, ſie zu beſchenken und mit ihr zu koſen.

◆ ◆ ◆

So weinten, als er am 23. April 1788 ſich wieder nach Norden wandte, zwei Frauen ihm nach: das junge Weib in der Kleineleutsgaſſe, das ſein Liebchen geweſen war, und die berühmte Malerin im großen Hauſe am Monte Pincio. Fauſtina begegnete wohl bald einem neuen Freunde; Angelika fühlte ſich entſetzlich einſam, als dieſer einzige Menſch ſich von ihr wandte. Seine Briefe waren nun ihre Sehnſucht, und in die Briefe, die ſie ſelber ihm nachſandte, ſchrieb ſie ihre Liebe freier hinein, als die keuſche Frau dem Anweſenden ſie je gezeigt hätte.

◆ ◆ ◆

Auch Goethe war im Innerſten ergriffen, als er Rom und die geliebten Menſchen verließ; aber der Reiſende ſieht immer neue Ziele vor ſich und fühlt ſich

gemahnt, auch unterwegs das Schöne und Förderliche, das ſich ihm bietet, nicht zu verſäumen. Goethes Weg führte über Zürich oder in der Nähe vorbei. Lavater und einige Andere mochte er jetzt nicht ſehen, aber nach den guten Augen von Barbara Schultheß ſehnte er ſich. Er hatte ihr ſchon von Rom aus geſchrieben, daß er vielleicht bald komme; da er aus ihrer Antwort fühlte, wie ſehr gern ſie ihn wieder ſähe, ſchlug er ihr ein Zuſammentreffen in Konſtanz vor.

Und wirklich verbrachten die Beiden im Anfang Juni dort einige Tage; Barbara trug ſie von nun an wie Edelſteine im Schatzkäſtlein der Erinnerung.

◆ ◆ ◆

Charlotte v. Stein erfuhr von dieſen letzten Vorgängen in Goethes Herzen wenig oder nichts, und doch fühlte ſie, daß er ein Anderer wurde oder längſt geworden war. Sie las es zwiſchen den Zeilen eines geſchichtlichen Trauerſpiels: aus dem ‚Egmont', den ſie im Oktober 1787 erhielt. Sie hatte die Dichtungen ihres Freundes immer als ſeine Bekenntniſſe geleſen und mit beſonderer Luſt die Verſe genoſſen, bei denen er ihrer mit heimlicher Liebkoſung gedacht hatte. Er ſelber hatte ſie angeleitet, dieſe Verſe in der ‚Iphigenia', im ‚Taſſo', in den ‚Geheimniſſen' und anderen Gedichten zu ſuchen. Wo war jetzt im ‚Egmont' ein Liebeswort an ſie gerichtet?

In ſeinen früheren Werken hatte er den ſogenannten Helden, und unter dieſer Maske ſich ſelber, als einen Fehlerhaften, Schuldigen, Schuldbewußten, der weiblichen Hilfe Bedürftigen hingeſtellt; in dieſem neuen Drama

Barbara Schultheß

Nach dem Gemälde von W. Tiſchbein

TAYLOR INST
-OXFORD-

erſchien als Held ein kecker, ritterlicher Mann, der ſo bleiben will, wie er nun einmal iſt, und der mit ſeinem ſtolzen Sinne auch im Kerker und auf dem Schafott noch als Sieger daſteht, als Sieger über das Leben und über das gemeine, furchtſame und habgierige Menſchenpack. Und an dieſen männlichen Lebensbezwinger lehnt ſich als ſein Nächſtes und Liebſtes, als ſein zugehöriges weibliches Weſen, ein — Schätzchen! Mit allen Mitteln, die er nur ergreifen konnte, hatte der Dichter um dies Bürgermädchen, das in ſeiner Liebe zu dem hohen Herrn Alles vergaß: Ehre, Tugend, Vorteil, Verſorgung, — mit all ſeiner Kunſt hatte er um dies Klärchen eine Glorie gewoben!

Dieſer Dichter war nicht mehr der treue, anbetende, dienende Freund der Frau v. Stein.

Vielleicht war er ſelber ſich nicht bewußt, welches Bekenntnis ſein Werk ſtatt ſeiner ablegte; aber Frauen ſind nie ſcharfſichtiger und feinfühliger, als wenn ihre Liebe zur Eiferſucht wird.

Gewiß ſchwankte auch Charlotte in ihrem Urteil. Darf man ein Dichterwerk ſo auf die Goldwage legen? Darf man überall Bekenntnis und Selbſtdarſtellung vermuten? Was die Perſonen eines Schauſpiels reden und tun, iſt noch kein Beweis für des Dichters Geſinnung. Aber Eins kam zum Andern! Charlotte ſprach nicht viel über das Stück, aber ſie wartete noch mißtrauiſcher auf die Entwicklung der Dinge.

Goethes Wohnung 1789—1792

XII. In Weimar und auf Reiſen und Kriegszügen.

1788 bis 1794.

Am 18. Juni 1788 trat Goethe wieder in die Zimmer am Frauenplane zu Weimar, die er am 24. Juli 1786 verlaſſen hatte. Er ſtand wieder in den gewohnten Räumen, ſah die bekannten Geſichter, hörte vertraute Stimmen, aber es war nicht ſeine Abſicht, das alte Leben wieder aufzunehmen.

Mit dem Herzoge hatte er ein neues Abkommen getroffen. Er wollte ihm auch ferner als Vertrauensmann dienen, aber nicht amtsmäßig wie die andern Räte, ſondern menſchlich-freundſchaftlich und nach ſeinen angeborenen und beſonderen Gaben, alſo zumeiſt in Künſten und Wiſſenſchaften. Er forderte die gehörige Zeit für ſeine Arbeiten als Schriftſteller und auch für die naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen, die ihn weiter und weiter lockten. Der höheren Geſellſchaft im Städtchen und beſonders ſeinen alten Freunden gedachte er

jetzt noch nützlicher und angenehmer zu ſein als zuvor, denn er war von den Staatsgeſchäften befreit und fühlte ſich durch ſeine Reiſe außerordentlich geſtärkt und bereichert. Aber freilich wollte er auch gegen die Freunde ſeine Freiheit bewahren; ſeine Neigungs-Arbeit und ſeinen Lebensgenuß durften ſie nicht verkürzen. In Charlotten und ihrem Fritz ſah er nach wie vor ſeine Allernächſten; mit ihnen wollte er zumeiſt leben und ihnen am eifrigſten behilflich ſein.

Das Wiederſehen mit der Freundin fiel jedoch nicht nach Wunſch aus. Beide fühlten ſogleich, daß jetzt ein Fremdes zwiſchen ihnen ſtand. Charlotte war gealtert, auch durch Kummer und körperliche Leiden ermattet, Goethe verjüngt. Beide hatten ſich während der langen Trennung gewöhnt, ihre Freuden und Schmerzen allein zu tragen, und ſo ging nun Jeder ſeinen eigenen Weg. Charlotte hatte den deutſchen Goethe geliebt — dem neuen, verwelſchten Goethe traute ſie nicht. Er ſprach viel und lebhaft von italieniſchen Dingen und pries den in Thüringen Feſtgebannten die Herrlichkeiten, die ſie nun doch einmal nicht genießen konnten; plötzlich bemerkte er dann wohl, daß Frau v. Stein ihm nur mit halbem Ohr zuhörte, daß ſie mit ihrem Hündchen ſpielte, und ihr Dank war lau. Goethe ſchalt heftig auf das nordiſche Klima, denn zufällig war dieſen Sommer viel ſchlechtes Wetter, und er litt auch in ſeiner Geſundheit ſchon wieder darunter; da ſehnte er ſich denn ſehr bald nach dem Lande, aus dem er ſoeben zurückgekehrt war. Er ärgerte ſich an des Herzogs Soldatentum aufs neue, weil er nun die

Einzelheiten mit erlebte, und der Herzog, der fußkrank war, nahm gerade jetzt seine Unterhaltung stark in Anspruch. Er wurde nicht recht heimisch mit der englischen Familie Gore, die Karl August nach Weimar gezogen hatte und sehr geehrt zu sehen wünschte, da er eine der Töchter anbetete. Er sah seinen besten männlichen Freund, Herder, nach Italien abreisen und gleich danach auch die Herzogin Amalie, die nicht nur ihre Hofgenossen, Friedrich v. Einsiedel und Luise v. Göchhausen, sondern auch den Tonsetzer Kayser mitnahm. Ihn hatte Goethe selber erst aus Rom nach Weimar mitgebracht, um durch ihn recht viel Musik zu genießen. „Und so schließt sich alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst ganz für mich zu," klagte er nun gegen Frau v. Stein, die auf ihrer Kochberger Burg saß, und weiter: „Der trübe Himmel verschlingt alle Farben." Und: „Herder geht nun auch . . ."

Als die Herzogin Amalie abfuhr, hätte sie ihn gern mitgenommen, um seine frische Kenntnis Italiens auszunützen. Seine Lust, ihr Angebot anzunehmen, war groß; aber so deutlich mochte er sich doch nicht eingestehen, daß seine Wiederkehr ein Fehler war. Seinen Mißmut jedoch konnte er nicht verbergen. „Ich bin in einer innerlichen Verzweiflung" schrieb er nach Kochberg, wobei er zunächst den Arger über den Herzog meinte, und er beglückwünschte die Entfernte, weil sie sich der Einsamkeit erfreuen konnte. „Es wird nicht lange währen, so hab' ich, will's Gott, sie auch wieder gewonnen, um sie nie zu verlassen." Was Das hieße, fragte sie dann wohl dagegen, und sie lud ihn ein in

ihre ſtille Landwohnung. Doch dies Ziel lockte ihn auch nicht, zumal bei dem ſchlechten deutſchen Wetter, das ſchon Ende Auguſt an den Ofen zwang.

„Ich fürchte mich dergeſtalt für [vor] Himmel und Erde, daß ich ſchwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen: da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will.“

◆ ◆ ◆

Vor einigen Jahren hatte er eine Inſchrift gedichtet, die in ein felſiges Tal paßte, wo Menſchen ſich luſtwandelnd ergehen:

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im ſtillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt . . .

So konnte er jetzt für ſich ſelber die Oreaden und Dryaden an den Wieſen der Ilm bitten und dann in ſeinen alten Verſen weiter ſprechen:

. . . dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegnet ſein Glück!

Bewußt oder unbewußt ſchaute er aus nach dieſem ſüßen Troſt inmitten der Verdrießlichkeiten. Und weil er die Augen offen hielt, trat ihm auch bald das gewünſchte Liebchen unter den Bäumen ſeines Tals, zwiſchen dem rauſchenden Fluſſe und dem felſigen Ufer entgegen. Er hatte das Mädchen früher, vor einigen Jahren, ſchon einmal geſehen, als er in vornehmer Geſellſchaft eine neue „Fabrik“ ſeines Halbfreundes Bertuch beſuchte; dort arbeiteten junge Bürgermädchen an drei Nachmittagen der Woche unter Aufſicht von

Bertuchs Frau und Schwägerin und lernten künſtliche Blumen machen, wie Goethe ſelber ſie bei Theater- und feſtlichen Aufführungen zuweilen brauchte. Unter dieſen Mädchen war ihm die Mamſell Vulpius aufgefallen, zumeiſt durch die muntere, ſchlagfertige Antwort, die ſie einem hohen Herrn von auswärts gab.

Und nun zog ſie wiederum ſeine Augen auf ſich: nicht als Schönheit, ſondern als ein friſches, natürliches, aufrichtiges Menſchenkind. Sie war von Geſtalt klein und gedrungen, rund und derb, mehr einer Bäuerin als einer Städterin gleich; lebhafte, glänzende Augen und ein paar rote Backen zeugten von guter Geſundheit. Viel Schulbildung hatte ſie nicht, aber das Herz auf dem rechten Flecke. Alter: dreiundzwanzig Jahre. Der Vater dieſes Mädchens hatte zu den allzuvielen Advokaten in Weimar gehört; er war wohl dem Trunke ergeben geweſen; jedenfalls hatte ihm ſeine Frau mehr Kinder geſchenkt, als er ſtandesgemäß hätte aufziehen können. 1786 war er geſtorben, ſeine Frau war auch ſchon tot; eine Tante hatte Chriſtiane und ihre Stiefſchweſter Erneſtine zu ſich genommen; der älteſte Sohn, der ſchon als Knabe Talent zur Schriftſtellerei gezeigt hatte, war bei Goethe, und nicht vergeblich, bittſtellig geworden, ihm zur Vollendung ſeiner Studien beizuſtehn. Sobald er von Goethes Rückkehr aus Italien unterrichtet war, begehrte er neue Hilfe von dem vielvermögenden Geheimen Rat; für ſich wünſchte er einen beſſeren Poſten und auch ſeine Geſchwiſter empfahl er dem gnädigen Wohltäter. Sein Geſuch ließ er durch ſeine Schweſter Chriſtiane überbringen; dabei geſchah es, daß Goethe

mit dem munteren Mädchen ins Geſpräch kam und daß er ſie auf einen anderen Tag beſtellte, um ihr Beſcheid zu geben. Schon am 13. Juli begann er mit ihr ein Liebesleben, wie er es im Winter mit jener römiſchen Fauſtina gehabt hatte.

Und in ſeine „Erotica romana“, die er erinnernd dichtete und jetzt wieder erlebte, zog nun die weimariſche Chriſtel ein;

ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten ſich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſte vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende: lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.

Wiederum ſprach er:

Laß' dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir ſo ſchnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.

Sie hatten ihre Zuſammenkünfte in ſeinem alten Gartenhäuschen an der Ilm, und es kam vor, daß er am Nachmittage oder frühen Abend die Herren und Damen vom Hofe dort bewirtete, und wenn er Dieſe heimgeleitet, in ſeinem Stübchen erſt noch den willkommenſten Gaſt erwartete:

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich-geſelligen Herde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr: den eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.

Nicht immer gelang es ihr, ſich zu ihm zu ſchleichen, oder es graute ihr vor dem Dunkel der Nacht. Er aber hoffte

und wartete und ſchließlich brach er in ‚Morgenklagen‘ aus:

O du loſes, leidig-liebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpanneſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drückteſt doch ſo freundlich geſtern abend
Mir die Hände, liſpelteſt ſo lieblich:
„Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube!“

Angelehnet ließ ich meine Türe,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel!
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig Alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſich nicht ein Laut bewegen möchte.

Endlich als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenſter traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, ſehnſuchtsvollen Atem
Mit der kühlen Morgenluft zu miſchen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun biſt du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden! . . .

So erwartete auch umgekehrt ſie ihn zuweilen im Gartenhauſe, ſaß vielleicht an einem warmen Sommer-

tage allein oben im Stübchen, wartete, ſtrickte dabei, hielt inne und nickte ſchließlich ein:

Christiane ſchlafend, von Goethe gezeichnet

Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen,
Aber ihre Türe war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schlüſſel in der Taſche!
Öffn' ich leiſe die geliebte Türe!
Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
Fand ich ſie, gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet auf dem Sofa liegen.

Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern!
Es bewegen deine ſüßen Lippen
Weder ſich zur Rede, noch zum Kuſſe;
Aufgelöſt ſind dieſe Zauberbande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich . . .
— — — — — — — — —
Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Wertes mich und meiner Liebe.

◆ ◆ ◆

Von dieſem heimlichen Glücke erfuhren Goethes Freunde eine lange Zeit nichts; ſie vermuteten auch nichts dergleichen. Trotzdem entfernte auch dies Geheimnis ihn noch mehr von den bisherigen Nächſten und zumal von Charlotten. Er ſelber dachte doch daran, wenn ſie ihm zu verſtehen gab, daß er nicht mehr in den alten Kreis paſſe, und wenn Herders Frau ihn „Gleichgültigkeit gegen die Menſchen“ vorwarf.[1]) Zu Karoline Herder ging er jetzt ſehr oft, bald um Neues von ihres Gatten italieniſcher Reiſe zu hören, bald um ihr und ihren vielen Kindern an des Freundes Stelle beizuſtehn; Karoline geriet oft in heftige Gemütsbewegungen — wenn man Frau v. Stein eine Iphigenie nennen konnte, ſo war ſie der Elektra zu vergleichen — ſie hielt ihn alſo bald für ihren beſten Freund, bald ſagte ſie ihm ſcharfe, ungerechte Worte. Eigentlich hatte ſie in ſich viel Liebe und Verehrung für Goethe, vom erſten Tage an, wo ſie in Darmſtadt beiſammen geweſen; aber

[1]) Herder an Goethe, 27. Dez. 1788. G.-J. VIII, 24.

ſie ſtand ganz unter dem Einfluſſe des Gatten, deſſen ſtets unbefriedigtes Gemüt ſich auch oft gegen Goethe wandte. Mit Frau v. Stein hatte ſie die verdrießliche Eigenſchaft gemein, daß ſie ſich auch durch Vorzeichen, Ahnungen und Träume beſtimmen ließ. „Wenn ich nur“, ſchrieb Goethe jetzt einmal an Herder, „Deiner Frau, wie auch der Frau v. Stein, die verwünſchte Aufmerkſamkeit auf Träume wegnehmen könnte! Es iſt doch immer das Traumreich wie ein falſcher Lostopf, wo unzählige Nieten und höchſtens kleinſte Gewinnſtchen unter einander gemiſcht ſind; man wird ſelbſt zum Traum, zur Niete, wenn man ſich ernſtlich mit dieſen Phantomen beſchäftigt.“

Karoline war mit Goethen und Charlotten befreundet und hörte Beider Klagen an. Eines Tages meinte Goethe, er wolle ſich den nächſten Winter ganz an die Herzogin Luiſe halten, denn Dieſe ſei die Einzige, die ihm geblieben; außerdem hoffe er, daß die Imhoff und ſie, die Herderin, oft zu ihm zum Tee kämen. Karoline erwiderte: „Ja, wenn die Stein auch kommt.“

„Ach, mit Der iſt nicht viel anzufangen“, verſetzte er; „ſie iſt verſtimmt, und es ſcheint nicht, daß Etwas werden will.“

Die nächſten Freundinnen meinten: Frau v. Stein ſollte bereitwilliger ſein, dem alten Freunde zu verzeihen, und Goethe ſollte ſie um Verzeihung bitten oder ſie als ein Mann bei den Armen faſſen und kräftig ſchütteln und ausſchelten — aber was war eigentlich da, das verziehen und durch Verzeihung aus der Welt geſchafft werden konnte?

Frau v. Stein wußte nichts von der Vulpius oder, was wahrſcheinlicher iſt, ſie hielt Das, was ſie wußte, lange Zeit geheim. Sie ſprach nur aus, was zu Tage lag: Goethe ſei in Italien ſinnlich und ſelbſtiſch geworden, und nur ihn treffe die Schuld, daß der frühere Kreis der Freunde ſich auflöſe.

Aus dieſer Sinnlichkeit oder aus dieſer neuen Genußfreude machte Goethe auch gar kein Hehl. Er ging viel ins Fürſtenhaus, zwar dem Herzog oder der Herzogin zuliebe, aber man ſah, daß er auch auf das gute Eſſen und Trinken bei Hofe viel mehr Wert legte als früher. Der Karoline Herder ſetzte er einmal (am 14. Auguſt 88) auseinander, ihm ſei jetzt ganz wohl, da er ein Haus habe, gut Eſſen und Trinken und „Dergleichen“, wobei er ſich das heimliche Schätzchen als die Hauptſache dachte; alle Philoſophie, fuhr er fort, laufe doch darauf hinaus, daß der Menſch ein behagliches Hausweſen habe.

Die Tanzvergnügungen der höfiſchen Geſellſchaft beſuchte er jetzt auch wie einer der Jüngſten. Eines Tages waren die gelehrteren (und älteren) Frauen bei ihm zum Tee: die Stein, Herder, Kalb, Schardt, und fanden ihn höchſt langweilig; als ſie gingen, erzählte die Schardt, daß Goethe den Tag vorher auf dem ‚tanzenden Picknick‘ beinahe mit keiner geſcheidten Frau ein Wort geredet, ſondern den jungen Fräuleins nach der Reihe die Hände geküßt, ihnen ſchöne Sachen geſagt und viel getanzt hätte.

Erſt jetzt entdeckte Goethe gewiſſermaßen die Univerſität im nahen Jena; nun kam er viel mit ihren

Lehrern und auserwählten Studierenden zuſammen. Er hatte viel Liebe für die dortigen naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen und Anſtalten; dabei folgte dann auf den Vormittag der Wiſſenſchaften zumeiſt ein langer Nachmittag des Vergnügens. „Ich habe mich recht wohl befunden“, ſchrieb er Mitte November aus Jena an Charlottens Sohn (und mittelbar an ſeine Mutter); „auf dem Balle habe ich viel getanzt, bin in Lobeda und Drakendorf geweſen, vorgeſtern bei Griesbach zum Abendeſſen, geſtern im Konzert, und ſo geht es immerfort: Du ſiehſt, daß Jena zum luſtigen Leben inſpiriert.“ An den Herzog aber erzählte er weiter, nach Drakendorf ſei er mit Knebel gegangen, „das Ziegeſariſche Blut zu beſchauen“; damit meinte er die Töchter des gothaiſchen Geheimen Rates und Vizekanzlers v. Ziegeſar.

„Die großgewachſnen Mädchen haben uns ſehr in die Augen geſtochen. Die jüngſte wird eben konfirmiert und kann die Propheten nicht merken; die mittelſte iſt wirklich ein Schatz, die älteſte nähert ſich ſchon der Mutter[1]) ... und wenn die

[1]) Die Frau v. Ziegeſar war „die ſchöne Wangenheim“, Magdalene Auguſte. Sie hatte bis 1785 ſieben Kinder; Goethe meint hier von ihren Töchtern die drei älteren: Friederike, 1801 vermählt mit dem preußiſchen Kammerherrn v. Scheliha und 1816 mit dem gothaiſchen Kanzler v. Seebach; Cäcilie, 1789 als Fünfzehnjährige vermählt mit jenem Freiherrn v. Werthern-Beichlingen, deſſen erſte Frau mit Auguſt v. Einſiedel nach Afrika entflohen war; Charlotte, 1790 vermählt mit dem gothaiſchen Geheimrat v. Wangenheim. Auf dieſe drei folgte dann erſt Silvia (1785—1855, 1814 vermählt mit dem Theologen Prof. Koethe), die uns ſpäter wieder begegnen wird.

Mädchen bei einigen Konſiſtorial-Geſchichten [die ihr Vater erzählte] auf die Teller ſchauten, waren ſie darum nichts häßlicher. Mutter, Töchter und Söhne werden uns beide Hagenſtolzen ehſtens beſuchen, und wir werden bei Gelegenheit des Naturalienkabinetts uns zu empfehlen trachten ... Ich ſchäme mich vor Ihnen der Studenten-Ader nicht, die ſich wieder in mir zu beleben anfängt."

Den Winter über ſah Goethe die alte Freundin wohl manchesmal, aber faſt immer in Geſellſchaft. Er las ſeinen Nächſten den ſeine letzte Form gewinnenden ‚Taſſo' vor und freute ſich dabei auch an Lottens Teilnahme und Lob. Er warb mehr als einmal um Erneuerung der alten Freundſchaft.

„Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genoſſen werden ... Lebe recht wohl und liebe mich!"

Selbſt wenn ſie ihn ihren Ärger und Kummer hatte fühlen laſſen.

„Wenn Du es hören magſt, ſo mag ich Dir gerne ſagen, daß Deine Vorwürfe, wenn ſie mir auch im Augenblicke empfindlich ſind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklaſſen. Auch ſie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du Manches an mir dulden mußt, ſo iſt es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es iſt auch ſoviel beſſer, daß man freundlich abrechnet, als daß man ſich immer einander anähnlichen will, und wenn Das nicht reuſſiert, einander aus dem Wege geht.

„Mit Dir kann ich am wenigſten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wieviel man an allen Menſchen zu tragen hat, ſo werden wir ja noch, Liebe, einander nachſehn. Lebe wohl und liebe mich."

* * *

Im Anfang März (1789) ſagte Charlotte es weiter, daß Goethe die Vulpius oft zu ſich kommen laſſe, und ſie verbarg ihren Kummer, ihre Entrüſtung darüber nicht. „Da er ein ſo vorzüglicher Menſch iſt, ſo ſollte er nichts tun, wodurch er ſich zu den Andern herabwürdigt.“ Er habe ſein vierzigſtes Jahr erreicht, ohne ſolcher Gemeinſchaft zu bedürfen, meinte ſie, warum könnte er nicht auf ſeiner Höhe bleiben?

Man konnte freilich die Sache auch proſaiſcher und läßlicher anſehen. Weshalb viel Aufſehen machen, wo ein ſonſt ernſter, ſtrenger Mann durch eine ſolche vorübergehende Liebſchaft der Natur ihre Schuld bezahlt? Wen ſchädigte er denn? Wer hatte ſich zu beklagen? Sein Liebchen war kein unſchuldig Kind mehr geweſen, als ſie zu ihm kam. In Goethes Hand konnte ſie nicht verderben. Hatte ſie ein Kind von ihm, ſo würde dieſem Kinde der Verſorger nicht fehlen. Goethe ſelber faßte das Verhältnis als ſeine und des Mädchens Heimlichkeit auf; ſeinen Freunden fiel er nicht läſtig damit, alſo taten ſeine Freunde am klügſten, Das nicht zu ſehen, was ihnen nicht gezeigt wurde.

So konnten die andern Freunde denken und reden; Charlotte aber fühlte immer die ſchmerzhafteſte Wahrheit, daß dieſe Vulpius in einigen Dingen ihre Nachfolgerin war. Und die Kinder der Vulpius würden Nachfolger ihres Lieblings Fritz werden. Sie kannte Goethe gut genug; ſie wußte, daß er auch in dieſem Verhältnis nicht wie ein gewöhnlicher Mann handeln würde. Ein Anderer würde das Mädchen bald auf gute Manier ablohnen; aber bei Goethes Ernſt und

Wohltätigkeit und Treue ſah die Sache langwieriger aus. Goethes Scheu vor dem Ehebande war nicht zugleich eine Abneigung gegen Weib und Kind; an hausväterlicher Geſinnung kamen ihm Wenige gleich! Und konnte er nicht an dieſer Chriſtiane Vulpius allerlei Tugenden entdecken oder ihr ſolche Tugenden in ſeines Herzens Gütigkeit andichten? Hatte er nicht in ſeinem letzten Drama ein ebenſolches ehrvergeſſenes Bürgermädchen geradezu verherrlicht? Das war's: die Chriſtiane war nicht nur die zeitweilige Mätreſſe eines wohlhabenden Gönners, ſie war das „Klärchen“ für dieſen Prinzen Egmont!

* * *

Charlottens Geſundheit war den ganzen Winter über ſchlecht; ſie mußte diesmal zeitig im Frühjahre ein Bad aufſuchen. Über Frankfurt, wo ſie Goethens Mutter zum erſten Male ſah, begab ſie ſich nach Wiesbaden.

Sehnſüchtig wartete ſie dort auf Briefe; als die erſten ankamen, war keiner von Goethe dabei. Sie hatte ihm bei ihrer Abreiſe ein Schreiben zurückgelaſſen, in dem ſie offen und ausführlich ausſprach, was ſie auf dem Herzen hatte, Alles, was er ihr ſeit ſeiner Rückkehr Schmerzliches angetan. Mochte er ihre Worte jetzt, wo ſie monatelang voneinander getrennt waren und keine Tages-Erregungen mehr zwiſchen ſie traten, ſtill beherzigen!

Goethe trug den Brief einige Wochen mit ſich herum. Der Brief aber tat nicht die von Charlotten gewünſchte Wirkung; es entſtand im Empfänger kein Schuldgefühl; er gelangte zu keinem Bitten um Ver-

zeihung. Er zögerte mit der Antwort nur, weil er gern ſein Bedürfnis, aufrichtig zu ſein, mit dem anderen Wunſche, der alten Freundin Schmerzen zu erſparen, verſöhnt und vereinigt hätte.

Eines Tages hatte ſie dann Goethes Antwort auf ihre Erklärung:

„Wie ſehr ich Dich liebe, wie ſehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkehr aus Italien bewieſen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort . . . .

„Was ich in Italien verlaſſen habe, mag ich nicht wiederholen; Du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung, und ich geſtehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich Andere nahmen, für mich äußerſt empfindlich war.

„Ich ſah Herdern, die Herzogin [-Mutter] verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer: ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war — und mußte mir in demſelben Augenblick hartnäckig wiederholen laſſen: ich hätte auch wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menſchen uſw. Und Das alles, eh von einem Verhältnis die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint.

„Und welch' ein Verhältnis iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, Jeden, der mir näher iſt, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher. Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Geſellſchaft erſt recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte, innigſte Verhältnis verloren haben ſollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da iſt, wenn ich

Dich einmal geſtimmt fand, mit mir über intereſſante Gegenſtände zu ſprechen!

„Aber Das geſtehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt Du mir die Lippen verſchloſſen. Wenn ich mitteilend war, haſt Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art, zu ſein, getadelt und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt?

„Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemütsverfaſſung eher beleidigen als verſöhnen könnte. Unglücklicherweiſe haſt Du ſchon lange meinen Rat in Abſicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Geſundheit höchſt ſchädlich iſt. Es iſt nicht genug, daß es ſchon ſchwer hält, manche Eindrücke moraliſch zu überwinden: Du verſtärkſt die hypochondriſche, quälende Kraft der traurigen Vorſtellungen durch ein phyſiſches Mittel, deſſen Schädlichkeit Du eine Zeitlang wohl eingeſehen und das Du aus Liebe zu mir auf eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hatteſt.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Du mich wieder erkennen werdeſt.“

Aber Charlotte gab nun alle Hoffnung auf! Wenn er der Meinung war, daß ſie ihn mit vorſätzlicher Laune von ſich geſtoßen habe, daß ihre krankhafte Gemütsverfaſſung oder gar ihr — Kaffeetrinken an ihren und ſeinen Seelennöten ſchuld ſei, ſo war es hohe Zeit, daß ſie ihn von einer ſolchen Freundin befreite. Sie ſchrieb auf den böſen Brief den einen Laut: O!!!

Acht Tage ſpäter, als ſie ſchon in Ems ihre Kur fortſetzte, erhielt ſie wieder einen Brief Goethes; dieſes

zweite Schreiben war freundlicher, aber es hob das vorige nicht auf. Nur in Einem ſtimmten Goethe und ſie überein: in der traurigen Erkenntnis, daß ihr Verhältnis, wie ſie es in den letzten Monaten gehabt hatten, nicht länger mehr erträglich ſei. Entweder mußten ſie zur alten Freundſchaft zurückkehren oder ſie mußten ſich völlig trennen.

Goethe ſchien eine Verſöhnung zu wünſchen und für möglich zu halten; aber ſein Vorſchlag lief gewiſſermaßen darauf hinaus, daß Charlotte in ſeinem Empfangszimmer als Hausdame freundlich tue, während in der Wohnſtube und Schlafkammer die Chriſtiane ihr Weſen treiben ſollte. Wollte Charlotte aber ſich in ſeinem Herzen und Leben nicht in dieſer Weiſe verwenden laſſen, ſo deutete ihr Goethe an, daß bei einer völligen Trennung ſie vielleicht noch mehr verliere als er. Er ſuchte freilich dieſe bittere Pille in ſchönes Papier zu wickeln.

„Es iſt mir nicht leicht ein Blatt ſaurer zu ſchreiben geworden als der letzte Brief an Dich, und wahrſcheinlich war er Dir ſo unangenehm zu leſen als mir zu ſchreiben. Indes iſt doch wenigſtens die Lippe eröffnet, und ich wünſche, daß wir ſie nie gegeneinander wieder ſchließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; ſobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Menſch und muß in der Folge mich noch mehr verändern.

„Ich klage nicht über meine hieſige Lage; ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima ſchon wieder mich angreift und mich früher oder ſpäter zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, den ſtrengen Winter

bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres [militäriſches] Verhältnis und durch andere Kombinationen Alles bei uns inkonſiſtent und folgenlos iſt und wird; wenn man faſt keinen Menſchen nennen kann, der in ſeinem Zuſtande behaglich wäre, ſo gehört ſchon Kraft dazu, ſich aufrecht, in einer gewiſſen Munterkeit und Tätigkeit zu erhalten und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslöſen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältnis zu den Nächſten entſteht, ſo weiß man nicht mehr, wohin man ſoll. Ich ſage Das ſo gut in **Deinem** als meinem Sinne und verſichere Dich, daß es mich unendlich ſchmerzt, Dich unter dieſen Umſtänden noch tiefer zu betrüben.

„Zu meiner Entſchuldigung will ich Nichts ſagen. Nur mag ich Dich gern bitten: hilf mir ſelbſt, daß das Verhältnis, das Dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibe, wie es ſteht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder; ſieh' die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an; erlaube mir, Dir ein gelaſſenes, wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich Alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen." — —

Charlotte hatte keine Hoffnung mehr. Die Aufgabe, Goethes Verhältnis zu ſeinem Mädchen vor dem „Ausarten" zu behüten, mochte ſie nicht mehr übernehmen. Sie konnte ihm und er ihr nichts mehr nütze ſein.

Ein diplomatiſches Übermalen und Hinziehen war ihre Sache nicht. Sie ſtrebte ſtets nach richtiger Erkenntnis und ging der bitterſten Wahrheit nicht aus dem Wege. Was nicht mehr ſtehen kann, muß fallen.

Der Freundſchaftstempel, in dem die Beiden dreizehn und ein halbes Jahr gewohnt hatten, brach zuſammen. — —

Am 6. Juli war Charlotte wieder in Weimar; ihre Freundinnen empfingen ſie alle ſehr liebreich. Auch

ſogar „von einem ehemaligen alten Freunde“ fand ſie ein freundliches Zettelchen in ihrem Kabinettchen an der Wand. Von einem ehemaligen alten Freunde.

* * *

Ende November (1789) bekam Goethe vom Herzog eine neue Wohnung, im Jägerhauſe draußen vor dem Frauentore, an der Straße nach Belvedere. Am 25. Dezember gebar Chriſtiane ihr erſtes Kind, ein Söhnchen; zwei Tage ſpäter ward es vom erſten Geiſtlichen, Herder, auf die Namen Julius Auguſt Walther getauft; der Herzog ſelber war Pate. So ward das Kind der ledigen Vulpius von Anfang an als Goethes Sohn geehrt. Freilich: Andere reizte dieſe Mißachtung der ſittlichen und kirchlichen Vorſchriften zu heftigem Tadel und Widerſtand.

Sehr bald nach des Kindes Geburt trat Goethe eine große Reiſe an, nach Venedig, wo er nach des Herzogs Wunſch die zurückkehrende Herzogin Amalie erwarten ſollte, um ſie heimzubegleiten. Zufällig mußte er in der Lagunenſtadt bei ſchlechteſtem Wetter lange auf die Fürſtin warten. Vieles mißfiel ihm dort; das italieniſche Weſen ſagte ihm jetzt garnicht mehr zu; um ſo ſtärker wuchs das Verlangen nach ſeinem Liebchen in der Heimat.

Er ließ ſich zwar vom Herzog verführen, gleich nach ſeiner Heimkehr wieder auf eine weite Reiſe zu gehen, nach Schleſien und Polen; aber auch dieſe Entfernung beſtätigte nur ſeinen häuslichen Sinn. „Ich ſehne mich nach Hauſe“, ſchrieb er aus Breslau an

Herders; „ich habe in der Welt nichts mehr zu ſuchen.“ Und einige Wochen danach, als er auch ein Stück Polen kennen gelernt hatte:

„Es iſt all und überall Lumperei und Lauſerei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegeſſen und bei meinem Mädchen geſchlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu iſt, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, ſo hab' ich vorerſt nichts weiter zu wünſchen.“

Bei dieſer Geſinnung gegen Chriſtianen war es natürlich, daß er ſie, die häufige Beſucherin, ſchließlich ins Haus nahm: ſie erwies ſich tüchtig und ſparſam in der Wirtſchaft, und ſo hatte er zur angenehmen Geſellſchaft noch den Vorteil, daß er jetzt ſein Eigentum nicht mehr fremden Dienern anvertrauen mußte. Vor den Leuten war Chriſtiane ſeine Verwalterin, die ihn mit „Sie“ und „Herr Geheime Rat“ anredete; im eigenen Herzen und Gewiſſen hielt er ſich je länger je mehr mit ihr verheiratet. Als er auf der ſchleſiſchen Reiſe in Dresden ein paar Tage blieb, kam in geſelligem Kreiſe bei Körners die Rede auf die Vorteile des Eheſtands, und Goethe machte einem Freunde jenes Hauſes, dem Grafen Geßler, Vorwürfe ob ſeines Junggeſellentums. „Warum heiraten Sie denn nicht ſelbſt?“ fragte ihn da Körners Schwägerin. „Ich bin verheiratet“, erwiderte Goethe, „nur nicht mit Zeremonie.“

In den Stunden, wo Amor ruhte, war Goethe mehr der Vater ſeines Chriſtelchens als ihr Gatte. Nicht nur war ſie fünfzehn Jahre jünger als er, ihr

Chriſtiane Vulpius

Bleiſtift- und Federzeichnungen von Goethe

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

Denken und Fühlen blieb recht kindlich und volksmäßig, und Goethe ſpielte gar gern den väterlichen Verſorger und Beſchützer. So war es ihm eine beſondere herzliche Freude, wenn ſein „Bettſchatz“ ihn auf ein Kindchen hoffen ließ: da konnte er zwei Schutzbedürftige in Einem an ſich ziehen.

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schoß immer ſich nährend bewegt.

Leider folgt ſolchen Hoffnungen oft bitterer Schmerz. Das zweite Kindchen Chriſtianens, ein Knabe, kam tot zur Welt. Es war am 14. Oktober 1791. —

* * *

In Rom hatte Goethe einen ſchweizeriſchen Maler, Heinrich Meyer, recht lieb gewonnen; er führte es nun herbei, daß Dieſer von Karl Auguſt ein Gehalt bekam und nach Weimar überſiedelte. Goethe ſelber nahm ihn in Wohnung und Koſt; er wollte dieſen Künſtler, der zugleich ein großer Kunſtkenner und -forſcher war, immer in nächſter Nähe haben und ſich an ſeinen Geſprächen erlaben; er erreichte damit aber auch, daß ſein nächſter Freund — Das war Heinrich Meyer von nun an — bei Chriſtianen und Auguſtchen blieb, wenn er verreiſen mußte. Und er ward immer wieder zu weiten Reiſen gezwungen oder verführt; ſein Herzog, dem er ſonſt nicht viel diente, brauchte ihn zum Geſellſchafter; auch tat Goethe, der immer Lernluſtige, gern neue Einblicke in fremde Länder und Verhältniſſe. Im Sommer 1792 ſchenkte Karl Auguſt ſeinem Freunde das Haus

am Frauenplan, wo er früher zur Miete gewohnt hatte — es mußte aber im Innern ganz umgebaut werden — und wünſchte um dieſelbe Zeit, daß Goethe ihn in den Feldzug der deutſchen Fürſten gegen die franzöſiſchen Empörer begleite; da mußte denn Freund Meyer die künftige Wohnung einrichten und bei den Seinen Wache halten.

Der Weg zum Regimente Karl Auguſts führte über Frankfurt. Hier ſah Goethe, am 12. Auguſt 1792, ſeine Mutter wieder, zum erſten Male ſeit Neujahr 1780! Jetzt konnte er ihr zum erſten Male von dem Mädchen erzählen, das ihm die Ehefrau erſetzte, und von ſeinem Auguſtchen, ihrem Enkelchen. Die Frau Rat fügte ſich ſtets mit gutem Humor in das Unabänderliche; es freute ſie doch, daß Wolfgang jetzt ein behagliches Heim und eine zärtliche Pflegerin darin beſaß. Und als er für ſeinen Schatz bei den Juden allerlei Kleiderſtoff und Schmuck kaufte, gab ſie von ſich aus hübſche Geſchenke mit darein.

An ſolche Geſchenke für ſein Chriſtelchen dachte Goethe in jeder neuen Stadt, und alle paar Tage ſchrieb er ihr ein Briefchen und liebkoſte ſie darin bald als ſein Schätzchen, bald wie ein Kind. Sie aber bat ihn immer wieder, ſich recht in acht zu nehmen vor Erkältung und vor feindlichen Kugeln, und war unglücklich, daß ihr Freund und Herr ſo böſe Strapazen ertragen mußte.

Der Feldzug hatte einen unerwarteten Ausgang. Am 10. September glaubte Goethe noch, er werde bald in Paris für ſein Chriſtelchen Einkäufe machen. Wenige

Chriſtiane und Auguſt

Nach dem Aquarell von Heinrich Meyer. April 1792

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

Tage nachher richtete er ſeine Gedanken ſchon wieder auf Frankfurt, denn der Rückzug ſtand bevor; aber der Krieg wendete ſich ſo ſehr und ſo raſch zu Ungunſten der Deutſchen, daß Goethe, als er Koblenz erreichte, nicht einmal über Frankfurt nach Haus eilen konnte, denn ſeine Vaterſtadt war bereits von den Franzoſen beſetzt. So machte er einen großen Umweg über den Niederrhein und Weſtfalen. In der Nacht vom 16. zum 17. Dezember pochte er an die Pforte des großen Hauſes am Frauenplan, das nun ihm gehörte, und die Seinen: Chriſtiane, Auguſtchen und Heinrich Meyer ſprangen jubelnd aus den Betten.

Mitte Mai 1793 fuhr er aber ſchon wieder zum Kriegsſchauplatz im Weſten: die Franzoſen wurden in Mainz belagert, und ſein Herzog, der einen Teil der deutſchen Truppen befehligte, verlangte wieder nach ihm. Wiederum ſchickte er aus Frankfurt allerlei Sachen, die ſein Schatz in Weimar nicht ſo gut bekommen konnte; wiederum erwiderte er ihre Bitten, ſich doch ja in Acht zu nehmen, mit der Verſicherung, daß es ihm recht gut gehe, und in jedem Brief ſtand eine Liebeserklärung.

29. Mai. „Ich war in ein Dorf recht ſchön einquartiert: da haben mich die Wanzen wie gewöhnlich herausgejagt. Nun ſchlafe ich wieder im Zelte, angezogen, in einer Strohbucht und habe eine Decke, die uns, hoffe ich, bald wieder zuſammen zudecken ſoll. Ich denke viel an Dich, küſſe Dich und den Kleinen in Gedanken."

31. Mai. „Heute Nacht ſind wir unſanft geweckt worden: die Franzoſen attackierten das Hauptquartier, ein Dorf ohngefähr eine halbe Stunde von uns. Das Feuer war ſehr lebhaft; ſie wurden endlich zurückgetrieben. Deiner Bitte

eingedenk, bin ich erſt, da es Tag war und Alles vorbei, hinuntergeritten .... Behalte mich lieb! Ich werde mich um Deinetwillen ſchonen, denn Du biſt mein Liebſtes auf der Welt."

Chriſtiane war auch im diesmaligen Frankfurter Pakete wieder von Goethes Mutter beſchenkt worden und wagte nun einen Dankesbrief. „Du haſt recht wohl getan, an meine Mutter zu ſchreiben", erwiderte Goethe auf dieſe Mitteilung; „ſie wird's ja wohl leſen können." Die Rechtſchreibung der Frau Rat war kraus genug, Chriſtiane aber ging noch viel kühner mit der deutſchen Sprache um, und ihr Thüringiſch drang noch kräftiger durch die Schriftſprache als das Frankfurtiſche der alten Eliſabeth Goethe. „Sie iſt Dir recht gut", erzählte Goethe weiter, „denn ich habe ihr erzählt, wie Du ſo brav biſt und mich ſo glücklich machſt." Und die Frau Rat antwortete auch freundlich:

„Daß Ihnen die überſchickten Sachen Freude gemacht haben, war mir ſehr angenehm. Tragen Sie dieſelben als ein kleines Andenken von der Mutter Desjenigen, den Sie lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient."

Kurz vor ſeinem Geburtstage ſchloß Goethe ſeinen Hausſchatz wieder in ſeine Arme. Am 22. November (1793) gebar ſie ihm ein Mädchen, das aber nur bis zum 3. Dezember lebte. Sein Schmerz, als er dies Kind verlor, war überaus heftig; Heinrich Meyer war erſtaunt und ergriffen, als er den ſonſt ſo zurückhaltenden Freund faſt in einem Zuſtande der Raſerei ſah.

◆ ◆ ◆

In Geſellſchaft begegnete ſich Goethe zuweilen noch mit Frau v. Stein. Ihr Leben war ſehr verdunkelt, zumal da ihr Mann jetzt hoffnungslos kränkelte und ihr viel Laſt machte. Öfter hatte er es mit Fritz zu tun, der ein wertvoller weimariſcher Staatsdiener zu werden verſprach und einſtweilen in Jena und Hamburg ſeine Kenntniſſe vermehrte. Ihm trug er auch Grüße an die Mutter oder an die Eltern auf, und einmal ſchickte er Charlotten den letzten Band ſeiner geſammelten Werke.

Aber einen Verſuch, die ehemalige Freundſchaft zu erneuern, machte er ſo wenig wie ſie. Er war jetzt erſt recht der hartnäckige Schweiger; Frau v. Stein dagegen ſprach ſich gegen ihre Nächſten mit ihrer gewohnten Offenheit über den verlorenen Freund aus. „Es ſind böſe Reminiszenzen in ihr geblieben“, urteilte Karoline Beulwitz; „Die Stein iſt aufgerieben in ſich, arme Seele!“ Und ein andermal:

„Sie war in eine ſtille Trauer über ihr Verhältnis mit Goethe geſunken, und da ſchien ſie mir wahrer und harmoniſcher, als in der widernatürlichen von Gleichgültigkeit und Verachtung.

„Ein zwölfjähriges zärtliches Verhältnis kann ſich nicht in ſo widrige Empfindungen auflöſen, ohne die beſten Kräfte des geiſtigen Lebens zu vernichten.“

Charlotte ſagte ihrem Fritz geradezu: er ſei von Goethen hintergangen worden, und auch ſich ſelber hielt ſie für getäuſcht. Daß die Änderung Goethes ein Verſinken zum Niedrigen und Unreinen ſei, war ihr nicht zweifelhaft; ſchon deshalb nicht, weil er auf die

Dauer ſich mit jenem Mädchen wohlgefiel und großen Anteil an ihren Kindesnöten und anderen Erlebniſſen, auch an ihrer ganzen Familie, nahm.

Aber Charlotte hatte noch ſtärkere Beweiſe für Goethes traurige Metamorphoſe. Schon äußerlich war er ein Anderer geworden. Früher ſchlank, mager, behende, jetzt dick, ſteif, träge; früher blaß und geiſtig, jetzt rötlich-ſinnlich ausſehend; früher galt er überall für ſchön, jetzt hätte ihn Niemand dafür erklärt. „Schrecklich dick“ nannte ihn die Herzogin im Herbſt 1793.

Und ſeine Leiſtungen? Die frühere Opferwilligkeit war dahin; er überließ jetzt alle langweilige Arbeit willig den Anderen, bezog aber trotzdem ſein Gehalt und behielt ſeinen hohen Rang unter den Geheimen Räten. Sicherlich blieb er dem Herzoge als guter Freund und Begleiter lieb und nützlich; er folgte ihm ſogar zu Manövern, Krieg und Belagerung; aber dafür konnte man kaum dankbar ſein, da man dieſe Abweſenheiten des Herzogs nur beklagen mußte. In Jena beſſerte Goethe an verſchiedenen akademiſchen Anſtalten herum; in Weimar übernahm er die Leitung des Theaters, als man den Direktor Bellomo ſatt hatte und es einmal wieder mit einem eigenen Hoftheater verſuchte. Aber dieſe zerſtreute artiſtiſch-wiſſenſchaftliche Tätigkeit ließ ſich doch nicht mit ſeiner treuen Arbeit vor der italieniſchen Reiſe vergleichen.

Waren etwa ſeine poetiſchen Werke jetzt um ſo beſſer? Ach! auf ‚Iphigenie‘, ‚Taſſo‘ und ‚Egmont‘ folgten ‚Der Großkophta‘, ‚Der Bürgergeneral‘ und ‚Die Aufgeregten‘. Wo blieben nun eigentlich die

Goethe

Nach dem Aquarellgemälde von Heinrich Meyer, 1795

Beſitzer: Forſtaſſeſſor Schuchardt

Wunderfrüchte, die er aus den Gärten Hesperiens hatte mitbringen wollen? Man hörte zwar, daß er verliebte Elegien und zweideutige Epigramme in klaſſiſchem Stil machte; ſie konnten wohl nicht öffentlich gezeigt werden. Ferner hieß es, daß er Botanik und Anatomie weiter trieb, daß er in der Optik eine große Irrlehre Newtons aufdecken wolle. Sein lebhafter Geiſt fuhr alſo immer noch hin und her; aber ſicherlich hielt Goethe nicht, was man erwartet hatte. Wenn Charlotte „von dieſem ausgelöſchten Stern“ ſprach, erregte ſie kaum Widerſpruch.

Goethes Haus am Frauenplan in Weimar

XIII. In Weimar, Jena, Karlsbad und auf Reiſen.

1795 bis 1806.

Faſt Alle, die es mit ihm gut meinten, bedauerten Goethes „häusliches Verhältnis“ und wünſchten, daß er ſich zu einem regelrechten Zuſtande zurückfinde. Damit meinten die Wenigſten eine kirchliche Einſegnung mit Chriſtianen,[1]) und er wäre wohl ſelber unglücklich geweſen, wenn er, der ſo lange ſeine Freiheit ängſtlich verteidigt hatte, ſich nun mit ſeiner Wirtſchafterin an gleicher Kette hätte fühlen müſſen. Das eben iſt der Vorteil der ungeſetzlichen Ehe, daß jeden Tag die Tür offen ſteht; man kann zuſammenbleiben oder ſich trennen, und ſo lebt man immer nach eigener, neuer Wahl, während die Andern als Sklaven eines früheren Entſchluſſes, den ſie vielleicht längſt bereuten, ihre Laſt tragen. Goethe hatte aber den weiteren Vorteil, daß ſeine Hausgenoſſin nie an eine Gleichſtellung mit ihrem

[1]) Nur von der Fürſtin Gallitzin in Münſter weiß ich, daß ſie Goethen dieſen Schritt empfahl.

Gönner dachte. Er lebte den größten Teil des Tages ſein Leben für ſich; er behielt auch die Freiheit, andere Mädchen und Frauen in ihrer Eigenart zu genießen, mit ihnen ein wenig zu liebeln, wozu ihm namentlich auf Reiſen und in Badeörtern die Luſt immer wieder kam, und er behielt auch das Recht, eine dieſer Damen zur Ehefrau zu wählen. Das gleiche Recht hatte Chriſtiane; ſie lebte in einer andern Geſellſchaftsklaſſe und vergnügte ſich an andern Orten; auch ſie ſtand manchmal in Verſuchung, ſich zu einem andern Mann zu geſellen, der ihr nach Alter, Geſundheit, Bildung und Lebensart näher war. Sie tanzte leidenſchaftlich gern und mußte dies Vergnügen immer fern von ihrem „Geheimrat“ ſuchen; dabei hatte ſie ihre Augelchen ſo gut, wie er ſie hatte: „Augelchen“ haben oder machen, ſagten ſie beide für Blicke wechſeln, lächeln und freundlich-ſchwätzen mit dem andern Geſchlecht.

Dies Bewußtſein, daß der Andere in eine neue Liebe eintreten durfte und manche Gelegenheit und Einladung dazu hatte, erweckte immer wieder den Wunſch, daß er treu bleiben möchte, ſtimmte zur Eiferſucht, ließ alſo die Liebe nicht in den geruhigen Eheſchlaf verſinken. Goethe gönnte ſeiner Kleinen ihren Spaß und ihre Erfolge — ſuchte er doch ähnliche Freuden — und war dabei nicht ſelten eiferſüchtig. Zu anderen Zeiten vergaß er ſie über einer vornehmeren oder „gelehrteren“ Dame, verliebte ſich ein wenig in ein neues Frauenbild, bewegte ſich in Geſellſchaft wie ein lediger Mann; aber wenn der erſte Reiz vorüber war, verglich er die neue Freundin mit ſeiner Chriſtel,

und das Ergebnis war, daß ihm keine Andere ein ſo bequemes und angenehmes Leben bieten konnte wie ſeine beſcheidene Kleine, die ſich vor der vornehmen Welt im Verborgenen hielt. „Es werden viele Augelchen gemacht, die Dir aber keinen Abbruch tun“, ſchrieb er Chriſtianen einmal aus Karlsbad, „denn man ſieht erſt recht, wie ſehr man Urſache hat, ſeinen treuen Hausſchatz zu lieben.“ So erging es ihm manchmal. Er war kein großer Frauenbewunderer oder Frauendiener wie Einige ſeiner Freunde, wie etwa ſein Herzog oder ſein vormaliger Freund Fritz Stolberg; er kehrte nur gern immer wieder zu ihnen zurück. Das ſtärkſte und andauerndſte Bedürfnis ſeiner Seele ging auf die Wiſſenſchaften und Künſte, auf Forſchen und Schaffen; darin verkürzte ihn Chriſtiane viel weniger als es eine gleichgeſtellte und deshalb anſpruchsvollere Ehefrau getan hätte. Und überdies war Chriſtel die Mutter ſeines Knaben, den er herzlich liebte; ſie hatte ſich ihm anvertraut, und er war ihr unzählige ſchöne Stunden ſchuldig.

Seine alte Unſtätigkeit zeigte ſich jetzt noch in häufigen Reiſen oder vielmaligem Aufenthaltswechſel. Er hatte daheim zwei Häuſer und zwei Gärten; er fing jetzt aber auch an, in Jena zu wohnen. Wenn er zu Hauſe am Frauenplane keine Ruhe hatte oder in ſeiner Arbeit nicht vorrückte, ſo verſuchte er's im Garten am Stern, öfter aber in Jena, obwohl er dort ſein Liebchen und ſein Kind entbehren mußte. Und ſie entbehrten ihn! „Deine zimer mein lieber und das Ganze Hauß iſt in Ordnug“, ſchrieb ihm Chriſtiane

einmal (im September 1799), „und Erwartet ſein Herrn mit der gröſten ſehnſucht. Es wird fileicht mit den arbeyden Hier beſer gehn als ſond du kans hier wie in Jena in bete dickdiren und ich will des Morchens nicht ehr zu dir komm biß du mich verlangſt auch der Guſtell ſoll Frühe nicht zu dir komm. Kom nur balt.“[1])

Sein größter Freund in Jena war jetzt Schiller. Zuſammengeführt waren ſie durch eine neue Zeitſchrift, die Schiller herausgab; nun regten ſie einander an zu dichteriſchen Werken, und wie Goethe zu Schillers Monatsheften und Almanachen beiſteuerte, ſo half der jüngere Freund dem älteren bei der Fürſorge für das weimariſche Theater. Sie fühlten ſich als Verbündete und liebten ſich als Menſchen. Schillers Frau war mit im Bunde; Goethes Schätzchen aber ward von jener Seite nicht beachtet. Schiller war wiederholt als Goethes Hausgaſt in Chriſtianens Pflege, ſchon im Herbſt 1794 vierzehn Tage lang, aber nie flocht er in ſeine Briefe einen Gruß an ſie. Als in Schillers Hauſe ein zweites Kind erwartet wurde, fragte Goethe, ob Schiller nicht für die erſte Zeit ſeinen dreijährigen Karl herübergeben wolle, damit er dort nicht zur Laſt falle: „[hier] würde er Auguſten ſehr willkommen ſein und in Geſellſchaft der vielen Kinder, die ſich in meinem Hauſe und Garten verſammeln, ſich recht wohl befinden.“ Aber Karlchen ſei nicht im Wege, war die Antwort. Und

[1]) Bruchſtücke aus Chriſtianens Briefen ſind in den „Lesarten“ der Sophien-Ausgabe von Goethes Briefen mitgeteilt. Eine vollſtändige Ausgabe iſt von H. G. Gräf zu erwarten.

wenn Schiller mit ſeiner Familie herüberkam, wohnte er ſelber zwar bei Goethe, ſeine Gattin mit den Kindern jedoch am andern Ende der Ackerwand bei Frau v. Stein. Auch als ſie ganz nach Weimar überſiedelten, nahmen ſie Goethes Angebot, daß die Kinder vorweg in ſein Haus kommen ſollten, nicht an, obwohl Charlotte Schiller eben vom dritten Wochenbette aufſtand und der Umzug im Winter geſchah. Man wollte keine Verbindung mit der Mamſell Vulpius.

Schiller war der entſchiedenſte Verkünder und Verteidiger Goethes, nur nicht in dieſem Punkte. Im November 1801 ſchrieb er an die Gräfin Schimmelmann in Kopenhagen:

„Es wäre zu wünſchen, daß ich Goethe ebenſogut in Rückſicht auf ſeine häuslichen Verhältniſſe rechtfertigen könnte, als ich es in Abſicht auf ſeine literariſchen und bürgerlichen mit Zuverſicht kann. Aber leider iſt er durch einige falſche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Eheſcheu in ein Verhältnis geraten, welches ihn in ſeinem eigenen häuslichen Kreiſe drückt und unglücklich macht und welches abzuſchütteln er leider zu ſchwach und zu weichherzig iſt. Dies iſt ſeine einzige Blöße, die aber Niemand verletzt als ihn ſelbſt, und auch Dieſe hängt mit einem ſehr edlen Teil ſeines Charakters zuſammen.“

Aber gerade in der Arbeitsgemeinſchaft mit Schiller zog ſich Goethe den Ruf der Unſittlichkeit erſt recht zu. Jener Freund begehrte für ſeine Hefte Arbeiten Goethes und keine langweiligen; ſo lockte er aus der Schublade des Freundes auch die ‚Elegien‘ und ‚Epigramme‘ heraus, vor deren Druck Herder und ſogar Karl Auguſt freundſchaftlich gewarnt hatten. Da nun Goethe

zu gleicher Zeit unter lebhafteſtem Beifall Schillers den ‚Wilhelm Meiſter' fertigſtellte und erſcheinen ließ, worin der Dichter alle Figuren einer ſehr gemiſchten Geſellſchaft und beſonders ein Schauſpielervolk von lockeren Sitten mit gleicher Liebe darſtellte[1]), da nun ferner Goethes freie Ehe immer bekannter wurde, ſo kam der Schöpfer des ‚Taſſo' und der ‚Iphigenie' in den Ruf eines unſittlichen Dichters und Menſchen. Nun hängt unſer guter Name nicht zum wenigſten davon ab, ob wir uns vordrängen oder ſtill für uns leben, ob wir uns friedlich oder kriegeriſch verhalten. Goethe für ſich allein ging, ſeit er die ſtürmiſche Jugend hinter ſich hatte, allem Streit aus dem Wege und ließ Jedermann gewähren; zwar ärgerte Manchen die Art, wie er ſich zu den großen Vorgängen in Frankreich verhielt, aber erſt durch das enge Bündnis mit Schiller geriet er mit alten Freunden auseinander und ward er ſelber zu heftigen und feindlichen Äußerungen gereizt. 1796 gaben die Beiden ſogar eine große Sammlung von Stachelverſen heraus, durch die ſie Viele öffentlich verſpotteten und kränkten. Die Angegriffenen und deren Freunde blieben die Antwort nicht ſchuldig: Goethe aber war nun bei ſeiner Unſittlichkeit zu faſſen! Derſelbe, den Frau v. Stein einen Heiligen genannt hatte, hieß nun in gedruckten Verſen der Bock, der Widder, der Hammel, und neben ihm wurden auch ſeine Füchſin (Vulpia) und ſeine natür-

[1]) Gerade die älteſten Freunde Goethes waren traurig oder ärgerlich, daß der Dichter gar keine ſittliche Stellung nahm: Herder, Graf Friedrich Stolberg, Jacobi, Schloſſer.

lichen Kinder verhöhnt. Auch abgebildet wurde er in Bocksgeſtalt.

Nicht wenige ſeiner bisherigen Freunde fühlten ſich ihm jetzt entfremdet, und manche edle Frau beklagte dieſe Entwicklung des einſt auch durch ſeinen Charakter ſo verehrungswürdigen großen Dichters. Einige bewahrten ihm ihre Liebe trotz dieſer Klage. Ein Zufall führte in Zürich Eliſabeth v. Türckheim und Barbara Schultheß zuſammen; es war im Sommer 1794, als man nur erſt an die Wirtſchafterin dachte, wenn von Goethes Mangel an Sittlichkeit die Rede war. Dieſe beiden Frauen wollten ihm trotzdem treu bleiben. „Schon ſeit dem Auguſt hebe ich Dir einen lieben Gruß auf“, ſchrieb ihm Barbara um Weihnachten, und lobte dann die tapfere Straßburgerin, die in der Revolution viel Unglück und Gefahr ausgeſtanden hatte:

„Es tat mir ſehr wohl, auch von Dir mit ihr zu ſprechen. Sie ſagte: »Ich laß' ihn grüßen und freue mich bei'm Andenken an ihn, das reine Bild, das er durch ſein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch Nichts, das mir geſagt werden mag, verwiſchen laſſen.«“

Das war freilich auch eine Bitte und Mahnung: kehre zu deiner Jugendgeſinnung zurück! lebe wieder mit edeln Frauen! „Es war mir ſo wohl neben ihr“, ſchrieb die Schultheß noch weiter über Lilli, „als wann ich in Deiner ‚Iphigenia‘ leſe, ſo wohl und ſo wehmütig, als wann ich mir eine Stelle in ‚Werthern‘ aufſchlage, ſo wohl von Dir, mit ihr zu ſprechen!“

* * *

Es gab auch andere Frauen, die der Lobredner Fauſtinens, der Dichter Philinens und Mariannens ebenſo anzog wie der Schöpfer der ‚Iphigenie'. Und vielen Frauen genügte es, daß der Geheime Rat v. Goethe ein ſehr berühmter Dichter war, und ſie fragten nur noch, ob er auch ihre Vorzüge bemerke. In den Bädern macht man die ſchnellſte und unverbindlichſte Bekanntſchaft mit Damen aller Arten. Goethe ging im Juli 1795 zum erſten Male wieder nach Karlsbad, das ihm vor neun und zehn Jahren gute Dienſte getan hatte, und hier unterſtützte er die Kur des rheumatiſchen Leibes mit Willen ſogleich durch kleine Herzenserregungen. Er ſah hier Frauen, wie er ſie nicht gewöhnt war, z. B. Polinnen und Jüdinnen, und hatte alſo neue Eindrücke. „Die Geſellſchaft iſt zahlreich und gut", erzählte er Schillern: „auf alle Fälle habe ich gleich einen kleinen Roman aus dem Stegreife angeknüpft, der höchſt nötig iſt, um einen morgens um 5 Uhr aus dem Bette zu locken." „Hoffentlich", fügte er hinzu, „werden wir die Geſinnungen dergeſtalt mäßigen und die Begebenheiten ſo zu leiten wiſſen, daß er vierzehn Tage aushalten kann." Vielleicht meinte er als Gegenſpielerin in dieſem Roman eine gewiſſe kleine Polin, vielleicht aber auch eine ſehr ſchöne getaufte Jüdin, Marianne Meyer.[1])

[1]) Marianne hatte nacheinander drei Diplomaten als Verehrer: zuerſt den Grafen Geßler, einen Freund des Körnerſchen Hauſes in Dresden und auch mit Schiller und Goethe bekannt; danach den Grafen Chriſtian Bernſtorff, Sohn des däniſchen Miniſters Andreas B., und nachmals preußiſchen Miniſter des Auswärtigen, und ſchließlich den Fürſten Heinrich XIV. von Reuß-Plauen, der 1799 ſtarb. Mit ihm

Sie und ihre Schweſter, die kränkliche und beinahe geiſtesgeſtörte Sara Wulff[1]), die auch mit im Bade war, hatten einen reichen Bankier in Berlin zum Vater; beide Mädchen kannten und liebten ſeine Werke und waren ſehr bereit, den Dichter mitzulieben; eine andere Berliner Jüdin, die vierundzwanzigjährige Rahel Levin[2]), ſchwärmte ihn gleichfalls an. Goethe hatte als Dichter die Gleichgültigkeit und Ablehnung ſeiner Landsleute ſo oft erfahren; nun ſah er zum erſten Male, daß die jüdiſchen Männer und Frauen, ſobald ſie nur aus Not und Zwang ſich herausgearbeitet hatten, für Literatur und Kunſt und alle Geiſteswiſſenſchaften eine ſtarke und höchſt regſame Zuneigung bewieſen. Dieſe Judenmädchen waren in dem großen Berlin vielleicht ſeine eifrigſten Leſer, jedenfalls ſeine bereitwilligſten Verkünder. Und da ſie in der deutſchen Kultur noch keinen feſten Platz hatten, ſo vertrugen und genoſſen ſie Vieles in ſeinen Gedichten und Romanen, was die chriſtlich-ſittlichen

---

ſcheint ſie 1797 heimlich getraut worden zu ſein. Nach ſeinem Tode ward ihr der Name einer Frau v. Eybenberg verliehen. Goethe hatte viele Jahre ein freundliches Verhältnis mit ihr; er ſah ſie in den böhmiſchen Bädern. Ihre Briefe an ihn findet man im Goethe-Jahrbuch XIV und bei Sauer, Goethe und Öſterreich II.

[1]) Sara Meyer war fünfzehnjährig an einen Kaufmann Lipmann Wulff verheiratet worden, der nach einigen Jahren ſtarb. Dann liebte ſie einen Baron v. Grotthus, mit dem ſie 1797 die Ehe einging. Auch ſie blieb in Verbindung mit Goethe (ſ. Goethe-Jahrbuch XIV).

[2]) Später berühmt als „Rahel", 1814 mit Varnhagen von Enſe verheiratet.

Frauen dem Dichter nie verziehen. Und Goethe nahm ſie denn auch im Umgang freier.

◆ ◆ ◆

Ähnlich wie die Töchter der reichgewordenen Juden, ſtanden auch die Schauſpielerinnen zwiſchen zweien Welten. Der wirtſchaftliche und ſittliche Zuſtand des deutſchen Komödiantenvolks war jetzt erheblich beſſer als vor zehn und zwanzig Jahren, aber noch längſt nicht gut; der Theaterdirektor zumal konnte noch leicht ein paar Schauſpielerinnen bereitwillig finden. Goethe war im Frühjahr 1791 auf Karl Auguſts Wunſch Vorſteher des Hoftheaters geworden, eigentlich nur aushilfsweiſe, weil kein tüchtiger Fachmann zur Verfügung ſtand. Es wurde von ihm nicht erwartet, daß er ſich um die Schauſpieler viel kümmere; die meiſten wurden ihm auch nur halb bekannt. Gleich von Anfang an aber rührte und erfreute ihn die Allerjüngſte im Theatervölkchen, die zwölfjährige Chriſtiane Neumann. Ihr Vater, ein ernſter Schauſpieler und auch Theaterdichter, war kürzlich geſtorben — ihn hatte der Herzog zum Direktor auserſehen gehabt — nun ſchien dies Kind auf Goethe die bittenden Augen zu richten, daß er ihr Talent in ſeine Pflege nehme.

Er tat es mit Luſt, und das junge Mädchen leiſtete bald Erſtaunliches; ſie ſpielte in ihren recht jungen Jahren ſchon die Minna von Barnhelm, die Emilia Galotti, die Amalia in den ‚Räubern‘, das ‚Klärchen‘ im Egmont uſw. Mit großer Liebe hing ſie an ihrem gütigen Lehrer und hätte ihm jeden Wunſch erfüllt; aber Goethe wandte ſich ab, wenn ihre Augen von Liebe

ſtrahlten. Schon im fünfzehnten Jahre heiratete Chriſtiane den Schauſpieler Becker und ſchon mit neunzehn Jahren ſtarb ſie. Goethe empfing die Nachricht in der Schweiz; in der einſamen Alpenwelt erſchien jetzt dies liebe Geſchöpf vor ſeinen geiſtigen Augen; er ſah ſie wieder, wie er zuerſt ſie gekannt:

Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf,
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.

Als Shakeſpeares ‚König Johann' eingeübt wurde, hatte er ſie zuerſt in die Schule genommen; ſie ſollte das junge hübſche Prinzlein Arthur vorſtellen, dem es gar ſchlecht geht, dem ſein Aufſeher die Augen auszubrennen droht, und der ſchließlich von einer Mauer ſpringt und tot liegen bleibt.

Denkſt du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüſte
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nannteſt mich Arthur
Und belebteſt in mir britiſches Dichtergebild,
Drohteſt mit grimmiger Glut den armen Augen und wandteſt
Selbſt den tränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang, dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund;

Chriſtiane Neumann-Becker

Angebl. von einer Deſſauiſchen Prinzeſſin gemalt, kop. von Frl. v. Steding

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

Fragte: Warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O, ſo zeige mir an, wie mir das Beßre gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.

„Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb", ſchrieb Goethe heim; aber ſeine Erinnerung an die dankbare Schülerin war rein. Und ebenſo hielt er ſich ſpäter zurück, als in Amalie Malcolmi und mancher anderen Schauſpielerin Talent und Liebenswürdigkeit ſich vereinigten.

* * *

Man glaubte in Weimar noch immer, Goethe würde ſich mit einer paſſenden Dame verheiraten, wenn nur die paſſende erſchiene. Eine junge Nichte der Frau v. Stein, Amalie v. Imhoff, machte ſowohl durch ihre ſchöne, vornehme Erſcheinung wie durch ihre vielen Talente von ſich reden. Das ſei eine Frau für Goethe, meinten Einige, aber der große Dichter beſchränkte ſich darauf, die Hexameter des jungen Fräuleins zu verbeſſern. Eine Frau v. Berlepſch, die man von früher her kannte, kam 1796 aus Hannover nach Weimar zurück; ſie ſtand jetzt in Scheidung mit ihrem Manne. „Sie war luſtig und munter und dick und fett", meinte Frau v. Stein gegen ihre Freundin Schiller: „vielleicht macht ſie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da ſie mager und ſentimentaliſch war; ſie ſieht jetzt auch etwas gemeiner aus." Ihrem Sohn Fritz aber erzählte ſie, Frau v. Berlepſch ſei in Goethe verliebt und möchte

ihn gern heiraten; da ſein Geſchmack aber nicht für vornehme Damen ſei, ſo ſpiele er den Grauſamen.

In Wahrheit fühlte ſich Goethe bei ſeiner Chriſtiane wohl oder vielmehr: er hielt die jetzigen Mängel für das kleinere Übel. Im eigentlichen Privatleben gelten eben die perſönlichſten Bedürfniſſe und Neigungen.

Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht Alles nehme gar zu genau,
Doch aber zugleich am beſten verſtände,
Wie ich mich ſelbſt am beſten befände.

Schiller blieb der Meinung, daß Goethen „ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt, zu ändern, viel Verdruß erregen.“[1]) Gewiß, ſolcher Verdruß blieb nicht aus, aber iſt die regelrechte Ehe frei davon?

Im Herbſt 1795 ließ Goethe ſeine Mutter wiſſen, daß ein neues Enkelchen bald an das Tageslicht treten würde. „Hier kommt der Judenkram“, antwortete Frau Aja im nächſten Packet:

---

[1]) An Körner, 21. Oktober 1800. Man verſteht dies harte Urteil beſſer, wenn man die Stelle im Zuſammenhang lieſt und zugleich bedenkt, daß Schiller eigentlich nur noch für die poetiſche Produktion lebte. Goethe erklärte ſeine häufigen Beſuche in Jena damit, daß er dort viel beſſer arbeiten könne. Z. B. ſchrieb Goethe an Schiller am 9. Dezember 1797, daß er ſchon wieder komme: „Meyern werde ich wohl nicht mitbringen, denn ich habe die Erfahrung wieder erneuert: daß ich nur in einer abſoluten Einſamkeit arbeiten kann und daß nicht etwa nur das Geſpräch, ſondern ſogar ſchon die häusliche Gegenwart geliebter und geſchätzter Perſonen [Meyer wohnte wieder bei ihm] meine poetiſchen Quellen gänzlich ableitet. Ich würde jetzt in einer Art von Verzweiflung ſein, weil auch jede Spur eines produktiven Intereſſes bei

„Auch gratuliere zum künftigen neuen Weltbürger; nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigblättchen ſetzen laſſen und ein öffentlich Freudenfeſt anſtellen! Doch da unter dieſem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen iſt, ſo tröſte ich mich damit, daß mein Hätſchelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe iſt. Küſſe mir Deinen Bettſchatz und den kleinen Augſt!“

Das Kind wurde am 1. November geboren: ein Knabe. Goethe ging vergnügt nach Jena und ermahnte Schillers, ihm nun bald die Schwiegertöchter zu ſeinen Söhnen zu ſtellen. Am 10. November bat ein angſterfüllter Brief Chriſtianens um ſeine Heimkehr, und am 17. war das Kindchen tot.

* * *

Goethe hatte längſt eine dritte Reiſe nach Italien im Plane, und ſein Freund Heinrich Meyer war ſchon vorausgegangen. Als er nun im Jahre 1797 Dieſen wenigſtens in ſeiner ſchweizeriſchen Heimat abholen, unter günſtigen Umſtänden, d. h. wenn die franzöſiſchen

---

mir verſchwunden iſt, wenn ich nicht gewiß wäre, es in den erſten 8 Tagen in Jena wiederzufinden.“ — Damit eben muß man vergleichen, was Schiller am 21. Oktober 1800 an Körner über Goethes häusliche Verhältniſſe ſchreibt: „Goethe iſt von ſeiner Exkurſion nach Jena, wo er etwas zu arbeiten hoffte, längſt zurück. . . . Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüt iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt, zu ändern, viel Verdruß erregen.“ Übrigens hat auch Schiller ſich von Frau und Kindern ſehr häufig abgeſondert, um arbeiten zu können, räumlich und auch zeitlich, indem er wachte, wenn ſie ſchliefen.

Heere es nicht hinderten, aber mit ihm wieder über die Alpen ziehen wollte, mochte er die weite Reiſe nicht antreten, ohne ſeine Nächſten beſſer verſorgt zu haben. Seine geſetzliche Erbin war bisher ſeine alte Mutter; er bat ſie, auf ihr Erbrecht zu verzichten; als es geſchehen, verſchrieb er „der Freundin und vieljährigen Hausgenoſſin Chriſtiane Vulpius“ den Nießbrauch ſeines Vermögens, deſſen Erbe ſein und ihr Sohn ſein ſollte; von den Zinſen des zu erwartenden mütterlichen Erbteils ſollten drei Viertel für Auguſt verwendet werden und das letzte Viertel Chriſtianen zuſtehen.

Nun führte er aber auch ſein Liebchen und ſein Kind der Mutter zu; vom 3. bis 7. Auguſt war Chriſtiane mit ihrem Knaben in Frankfurt, und jetzt hieß ſie bei der Frau Rat „liebe Freundin“ und „liebe Tochter“ und wurde fleißig gelobt.

Als Chriſtiane wieder allein in dem großen Hauſe war, machte ſie ſich viel Gedanken, ob ihr Freund in der Fremde auch geſund ſei, ob er ſich in Acht nehme, ob er nicht vielleicht doch nach Italien reiſe, wie die Leute ſagten, und dann recht lange ausbleibe. Und ob er wohl mit ihrer armen kleinen Perſon ſich immer begnügen könne. Sie ſchrieb ihm alle ihre Sorgen. Und er erwiderte tröſtend:

„Du weißt überhaupt und haſt auch auf der letzten Reiſe geſehen, daß ich bei ſolchen Unternehmungen ſorgfältig und vorſichtig bin. Du kannſt leicht denken, daß ich mich nicht von heiler Haut in Gefahr begeben werde. Und ich kann Dir wohl gewiß verſichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte Das für Dich und laß die Menſchen reden, was ſie wollen! Du weißt ja die Art des ganzen Ge-

ſchlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt als tröſtet und aufrichtet." — —[1])

„Je mehr ich neue Gegenſtände ſehe, deſto mehr wünſche ich, ſie Dir zu zeigen. Du würdeſt finden, daß überall grader Verſtand, gute Wirtſchaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuſtänden ausmacht. Und Du würdeſt noch einmal ſo gern mit mir und dem Meinigen leben, wenn Du die Art zu ſein ſo vieler andern Menſchen geſehen hätteſt."[2])

„Mit meinen Reiſen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich Dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt ſchon möchte ich lieber bei Dir zurück ſein, Dir im grünen Alkoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühſtück aus Deiner Hand empfangen."[3])

In Zürich ſah er ſeine alte Freundin Barbara Schultheß wieder und er blieb einige Wochen in ihrer Nähe. „Doch waren die Tage nicht Konſtanzer Tage", klagte die Freundin nachher. Auf Italien verzichtete er in der Tat.

Nach einem Beſuche des Hochgebirges reiſte er, jetzt in Meyers Geſellſchaft, zurück: über Zürich und Tübingen, wo er etwas verweilte; auch in Nürnberg hielt er ſich auf. Unterwegs ſchrieb er noch zärtliche Briefe:

„Habe jetzt nur noch ein wenig Geduld, denn ich komme bald wieder; auch mir iſt es in der Entfernung von Dir nie recht wohl geworden. . . . Der Gefahr wegen hätte ich wohl nach Italien gehen können, denn mit einiger Unbequemlichkeit kommt man überall durch, aber ich konnte mich nicht ſo weit von Euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird, Euch mitzunehmen, ſo werd' ich es wohl nicht wiederſehen."

[1]) Aus Frankfurt am 24. Auguſt 97.
[2]) Aus Tübingen, 11. September 97.
[3]) Aus Stäfa, 26. September 97.

Er hatte in der Schweiz die Webereien ſtudiert und dabei ſein Frauenvolk daheim wohl bedacht.

„Einen genähten Muſſelin für Dich von beſonderer Schönheit [bringe ich mit]; ein mit Blümchen gewirkter für Erneſtinen und Halstücher mit allerlei Kanten, damit von der Tante an die übrigen Hausgenoſſen erfreut werden können. Ich habe mir auch kleine Tücher um den Hals gekauft, fürchte aber, Du wirſt ſie mir wegkrapſeln, denn ſie werden auch um den Kopf artig ſtehen. Alles zuſammen iſt nach der neueſten Mode; beſonders iſt Dein Kleid ſehr ſchön; es iſt aber auch nicht wohlfeil.“

* * *

So blieb nun das Verhältnis zwiſchen Goethen und ſeiner Hausgenoſſin in den nächſten Jahren ſtehen, und Beide gediehen dabei leiblich recht gut oder vielmehr übermäßig. „Die Leute ſagen, ich ſei nach und nach dick geworden“, ſchrieb der Dichter an Keſtners im Sommer 1798, als Dieſe ſich einmal wieder hatten vernehmen laſſen, und: „ich befinde mich wohl und tätig und ſo glücklich als man es auf dieſem Erdenrunde verlangen kann.“ Chriſtiane aber ließ ſich durch ihre Wohlgenährtheit von ihrer Lieblingsluſt, dem Tanzen, nicht abhalten, und ihm war's recht, daß ſie ihre Tage und Abende vergnügter verbrachte als die Gelehrten-Frauen, die er in Weimar und Jena kannte. „Zur Redoutenfreude wünſche ich im voraus Glück“, ſchrieb er ihr im November 1798 aus Jena, als er dort wieder die Arbeitsſtimmung ſuchte, und ſie antwortete neu getröſtet und ſchrieb ihm wie manches Mal von ihren Freuden und Leiden, ihren Angſten und Hoffnungen:

Chriſtiane Vulpius

Kreidezeichnung von Fritz Bury. 1800

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

„Izo gehen bey uns die winder Freuden am und ich will mir ſie durch nichts laſſen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne aber ich achte auf nichts ich habe dich lieb und gans allein lieb ſorge für mein Pübgen und halte mein haußweßen in ornug und mache mich luſtig.

„Abes ſie könn ein gar nicht im Ruhe laſſen vor geſtern in Commedi komd Meißel und fracht mich onne Umſtände ob es wahr währ daß du heuerahts du ſchafftes dir ja ſchon Kuſſe und Pehrde am ich wurde dem auchenblick ſo böſſe daß ich ihm ein recht Maliſieſes amword gab und ich bin über zeug der fracht mich nicht wieder weil aber immer daran dencke ſo habe ich heude nacht da von geträumt daß wahrt ein ſchlimer traum dem muß ich dir wen du komſt erzeälen ich habe dabey ſo geweind und laut geſchrien daß mich Ernesdien auf geweck hat und da ward mein ganze Kopfküſſen naß ich bin ſehr froh daß es nur ein traum wahrt. und dein lieber Brief macht mich wieder froh und zufrieden.

„Es gib Recht Gudes Eis und ich will wieder Schridſchu fahren und morgen wollen wir mit auf den Schliden nach Kedſchau faren ich Ernesdien die Madſick [die Schauſpielerin Matizeck] und die Pufellin, und hernacht faren die Freunde nach Jena und wir nach Weimar:[1])

„auf die Redude freuen wir uns ſer wen du hier währs

---

[1]) Kötſchau liegt in der Mitte zwiſchen Weimar und Jena; dort begegnete ſich um dieſe Zeit Chriſtianens Schweſter Erneſtine mit den Studenten v. Lützow aus Oſtfriesland, der ſich treu und ehrlich um die „Verwandte von Goethe“ bewarb. Chriſtiane lachte über den „Herrn vom liezo“: „ich bin ſer fro daß ich nicht von den launen eines ſo Erbarlichen Liebhabers abhänge. Den es iſt was Eelendes ſo eine lange liebſchaft“. Schließlich wandte ſich der Geiſtliche jener Familie an Goethe, um dieſe Heirat zu verhindern, und Goethe gab den guten Rat, man ſolle den jungen Mann von Jena fortnehmen, ohne weiter gegen ſeine Braut anzukämpfen. Das geſchah; Erneſtine verfiel bald der Schwindſucht.

währe es freilich noch lieber aber da ich höre daß es dir mit deinen Arbeiden gud gehet daß iſt beſer alls Reduden Freude weil ich weis wen es dir mit deiner Arbeit gud geht du auch Recht fergnücht wieder kömſt und den wollen wir ſer vergnügt zuſam ſeyn. . . .“

In Weimar hielt ſich Mancher auf über die Vulpia, die mit den Studenten tanzte und auch ſonſt mit den Jüngſten wetteiferte, wenn es zum Vergnügen ging; aber ebenſo wie ihr Beſchützer, der Einzige, dem ſie Rechenſchaft ſchuldete, ihr beiſtand, ſo nahm auch ſeine Mutter, die ſich nun oft auch ihre Mutter nannte, Partei gegen ihre Tadler. „Auch Das iſt recht und brav“, ſchrieb die Frau Rat in eben dieſem Jahre 1798, „daß Sie ſich dieſen Winter in Ihrem häuslichen Zirkul als außer demſelben Vergnügen machen, denn die heiligen Schriftſteller und die profanen muntern uns dazu auf. »Ein fröhliches Herz iſt ein ſtetes Wohlleben« ſagen die Erſten, und »Fröhlichkeit iſt die Mutter aller Tugenden« ſteht im ‚Götz von Berlichingen‘.“

Es blieb auch dabei, daß Goethe und ſeine Kameradin häufig getrennt waren, und daß ihre Liebe immer wieder durch die Frage erregt wurde, ob der Andere nicht in ſeinem Kreiſe einer neuen Anziehung erliege. Chriſtiane ſchrieb ihm einmal nach einem Ausfluge triumphierend, daß die Leute mit ihr Augelchen hätten machen wollen, da ſie gut ausgeſehen habe und auch ſchön geputzt geweſen ſei. Ein andermal antwortete er, ſie beruhigend, in Jena gebe es für ihn keine Augelchen mehr: „die alten ſind abgeſtorben und Neues iſt nicht nachgewachſen“, oder er meinte: „Mach' nicht zu viel

Goethe

Kreidezeichnung von Fritz Bury. 1800

Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Augelchen", denn er tue es auch nicht. Dann kamen wieder ihre Klagen über die mißwollenden Mitmenſchen, aber ſeine Tröſtungen wirkten, und ſie ſchrieb wieder vergnügt:

„Ich habe deine liebe und bin überzeugt daß du mich ſehr liebs dieſe ſoll mich immer wenn die Menſchen mich bedrüben wieder zufrieden und froh machen."

Sie ſchüttete ihm allemal ihr Herz aus, wenn ſie eine rechte Luſt erlebte, auch wenn ſie „ein ſer ſchönen Dänzer" neu entdeckt hatte, „der mit dem Namen Eiſert heiſt."

„heude muß ich mich erkundichen was es vor ein lans Mann iſt mit dem habe ich ſo viel gedanzet daß ich ein bar ganz neue Schue habe durch gedanzet habe aber auch 1 klein Dahler gewonn und es wart ſer ſchönn es hat mir ſer gefallen und ich bin hedeut ganz munder und vergnücht heude habe ich dich ſchonn oft gewünſcht daß du hier währeſt daß ich dir alles Erzälen könde ich habe geſtern vill freude gehabt und alls ich nach hauße kamm fehlte mir mein lieber Schaß da küſte ich dem Guſtel und ſchlief ein."

Er machte wohl auch ſelber die Pläne, daß ihr nichts abgehe. So lud er ſie einmal auf den nächſten Sonntag nach Jena:

„Ich wünſche, daß Du den Freitag eine vergnügte Redoute haben mögeſt, Sonnabends wohl ausſchläfſt, eine hübſche Komödie ſäheſt und Sonntags leidliches Wetter haſt. Die Frau Poſtverwaltern wird Dich mit Vergnügen aufnehmen.... Mein Verlangen, Dich und das liebe Kind wiederzuſehen, iſt gar zu groß, daß ich Dich eher, als ich wollte, berufen muß."

* * *

Goethe war mit dieſem ebenſo treuen wie luſtigen Geſchöpf auf Lebenszeit verbunden, aber eine kirchliche

Einſegnung dieſer Ehe verlangte er immer noch nicht. Im Winter 1797/98 entſchloß ſich zu allgemeinem Erſtaunen ſein alter Freund Knebel, der noch ein paar Jahre länger Junggeſelle war, zu heiraten; der Vierundfünfzigjährige wollte die ſiebzehnjährige Sängerin Luiſe v. Rudorff heimführen; ſie hatte ein Kind geboren, dem Knebel Vater war oder ſein wollte. Seine Freunde und noch heftiger ſeine Schweſter und ſeine zahlreichen Freundinnen kämpften gegen dieſe Heirat an; Knebel ſchalt nun gegen Goethe ebenſo zornig über dieſen Widerſtand: „Schrecklich iſt das Betragen der Weiber und Närrinnen in Weimar“ ſchrieb er;

„dieſe lächerlichen, gebieteriſchen Hageſtolzinnen ſcheinen es zum Geſetz machen zu wollen, daß man ohne ſie nicht leben dürfe, ob ſie gleich nichts zum eigentlichen Glück des Lebens beitragen, und wie die alten Tanten im ‚Tom Jones‘ verdammen ſie jedes junge, gefällige Mädchen mit einer abſcheulichen Richterſprache und möchten in ihrer Wut den Keim alles Lebens zernichten .... Sogar Herder und ſeine Frau haben ſich in dieſer Sache ſchwach, zweideutig und heuchleriſch bezeigt.“

Da mußte Goethe wohl ſeine eigene Lage mit derjenigen Knebels vergleichen; er fühlte mit dem Freunde, aber er konnte den „Hageſtolzinnen“ nicht unrecht geben, denn Knebel taugte wenig zum Ehemann, und dieſe Verbindung zwei ſo ungleichmäßiger Menſchen verſprach keinen guten Ausgang. „Ich wünſche Dir Glück zu Deinem Entſchluß“, antwortete er,

„denn in ſolchen Fällen bleibt doch zuletzt Nichts übrig, als ſich zu einer oder der andern Aufopferung zu entſchließen, und zu einer ſolchen Wahl kann ſich Der, den es trifft, doch

immer nur zuletzt ſelbſt beſtimmen. Nimm es daher mit Denen nicht genau, die als bloße Zuſchauer Dir teils zu heftig widerſtrebten, teils zweifelhaft waren, was und wie ſie mitwirken ſollten. Bei noch ſo verſchiedener Überzeugung hat doch Jeder nur Dein Beſtes, freilich auf ſeine Art und Weiſe, gewünſcht."

Er folgte alſo nicht Knebels Vorbilde, der denn auch bald in dieſer wunderlichen Ehe ſeine liebe Not hatte; aber er dachte oft daran, wie er ſein Chriſtelchen noch ſicherer ſtellen könne. Wohl hatte er ihr den Nießbrauch ſeines Vermögens verſchrieben; aber ſein Vermögen war gering, und man lebte in Kriegszeiten, wo Hab und Gut, wo auch das Recht auf Gehälter und Penſionen oft gefährdet wurde. Landbeſitz iſt die letzte und gewiſſeſte Nahrungsquelle, und ſo kaufte Goethe gerade auch in Gedanken an ſeine wirtſchaftliche Geliebte mit eigenem und geliehenem Gelde jetzt ein Landgut; er war dabei nur auf eine kluge Geldanlage bedacht und fragte gar nicht nach der Schönheit dieſes Gutes; ja er kaufte es, ohne es anzuſehen. Er ſtrebte aber auch ernſtlich nach einer höheren Schriftſteller-Einnahme und forderte hohe Honorare. „Denke, daß ich Dich liebe", ſchrieb er um dieſe Zeit (am 5. Auguſt 1798) an Chriſtiane, „und daß ich keine andere Sorge habe, als Dir eine unabhängige Exiſtenz zu verſchaffen; es wird mir ja Das auch wie ſo manches Andere gelingen."

* * *

Der erwartete Fall, daß Chriſtiane ihn viele Jahre überleben würde, ſchien bald einzutreten. Gleich nach Neujahr 1801 erkrankte Goethe ſehr ſchwer; ſein Ab-

leben ward befürchtet. Chriſtiane tat ihr Mögliches, ihn gut zu pflegen; der Herzog griff ſelber in die Kur ein und ſorgte, daß der beſte Arzt aus Jena herübergeholt wurde; auch viele Andere fühlten jetzt mehr als ſonſt, wie ſchwer ſie dieſen Menſchen unter den Lebenden vermiſſen würden. „Ich wußte nicht, daß unſer ehemaliger Freund Goethe mir noch ſo teuer wäre“, ſchrieb jetzt Frau v. Stein an ihren Fritz, „daß eine ſchwere Krankheit, an der er ſeit neun Tagen liegt, mich ſo innig ergreifen würde. Es iſt ein Krampfhuſten und zugleich die Blatterroſe; er kann in kein Bett und muß in einer ſtehenden Stellung erhalten werden, ſonſt will er erſticken .... Die Schillern und ich haben ſchon viele Tränen die Tage her über ihn vergoſſen.“ Das war am 12. Januar; ſie ließ den Brief liegen: „Entweder meldet Dir mein Brief ſeine Beſſerung oder ſeinen Tod.“ Zwei Tage darauf war die Hoffnung geſtiegen.

„Mit Goethe geht es beſſer ... Geſtern hat er mit großem Appetit Suppe gegeſſen, die ich ihm geſchickt habe. Mit ſeinem Auge ſoll es auch beſſer gehen. Nur iſt er ſehr traurig und ſoll drei Stunden geweint haben. Beſonders weint er, wenn er den Auguſt ſieht. Der hat indeſſen ſeine Zuflucht zu mir genommen.“

Als er geneſen war, beſuchten ihn Charlotte v. Stein und Charlotte Schiller. Er bat ſie beide auf's neue um ihre Freundſchaft, „als wenn er wieder in der Welt angekommen wäre.“ Goethe fühlte ſich jetzt, da er „von der nahfernen Grenze des Totenreichs zurückkehrte“, auch gegen Andere freundſchaftlicher geſtimmt. Und

nach einiger Zeit verlangte er auch wieder nach der Geſelligkeit, die er in früheren Jahren in Weimar genoſſen hatte. Eines Tages im Oktober erſchien er plötzlich in einer Damengeſellſchaft bei Luiſe v. Göchhauſen, dem Hoffräulein der alten Herzogin Amalie, und begann vor den Erſtaunten eine große Scheltrede über die jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtände. Und er ſchlug vor, daß ſich wöchentlich einmal bei ihm eine Geſellſchaft von ſieben Paaren verſammeln ſolle; zu ſeiner eigenen Partnerin erbat er ſich die ſchöne und begabte Gräfin Egloffſtein, eine geſchiedene Frau, die ſeit einiger Zeit in Weimar lebte. Sein Plan ward wirklich ausgeführt: Schiller, Heinrich Meyer, Wilhelm v. Wolzogen gehörten mit zu den Auserwählten.

Durch Schillers war er wieder in ein beſſeres Verhältnis zu Frau v. Stein gekommen. Sie hatte nie aufgehört, ihn zu lieben, wenn ſie es ihm auch nicht mehr zeigen konnte. Sie war ſeinem Knaben eine mütterliche Freundin geworden; bei beſonderen Gelegenheiten ſaß ſie auch ſchon wieder als Gaſt an ſeinem Tiſche. Für gewöhnlich aber hielten ſich die Damen ſeinem Hauſe fern; ſie wollten nicht in die Lage kommen, die Vulpia wie eine Gleichgeſtellte zu begrüßen, und auch den Schein vermeiden, als begegneten und unterhielten ſie ſich mit ihr.

So erklärte es Charlotte Schiller ihrem Freunde Fritz v. Stein: „Sie wiſſen am beſten, wie die Menſchen hier ſind, wie ſie lauern.“ Wenn Schiller bei Goethe ſpeiſte, zeigte ſich Chriſtiane nie; bei auswärtigen Gäſten war ſie zuweilen dabei zu Tiſche; ſpäter wagte er es, ſie

die Hausfrau ſpielen zu laſſen, als er ein paar Oberforſtmeiſter einlud; ein andermal als Wieland, wieder ein andermal als die Gräfin Egloffſtein und die Damen der Herzogin Amalie kamen: es ward ihm in der Regel übelgenommen. Er ging auch zuweilen mit ihr ſpazieren oder fuhr mit ihr im Schlitten, aber dies allmähliche Gewöhnen der Geſellſchaft an ſeine Freundin rief nur immer neues Gerede hervor.

Schließlich, als ihm der Verſuch jener vornehmen Abendgeſellſchaft in ſeinem Hauſe — cour d'amour war ihr unverdienter Name — nicht glückte,[1]) verlebte er ſelber ſeine geſelligen Stunden lieber unter den beſcheideneren und luſtigeren Leuten, die zu ſeiner beſten Freundin paßten. Es waren jetzt ein paar junge Gelehrte im Städtchen, die er gern bei ſich ſah, und namentlich gab es unter den Schauſpielern und Schauſpielerinnen junge Menſchen, die er halb als Schüler, halb als Freunde lieb haben konnte. „Der Geheime Rat ſieht jetzo die Schauſpieler mehr als ſonſt", erzählte Chriſtiane im Mai 1803 einem Freunde; „alle Woche haben wir welche zu Gaſte, und ſo geht es Reihe um." Chriſtiane beſuchte das Theater regelmäßig und fand unter den Schauſpielern ihre Freundinnen und ihre beſten Tänzer. Heinrich Meyer verließ 1802 das Haus, weil er ſich verheiratete; dafür zog im nächſten Jahre der Philologe Riemer ein, als Hauslehrer des kleinen

[1]) Die Geſchichte dieſes Liebeshofes, der ſich nur den Winter 1801/1802 erhielt, hat Gräfin Henriette v. Egloffſtein erzählt; man findet ſie in meinem ‚Fröhlichen Goethe' S. 229—236.

Auguſt. Ein anderer junger Philologe, Heinrich Voß, Sohn des Homer-Überſetzers, war ein ſehr häufiger Gaſt. Dazu kamen dann andere junge Leute aus Jena, oder ſolche, die ſich zeitweilig in Weimar aufhielten. Goethe ſah dieſem Kreiſe der „Luſtigen von Weimar“ gern zu und ſaß auch gern mitten darin. Und wenn er ſich auch hütete, einer Schauſpielerin allzuviel Gunſt zuzuwenden, ſo drückte er doch in der Weinlaune gern einer hübſchen Schülerin die Hand oder hielt ihr den Mund zum Kuſſe hin. Und die Weinlaune entſtand bei mancher Mahlzeit, denn es ward in dieſem Hauſe gut gegeſſen und viel dazu getrunken; die Vulpia ward nicht nur wegen ihrer andauernden Tanzluſt, ſondern auch wegen ihrer Freude am Champagner und anderen Weinen beredet. Ihr Ruf beſſerte ſich alſo nicht; ſie gab den Leuten immer Stoff zum Erzählen, weil ſie bei allen Kirmeſſen, Schützenfeſten, Heimbürgegerichten, Redouten und andern öffentlichen Vergnügungen unter den Lauteſten war. Sie ſpottete ſelber über ihre Tanzluſt, die ſich erſt gar nicht legen wollte; aber das Tanzen war nun einmal ihre Himmelsgabe, und ſie blieb jung darin wie Goethe im Liederdichten. Sie bilde ſich ein, noch beſſer als früher zu tanzen, ſchrieb ſie ihrem Freunde Nikolaus Meyer im Herbſt 1803, und bald darauf rühmte ſie die beiden neuen Schauſpieler Wolff und Grüner: „Von dieſen beiden tanzt der Eine ganz wie Sie, nur noch mit mehr Leidenſchaft. Wenn ich mit Dieſem tanze, ſo fliegen wir gleichſam den Saal herunter.“ Ganz glücklich war ſie, als auch ihr Sohn ſich in dieſer Kunſt auszeichnete. Jedermann mußte

geſtehen, ihr Auguſt tanze „mit derſelben unnachahmlichen Grazie wie ehemals der Herr Doktor Meyer.“

Gerade weil die Leute ſahen, daß es der Mamſell Vulpius gut ging, redeten ſie übel von ihr; ſie beneideten ſie um ihr Wohlleben und ärgerten ſich, daß ſie mit andern Übermütigen im eigenen Wagen und Schlitten fahren konnte, denn ſeit 1799 hielt Goethe Kutſche und zwei Pferde. Und Fama übertrieb hier wie immer. „Lieber, die Vulpius iſt nicht ſo ſchlimm, wie Du ſie denken magſt“, verſicherte der junge Voß dem andern jungen Goethe-Verehrer Abeken. „Sie iſt ſinnlich, d. h. auf Vergnügungen ausgehend. Aber ſo lange ich ſie kenne, hat ſie nichts getan, was auch bei dem ſtrengſten Renommiſten ihr Renommée verdächtig machen könnte.“ Aber Frau v. Stein hatte gleichfalls recht, wenn ſie es beklagte, daß die Frau, die einem Manne wie Goethe die Nächſte und Geliebteſte war, zugleich mit jungen Schauſpielern und Studenten wild herumſprang und daß ſie ebenſo zügellos trank und Andere zum Trinken ermunterte, auch ihren Knaben in die gleiche Geſellſchaft, die gleichen Sitten hineinzog. „Er iſt ſchon gewohnt, ſein Leiden zu vertrinken“, klagte ſie über ihren jungen Freund Auguſt; „neulich hat er in einem Klub von der Klaſſe ſeiner Mutter ſiebzehn Glas Champagner getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten.“ [1]) Ein andermal als ſie von Goethe ſprach: „Seine demoiselle, ſagt man, betrinkt ſich alle Tage, wird aber dick und fett“, und ſein

[1]) An Charlotte Schiller.

Sohn mache ihr auch nicht den Eindruck, als ob er lange leben könne. Leider nahm auch Goethe ſelbſt an Umfang immer noch zu und kränkelte viel; wenn er auf Diät halten wollte, half ihm ſeine Pflegerin keineswegs bei ſolcher guten Abſicht.[1])

◆ ◆ ◆

Am 18. Dezember 1802 ward dieſem wenig geſunden Paare ein Töchterchen geboren, aber auch dies fünfte und letzte Kind war nicht lebensfähig; es ſtarb ſchon am dritten Tage.

Im nächſten Sommer ſchickte Goethe ſeine Chriſtiane ins Bad nach Lauchſtädt, wo das weimariſche Hoftheater eine Sommerbühne eingerichtet hatte und Mamſell Vulpius alſo auch in der „Silie“ und andern Schauſpielerinnen ſogleich Geſellſchaft fand. Goethe hielt ſich unterdeſſen in Jena und Weimar auf und arbeitete an ſeiner Farbenlehre. Wenn ſein Liebchen, die noch nie ſo lange von Hauſe geweſen war, ſich um ihn und die Wirtſchaft und die Gärten ſorgte, ſo beruhigte er ſie mit ſeiner gewohnten Güte:

„Mache Dir wegen der Ausgaben kein Gewiſſen; ich gebe Alles gern, und Du wirſt zeitig genug in die Sorglichkeiten der Haushaltung zurückkehren.“

[1]) Riemer an Frommann, 5. Auguſt 1805 aus Lauchſtädt über Goethes Kur: „Er hält auf Diät und ißt des Abends nichts, außer Tee und vielleicht ſpäterhin eine Suppe. Aber lange wird es wohl nicht dauern: denn der Hausgeiſt wird ihm ſo lange zureden, daß der Tee ihn ſchwäche und er etwas Ordentliches genießen müſſe uſw. — wie wir ſchon erlebt haben.“ — In der Abendmäßigkeit iſt Goethe nun allerdings feſt geblieben, aber ſein Mittagsmahl war und blieb allzu ſtark.

„Seit meiner Rückkehr von Jena greift ſich die Köchin beſonders an und kocht ſehr gut. Die Bohnenſtangen ſind auch angekommen, die noch fehlten. Das war das Einzige, was im Garten abging, und ich wüßte überhaupt nicht, was Dir Sorge zu machen brauchte.“

„Auguſt grüßt; er hat das Heumachen beſorgt. Gehauen iſt es und wird, bei dem ſchönen Wetter, auch wohl glücklich hereinkommen.“

Dazwiſchen flocht dann der Vierundfünfzigjährige warme Verſicherungen der Liebe zur Achtunddreißigjährigen; auch die Eiferſucht kam ein wenig zu Worte:

„Wie ſehr von Herzen ich Dich liebe, fühle ich erſt recht, da ich mich an Deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann.“

„Daß Dir Alles glücklich von ſtatten geht, freut mich ſehr; Du verdienſt es aber auch, da Du Dich ſo klug und zierlich zu betragen weißt.“

„Mit den Augelchen geht es, merke ich ein wenig ſtark. Nimm Dich nur in Acht, daß keine Augen daraus werden!“

„Mein einziger Wunſch iſt, daß Du heiter und liebend zurückkommſt; auf Deine Erzählungen freue ich mich ſehr.“

„Schicke mir mit nächſter Gelegenheit Deine letzten, neuen, ſchon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir ſchreibſt, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drücken kann.“

Erſt ganz zuletzt warnte er ſie auch einmal vor ihrer Überlebendigkeit:

„Tue mir aber nun die Liebe und übertreibe es dieſe letzte Zeit nicht mit Tanzen und ſchließe Deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß.“

Von Dem, was die Leute über ſeine „Köchin“ ſagten, die auch durch ihre zunehmende Rundung und Röte dem

Spotte eine Zielſcheibe bot, erfuhr Goethe das Wenigſte. Wenn er ſelber Fehler an ihr bemerkte, ſo kam ihm ſein Grundſatz zu Hilfe, daß man über die Eigenſchaften und Handlungen ſeiner Freunde nicht grübeln müſſe;[1]) namentlich aber vergaß er nicht, daß Chriſtiane ja auch an ihm viel zu tragen hatte. Im häuslichen Zuſammenleben dient die Frau dem Manne viel mehr, als umgekehrt, und war nicht gerade Chriſtiane die dienſtfertigſte und zugleich die bequemſte und anſpruchsloſeſte Genoſſin? Er war oft nicht wohl und noch öfter mißmutig;[2]) er wußte, daß ſie nicht ſelten unter ſeiner „Hypochondrie“ litt und oft Angſt ausſtand, er werde ernſtlich krank werden und könne nicht lange mehr leben.

Chriſtiane hatte einen auswärtigen Arzt zum Freunde, den ſchon genannten Nikolaus Meyer in Bremen. „Ich lebe wegen des Geheimrats ſehr in Sorge“, geſtand ſie Dieſem 1803; „er iſt manchmal ganz Hypochonder, und ich ſtehe viel aus; weil es aber Krankheit, ſo tue ich Alles gern.“ Im Januar 1805 wurde Goethes ſchleichende Krankheit heftig und gefährlich: es waren Nieren-

[1]) Wie er im Leben zu ſagen pflegte: »er denke nicht über Perſonen, die er liebe« ... (Riemer, Mitteilungen I, 447.)

[2]) Natürlich wußte auch Goethe ſelber, daß er nicht immer ein angenehmer Geſellſchafter war. Als er im September 1813 einen Verwandten, Chriſtian Heinrich Schloſſer, zu einem Beſuche einlud, tat er es nur zögernd, weil er ſich bewußt ſei, „daß wir in dem Herbſt und Winter des Lebens ſtarrer und ſchroffer werden, als billig iſt“, und rechnete ſich „zu den Menſchen, in denen man gerne leben mag, mit denen zu leben es aber nicht erfreulich iſt.“

kolik, Krampfanfälle; aber auch Hals, Bruſt und Augen litten. Mitte Februar war er zu einem kümmerlichen Halbdaſein wieder hergeſtellt; Anfang März hatte er einen ſchlimmen Rückfall. Chriſtiane flüchtete ſich wieder zu ihrem ärztlichen Freunde, ob er nicht Rat wiſſe:

„Der Geheimrat hat nun ſeit einem Vierteljahr faſt keine geſunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er ſtirbt. Denken Sie alſo mich, ich, die außer Ihnen und dem Geheimrat keinen Freund auf dieſer Welt habe, und Sie, lieber Freund ſind wegen der Entfernung für mich doch ſo gut wie verloren! Sie können ſich denken, wenn ſo ein unglücklicher Fall käme und ich ſo ganz allein ſtünde, wie mir zu Mute iſt; ich bin wahrhaftig ganz auseinander ... Ach Gott, wenn Sie nur hier wären!! Ich glaube, die Ärzte kennen ſeine Krankheit nicht recht, oder es iſt ihm nicht mehr zu helfen.“

Allmählich erholte ſich Goethe wieder. 1769 hatte er zum erſten Male dem Tod ins Auge geſchaut, 1801 zum zweiten Male, und nun war's das dritte Mal geweſen. Er mußte beſſer für ſeine Geſundheit und auch beſſer für Chriſtianen ſorgen. Die letzten Jahre war er der Bade-Kur aus dem Wege gegangen, weil ihm 1801 ein Aufenthalt in Pyrmont mehr geſchadet als genützt hatte; von jetzt an ging er wieder jeden Sommer nach Karlsbad und hatte Vorteil davon. Nicht zum wenigſten auch durch die Aufmunterung, die neue, heitere Geſellſchaft und liebenswürdige Frauen bewirkten.

Zu Anfang 1806 ſtand es mit ſeiner Geſundheit nur ſo halbwegs gut. Chriſtiane ſorgte noch immer:

„Mit dem Geheimen Rat geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur, daß es Flickwerk iſt. O Gott, wenn ich

mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein ſtehen könnte! Das verdirbt mir manche frohe Stunde!"

* * *

Als Goethe in dieſem Herbſt aus Böhmen wieder nach Jena und Weimar kam, war Thüringen in ein Heerlager der Preußen und ihrer Verbündeten verwandelt. Man hatte in Weimar ſchon faſt ein Jahr unter viel Einquartierung gelitten; nun häufte ſich das Übel zum Schlimmſten.

Vom 11. bis 13. Oktober war das preußiſche Hauptquartier im Städtchen, und Chriſtiane hatte ihre liebe Not, die tauſend Forderungen der allzu-zahlreichen Kriegsgäſte zu befriedigen.

Am 14. Oktober: Schlacht bei Jena — Flucht der Preußen und Sachſen durch Weimar — Eindringen der nachfolgenden Franzoſen — Beſetzung der Stadt — Plünderung.

Zuerſt beſetzten am Abend des Vierzehnten ſechzehn Reiter, meiſt Elſäſſer, das Haus; ſie waren zu müde, um viel zu beläſtigen. In der Nacht, während man den angekündigten Marſchall Ney und ſeine Offiziere erwartete, verſchafften zwei Kerls von der Löffelgarde ſich Eintritt ins Haus; Riemer gab ihnen zu eſſen und zu trinken; danach zwangen ſie den Hausherrn, zu ihnen herunterzukommen und mit ihnen anzuſtoßen, und ſchließlich verlangten ſie ein warmes Bett. Riemer, der ſich ihrer ſonſt nicht erwehren konnte, ließ ſie in das Zimmer, das für die Begleitung des Marſchalls Ney hergerichtet war. Am andern Morgen aber erfuhr er von Hausgenoſſen, daß die beiden Kerle dem Hausherrn

auf das Zimmer gerückt wären und ſein Leben bedroht hätten. Da habe Chriſtiane einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hülfe gerufen, und Dieſer habe Goethe von den Wütenden befreit, ſie hinausgejagt, die Türen ſeines Zimmers und Vorgemachs verſchloſſen und verriegelt. Bald nachher kam der Adjutant des Marſchalls und trieb die Marodörs mit der Klinge aus den Betten und aus dem Hauſe.[1])

Der 15. Oktober war für die ganze Stadt ein Tag der Not und Angſt; die Plünderung hielt an; man glaubte, daß die Stadt in Brand geſetzt werden ſolle. Chriſtiane, in der dieſe Fremden nur eine beſſere Dienerin ledigen Standes ſahen, hatte nun auf einmal eine Menge franzöſiſcher Offiziere zu bewirten und ihre Zudringlichkeiten abzuwehren. Ein Bekannter, Rat Ludecus, der zufällig ins Haus kam, und dort einige Zeit warten mußte, ſah ſie weinen und fragte teilnehmend, wie es ihr gehe und warum ſie ſo traurig ſei.

---

[1]) Riemer fügt ſeiner Erzählung, die wir wörtlich anführten, noch hinzu: „Goethe ſelbſt ließ ſich nie etwas davon bemerken; ich aber war nicht wenig beſtürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wiſſen und Gedenken geſchwebt hatte. Indeß bewahrte Goethe von dieſem Tage an eine treue Dankbarkeit ſowohl gegen ſeinen Retter als gegen [Chriſtiane]." Riemer hat dieſen Vorgang erſt 1841 erzählt. Doch ſcheint Goethe ſeiner Mutter davon berichtet zu haben; denn ſie ſchreibt am 27. Oktober: „Ja, lieber Sohn, Das war wieder eine Errettung wie Die 1769—1801—1805, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar Dir zwiſchen Tod und Leben war" und am 12. Dezember dankt ſie Chriſtianen für einen Brief und ſagt: „Ihr ſchönes — heroiſches — haus-

„Sie ſehen es ja ſelbſt, wie ich behandelt werde“, erwiderte ſie. „Ich bin nicht im ſtande, eine ſolche Begegnung länger zu ertragen! Man kann mir nicht zumuten, länger im Hauſe zu bleiben!“

Auch die nächſten Tage waren höchſt anſtrengend und bedrohlich. Auf das Schießen und Stechen folgten in damaliger Zeit immer Vergiftungen und Seuchen; die zahlloſen Verwundeten, die in Weimar liegen blieben, ſchlecht gepflegt und übel behandelt, ſiechten dahin und verbreiteten anſteckende Krankheiten. Noch nie hatte man ſo böſe Tage erlebt.

Am Freitag, den 17. Oktober, ſandte Goethe an den Oberkonſiſtorialrat Günther folgendes Schreiben:

„Dieſer Tage und Nächte iſt ein alter Vorſatz bei mir zur Reife gekommen: ich will meine kleine Freundin, die ſo viel an mir getan und auch dieſe Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine. Sagen Sie mir, würdiger geiſtlicher Herr und Vater, wie es anzufangen iſt, daß wir ſobald möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was ſind deshalb für Schritte zu

---

hälteriſches Betragen hat mein Herz erfreut.“ Die Geſchichte war in Weimar offenbar nur ganz Wenigen bekannt; doch kam ſie durch einen Herrn v. Egloffſtein nach Petersburg, und von dort gab ſie der Anatom Loder am 8. April 1807 an den andern berühmten Arzt Hufeland in Berlin weiter. Sein Bericht beginnt freilich gleich mit einer falſchen Angabe: „Goethe ward allerdings geplündert, und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigſtens verwundet, wenn die Vulpius ſich nicht auf ihn geworfen und ihn teils dadurch, teils durch einige ſilberne Leuchter, die ſie ſogleich hergab, gerettet hätte.“

tun? Könnten Sie die Handlung nicht ſelbſt verrichten? Ich wünſchte, daß ſie in der Sakriſtei der Stadtkirche geſchähe. Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort! Bitte!“

Nicht in der Stadtkirche, ſondern in der Sakriſtei der Hofkirche geſchah es. Am Sonntagmorgen, den 19. Oktober, fuhren Goethe, Chriſtiane, Auguſt und Riemer dahin und nach der heiligen Handlung zurück; erſt in den nächſten Tagen wurde es in der immer noch durch die Franzoſen aufgeregten Stadt bekannt, daß die Mamſell Vulpius jetzt zur Geheimrätin v. Goethe erhoben worden war. Einigen machte dieſe Hochzeit gerade in dieſer Zeit einen grauſigen Eindruck. Der Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung witzelte, daß Goethes Haushälterin einen Treffer gezogen, während viele tauſend Nieten fielen. Andere machten die Geſchichte zum Märchen und ließen die Trauung unter dem Donner der Kanonen und in einer Kirche, wo eben noch die Leichen der Gefallenen lagen, vor ſich gehen. Und Einige fanden es richtig, daß Goethe gerade jetzt ſein Haus beſtellte.

Unter den Wenigen, die den Beiden aufrichtig Glück wünſchten, war die alte Mutter in Frankfurt die Herzlichſte:

„Zu Deinem neuen Stand wünſche Dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen. Da haſt Du nach meines Herzens Wunſch gehandelt! Gott erhalte Euch! Meinen Segen habt Ihr hiermit in vollem Maß: Der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuſer. — — —

„Grüße meine liebe Tochter herzlich. Sage Ihr, daß ich ſie liebe, ſchätze, verehre.“

Jena, Kamsdorfer Brücke, Gasthof zur Tanne

XIV. In Weimar, Jena, Karlsbad und am Main und Rhein.

1806 bis 1816.

Als Chriſtiane und ihr Auguſtchen 1797 einen Paß nach Frankfurt brauchten, mußte Goethe den weimariſchen Kanzler fragen, ob es nicht angehe, ſie „Frau Vulpius und Sohn“ zu nennen; als ſie dann nach Frankfurt kamen, fuhren ſie am Gaſthof zum Schwan vor, während Goethe bei ſeiner Mutter wohnte; er hielt ſich einige Wochen auf, Chriſtiane und der Knabe wurden dagegen ſchon am vierten Tage heimgeſchickt; er konnte ja die Mamſell und den unehelichen Sohn in keins der Häuſer mitnehmen, wo er Beſuche abſtattete. Einige Wochen danach ſchrieb er ihr: er möchte gern reicher ſein, als er ſei, damit er ſie und den Kleinen auf der Reiſe immer bei ſich haben könne. „Künftig, meine Beſte, wollen wir noch manchen Weg zuſammen machen.“ Aber als was hätte er ſie denn mitnehmen und alten oder neuen Bekannten vorſtellen wollen?

Solche Verdrießlichkeiten waren durch die Trauung beſeitigt. Am 23. März 1807 reiſte die „Geheime Rätin

v. Goethe“ nach Frankfurt und diesmal ward sie im ganzen Kreise von Goethes Mutter wohl aufgenommen und blieb gern und gut bis in die dritte Woche. „Ja, wir waren sehr vergnügt und glücklich mit einander,“ schrieb die alte Frau Rat ihrem Sohne, als er seine kleine Frau wieder hatte.

„Du kannst Gott danken! So ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten. Wie beruhigt bin ich jetzt, da ich sie genau kenne, über Alles, was Dich angeht! Und was mir unaussprechlich wohl tat, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten. Es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen, die nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht inniger hätte sein können. Mit einem Wort: es war ein glücklicher Gedanke, sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen. Alle vereinigten sich mit mir, Dich glücklich zu preisen, und wünschen Euch Leben, Gesundheit und alles Gute, was Euch vergnügt und froh machen kann. Amen!“

So gut glückte nun die Einführung der bisherigen Hausmamsell in die feine Gesellschaft Weimars nicht. Zunächst nach der Trauung war durch die Kriegsereignisse das sonst sehr lebhafte Besuchs- und Vergnügungstreiben im Städtchen fast aufgehoben; nur eine eben erst zugezogene wohlhabende Frau, Madame Schopenhauer, versammelte an zwei Abenden der Woche Gäste um sich. Ihr führte Goethe seine Gattin zuerst zu, schon am 19. Oktober. „Ich denke, wenn Goethe ihr seinen Namen gibt, können wir ihr wohl eine Tasse Tee geben“, meinte Madame Schopenhauer, als sie ihrem Sohne Arthur über diesen Besuch schrieb.

„Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie vorher gewesen wäre. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen

ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erſt formell und ſteif waren und hernach meinem Beiſpiele folgten. Goethe blieb faſt zwei Stunden und war ſo geſprächig und freundlich, wie man ihn ſeit Jahren nicht geſehen hat."

So begleitete Goethe ſeine Frau auch zur Kammerrätin Nidel, die eine Schweſter von Lotte Keſtner war, zu Egloffſteins und Andern. Zögernd und nur halbwegs wurde Chriſtiane in die „Geſellſchaft" aufgenommen; ungern bewegte ſie ſich darin; nur auf ſeine wiederholten Wünſche machte ſie jenen Damen Viſite, die ſie ſo lange verachtet hatten und ſie jetzt nur ihres Mannes wegen notdürftig ehrten. Zu Hofe wurde ſie nicht gezogen. Vor guten Freunden machte Chriſtiane kein Hehl daraus, daß ſie ſich als Demoiſelle Vulpius in einer angenehmeren Lage befunden habe als jetzt unter dem Namen einer Geheimen Rätin v. Goethe. Im Hauſe und in ihrem Verhältnis zu Goethe blieb es beim Alten. Sie behielt ihre bisherige Wohnung für ſich, und er lebte in ſeinem Hinterhauſe nach wie vor wie ein Junggeſelle. Sie redete ihn vor den Leuten mit „Sie" an, er ſagte: „Liebes Kind" zu ihr, und ſie antwortete: „lieber Geheimrat." Ihr gewöhnlicher Umgang war derſelbe wie ſonſt, vornehmlich alſo mit den Schauſpielern. Im Jahre 1806 waren ihre Schweſter und ihre Tante geſtorben, die mit ihr in Goethes Hauſe gewohnt und ſie in der Wirtſchaft oft unterſtützt hatten; jetzt ſtand ihr von Frauen zuerſt eine Schauſpielerin Beate Elſermann am nächſten; bald aber nahm ſie ſich eine Geſellſchafterin, Karoline Ulrich, die im Hausweſen mit half, ihre Briefe ſchrieb und alle

Vergnügungsfahrten mitmachte. Dies junge Mädchen, „Uli“ genannt, war nun ihre beſte Freundin.[1])

Durch ihren Verkehr mit den Schauſpielern war Chriſtiane eine Vermittlerin zwiſchen Goethe und dem Theater. Freilich konnte man zweifeln, ob ſein Verbleiben in der Leitung dieſes Theaters ihm und der Anſtalt nützte. Er hatte zuviele andere Geſchäfte und Liebhabereien, war auch einen großen Teil des Jahres abweſend; da blieb er oft nur durch Chriſtiane unterrichtet über den Erfolg der Stücke wie über die Wünſche und Beſchwerden der Schauſpieler; auch konnte er durch ſeine Frau auf manchen Beteiligten einwirken. Sie hatte mit dem König Hieronymus in Kaſſel die gleiche Deviſe: „Morgen wieder luſtig;“ ſie redete aber auch immer zum „Wiedergutſein;“ und wie Andere gern in die Glut des Haſſes und Streites blaſen und ihre Freude haben, wenn Qualm und Flammen aufſteigen, ſo erſchien dieſe kleine, dicke, rotbackige Frau oft als Engel des Friedens und teilte Troſt und Hoffnung aus. Es ſeien böſe Dinge am Theater vorgekommen, ſchrieb Goethe ihr einmal, „die viel gelinder abgegangen wären, wenn Du dageweſen wäreſt.“ Und um dieſelbe Zeit allgemeiner: „Ohne Dich, weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterweſen nicht weiter führen.“[2])

Goethe neigte zu ſchwerem Ernſte, zu Unmut und Verdrießlichkeit, alſo brauchte er Freunde, die ihn auf-

[1]) Karoline verheiratete ſich 1814 mit ihrem mehrjährigen Hausgenoſſen Riemer; ſie iſt 1790 geboren und kam mit 17 oder 18 Jahren in Goethes Haus.

[2]) 7. Auguſt 1808, 7. November 1808.

heiterten und erfriſchten. Deshalb war ihm der Humoriſt Heinrich Meyer der liebſte Ortsgenoſſe unter den Männern; deshalb befreundete er ſich zum Erſtaunen Vieler gar nahe mit dem derben, friſchen, frechen Berliner Muſiker und vormaligen Maurermeiſter Zelter, und deshalb zog er ſein Chriſtelchen, das mit Gott und der Welt vergnügt war und über keinen Menſchen Übles redete, den vornehmſten und gebildetſten Damen vor. Wer unſere Bedürfniſſe am beſten erfüllt, wen wir am wenigſten entbehren können, iſt uns der Liebſte. „Eine ſtille, ernſthafte Frau iſt übel daran mit einem luſtigen Manne," meinte Goethe 1809, „ein ernſthafter Mann nicht ſo mit einer luſtigen Frau."

◆ ◆ ◆

Freilich die Ungleichmäßigkeit der Bildung und Lebensweiſe hatte nach wie vor deutliche Folgen. Goethe lebte in Weimar mit ſeiner nunmehrigen Gemahlin nicht halb ſo viel zuſammen, wie ſonſt gute Eheleute pflegen, und er ging immer noch ſehr viel von Weimar fort; dann ſehnte er ſich wohl nach Chriſtianens „Hätſchel- und Schlenderſtündchen", wollte künftig mehr mit ihr reiſen, aber er nahm ſie dennoch das nächſte Mal nicht mit. Zum Teil erklärte ſich Das durch ſeine Arbeiten, bei denen er nicht geſtört werden durfte; zum großen Teil aber doch aus ſeinem Bedürfnis, nach Chriſtianen eine andere Art Menſchen zu genießen: zartere, geiſtigere, gebildetere. Er plauderte gern mit Frauen, die über Menſchen und Dinge Witziges und zu ſeinen Dichtungen etwas Feines zu ſagen wußten, z. B. mit Frau v. Eybenberg, der ehemaligen Marianne Meyer, die er in Karls-

bad öfters wiederſah und die ihn ſehr verehrte. Er verliebte ſich im Sommer 1812 ein wenig in die Gräfin Joſephine O'Donell, eine noch junge Witwe und Palaſtdame der Kaiſerin von Öſterreich, und zugleich entſtanden in ihm enthuſiaſtiſche Gefühle für dieſe junge Kaiſerin, Maria Ludovika, die ſein Herz zugleich durch ihre Güte und ihre bedrohliche Krankheit rührte.[1])

Auch zwei Mädchen, die er als ſeine Töchter ſich denken konnte, beſchäftigten ihn im Innerſten: Wilhelmine Herzlieb und Silvie v. Ziegeſar. Er kannte beide durch ſeine Aufenthalte in Jena und hatte beide aufwachſen ſehen; ſonſt waren ſie recht verſchiedene Weſen.

Silvie: 1785 geboren, auf dem Lande groß geworden, ſchlank, lang, volles blondes Haar, friſch und lebensluſtig. Sie wanderte gern mit ihrer Gitarre im Freien herum und ſang am Tage mit den Vögeln um die Wette und abends wehmütige Lieder, wenn ſie mit ein paar Freundinnen in einem Fenſter der verfallenen Lobedaburg hockte und der Sternenhimmel über das Saaletal ſich ausſpannte. Pauline Gotter war eine ihrer Freundinnen, eine Tochter des verſtorbenen Dichters Gotter in Gotha; Luiſe Seidler aus Jena, ein zur Malerei begabtes Mädchen, eine andere. Wenn Beſuch in Drakendorf, dem Ziegeſarſchen Gute, erwartet wurde, kleideten ſich dieſe Schönen wohl in Schweizer-

[1]) Ich habe verſucht, Goethes Erlebniſſe mit der Gräfin O'Donell unter dem Titel ‚Maskenſpiele' in der Form von ‚Dichtung und Wahrheit' darzuſtellen: ‚Stunden mit Goethe' VIII, 3. Man findet dort auch die Bilder der Gräfin und der Kaiſerin.

tracht und zogen in roten Miedern, ſchwarzen Sammtbändern, langen Zöpfen den Eingeladenen entgegen. Und ſobald das Geſpräch ſtockte oder langweilig wurde, ſtand Silvie auf, zupfte an den Saiten ihrer Gitarre und ſang Tiroler Liedchen. Goethe ſaß gar gern neben ihr oder noch lieber zwiſchen ihr und den Freundinnen, die er gleichfalls liebte, und wenn Silvie etwa in ihrer Unbeſonnenheit erzählte, daß neulich Nachts die Wanzen ſie jämmerlich zerbiſſen hätten und die andern Mädchen ſich dieſer Naivetät ſchämten, da nahm Goethe es ganz ernſt und verſicherte, nun dürfe er leider keine Nacht in Drakendorf bleiben, denn er werde von keinen Geſchöpfen ſo ſehr geliebt wie von Wanzen. Sehr angenehm war es ihm, als die Ziegeſarſche Familie ihm im Juni 1808 in Karlsbad begegnete; er lebte nun am meiſten mit ihnen. „Fräulein Silvie iſt gar lieb und gut“, ſchrieb er heim, „wir haben viel zuſammen ſpaziert.“ Es regnete alle Tage oder drohte zu regnen; das friſche Mädchen ließ ſich nicht einſchüchtern, zog in's Freie, um ſeltene Blumen zu ſuchen, und recht gern ließen ſich die alten Geheimräte, ihr Vater und Goethe, verführen, mitzugehen.

Wilhelmine Herzlieb — gewöhnlich Minna genannt oder auch wohl Minne-Herz-Lieb — hatte eine Anziehungskraft anderer Art. Ihr Vater, ein Geiſtlicher in Züllichau, war 1794 geſtorben, als Minchen fünf Jahre alt war, und die Mutter hatten die vier Kinder ſchon vorher verloren. Freunde nahmen ſich der Waiſen an; ſo kam Wilhelmine zum Buchhändler Frommann, der ſie zu ſeinen zwei Kindern hinzunahm. 1798 zogen

Frommanns nach Jena; neun oder zehn Jahre war Minchen damals, und bald ſah Goethe ſie oft, denn er verbrachte ſeine Abende gern bei ihren Pflegeeltern, die er beide ſchätzte und die ſehr oft Gäſte aus der Stadt oder von auswärts bei ſich hatten. Wilhelmine

Das Frommannsche Haus in Jena

wurde von Frommanns nachſichtiger erzogen als die eigenen Kinder, wie ihr Pflegebruder Fritz ſpäter berichtete: „So geſund ſie von Jugend auf war, entwickelte ſie ſich doch geiſtig nur langſam, ſo daß ihr keine anhaltende und ſtrengere Verſtandesarbeit zugemutet werden konnte, und behielt ihr Leben lang etwas Träumeriſches . . . [Sie war] beſeelt durch allgemeines Wohlwollen, [ein] beſcheidenes, hingebendes, auf alle Bedürfniſſe und nicht ausgeſprochene Wünſche der Andern aufmerkſames Weſen. Einen beſonderen Reiz gewährte dem Verkehr mit ihr der eigene, harmloſe Humor, den ſie auch gegen ſich ſelbſt wendete.“ — „Minna war die lieblichſte aller jungfräulichen Roſen“, ſo ſchildert ſie Luiſe Seidler, „mit großen, dunkeln

Augen, die, mehr ſanft und freundlich als feurig, Jeden herzig-unſchuldsvoll anblickten und bezaubern mußten; die Flechten glänzend rabenſchwarz; das anmutige Geſicht vom warmen Hauche eines friſchen Kolorits belebt; die Geſtalt ſchlank und biegſam, vom ſchönſten Ebenmaß, edel und graziös in allen ihren Bewegungen. Sie liebte ſchlichte weiße Kleider; gewöhnlich trug ſie auch beim Ausgehen keinen Hut, ſondern nur ein kleines Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden. Und wie herzgewinnend war ſie mit der Muſik ihrer Stimme, dem melodiſchen Organ! Ihr Geſang war nicht bedeutend, aber im Einklang zu ihrer ganzen Erſcheinung, einfach-anmutig. Sie ſang Goethes von Reichardt komponierte Lieder zum Klavier oder zur Gitarre, oft zweiſtimmig mit Frau Frommann."

„Es konnte nicht fehlen", ſo erzählt dieſelbe Freundin weiter, „daß die herrlich zur Jungfrau gereifte Minna im Frommannſchen Kreiſe bald der Gegenſtand vielfacher Huldigungen war; bei aller Aufmerkſamkeit jedoch, welche man ihr bewies, blieb ihr Auftreten anſpruchslos, beſcheiden, natürlich, heiter, oft neckiſch. Alles Hervortreten war ihr zuwider; ſie war eine innerliche Natur.... Bei aller Unbefangenheit... verſchloß ſie dennoch ihr tiefſtes Innere; ganz in dasſelbe einzublicken, mochte kaum irgend Jemand gelingen. Für Goethe, den älteren Mann, den berühmten Dichter, der ſie der freundlichſten und zarteſten Aufmerkſamkeiten würdigte, empfand ſie eine tiefe Verehrung. . . . Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur »den lieben alten Herrn«."

Als Achtzehnjährige ſtand Minna plötzlich wie eine Königstochter vor einer Schar von Dichtern, die, mit

einander ringend, ihr huldigten. Es ging nicht ſo romantiſch zu wie bei jenem ſagenhaften Sängerkriege auf der Wartburg, es kam überhaupt zu keiner ſichtbarlichen gemeinſamen Handlung, aber es war doch ein beſonderes Erlebnis. Ein ſehr abſonderlicher Mann, der Oſtpreuße Zacharias Werner, erſchien in Jena und bei Frommanns; ſeine Dramen ‚Das Kreuz an der Oſtſee‘, ‚Die Söhne des Tals‘ und ‚Martin Luther oder die Weihe der Kraft‘ hatten viel Aufſehen erregt; außerdem war er ein feuriger Verkünder der Liebe, womit er bald die geiſtliche, bald die fleiſchliche meinte; zur Ehe taugte er nicht, verliebt war er immer. Goethe glaubte, dieſen Dramatiker für ſein Theater brauchen zu können und hatte Gefallen an dem „Liebesgeſellen;“ eine Zeit lang war der wunderliche Menſch recht unterhaltſam, und feſtſetzen wollte ſich Werner auch nirgends. Wenn dieſer Mann nun zu Frommanns in Geſellſchaft kam, pflegte er alsbald ſeine letzten Gedichte hervorzuziehen — auch aus den Hoſentaſchen — und vorzuleſen; jetzt machte er am liebſten Sonette und beſang darin die neuen Freunde, alſo auch die holde Jungfrau Minna Herzlieb. Goethe, Riemer, Knebel, Gries und die andern Dichter in der Nähe wurden von ſeinen Sonetten angeſteckt und verſuchten nun auch ihr Talent zu dieſer bisher ziemlich ungewohnten Form. Und nun richteten auch ſie einen großen Teil ihrer Verſe an das ſchöne Mädchen mit dem ſchönen Namen. Goethe aber ward ſich jetzt erſt recht bewußt, wie lieb er dies Töchterchen hatte.

Mit Flammenſchrift war innigſt eingeſchrieben
Petrarkas Bruſt vor allen andern Tagen

Wilhelmine Herzlieb

Von Luiſe Seidler und Johanna Frommann

Karfreitag. Ebenſo, ich darf's wohl ſagen,
Iſt mir Advent von Achtzehnhundertſieben.

Ich fing nicht an; ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen ſchon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geſchlagen,
Der ich nun wieder bin an's Herz getrieben — —

Advent war in jenem Jahre 1807 am 29. November; Werner traf am 2. Dezember ein; am 18. Dezember mußte Goethe Jena verlaſſen: in dieſen November- und Dezember-Tagen war der Achtundfünfzigjährige wirklich wie von neuer Liebe ergriffen. Auch er ſpielte — wie vor ihm Werner und mit ihm Gries und Riemer — dichtend mit dem Namen Herzlieb:

Zwei Worte ſind es, kurz, bequem zu ſagen,
Die wir ſo oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon ſie eigentlich den Stempel tragen.

Es tut gar wohl in jung- und alten Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man ſie vereint zuſammen nennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.

Nun aber ſuch' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit ſich ſelbſt mich zu beglücken;
Ich hoffe ſtill, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten ſie zu lallen,
In einem Bild ſie beide zu erblicken,
In einem Weſen beide zu umfangen.

Goethe ging in den nächſten Monaten nicht nach Jena; Minchen aber kehrte im Mai zu ihren Geſchwiſtern nach Züllichau zurück. Erſt im November 1812 ſtand

ſie wieder vor ihrem alten Freunde, jetzt als Braut eines Berliner Gymnaſiallehrers. „Geſtern Abend habe ich auch Minchen wieder geſehen“, ſchrieb Goethe ſeiner Chriſtiane; „ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zuſammenkommen ſollte. Der hat ſich auch recht artig erwieſen, und es war eben recht. Sie iſt nun eben um ein paar Jahre älter, an Geſtalt und Betragen uſw., aber immer noch ſo hübſch und ſo artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, ſie einmal mehr als billig geliebt zu haben.“

* * *

Solche Beſchäftigungen der dichteriſchen Phantaſie machten ihn ſeiner Chriſtiane nicht untreu, und auf ein Leben in verſchiedenen Kreiſen waren ſie nun einmal von vornherein angewieſen und eingerichtet. Er verſicherte ſie immer wieder ſeiner Liebe und Dankbarkeit. „Da habe ich denn Zeit, Allerlei zu überdenken,“ ſchrieb er im Mai 1808 aus Karlsbad, als er dort einer der erſten Kurgäſte war, „und da fehlt es nicht, daß ich mich Deiner und aller Liebe und Treue erinnere, die Du an mir tuſt und mir das Leben ſo bequem machſt, daß ich nach meiner Weiſe leben kann.“ Sie wurde zuweilen eiferſüchtig auf ſeine „gelehrten Freundinnen“, z. B. als er mit Frau v. Eybenberg in Karlsbad im gleichen Hauſe wohnte. „So angenehm und liebreich ſie iſt“, ſchrieb er ihr dann, „ſo gehen wir doch nicht auseinander, daß ſie nicht Etwas geſagt hätte, was mich verdrießt.“ Und er fügte hinzu: „Es iſt wie in der Ackerwand;“ damit war zugleich ihrer Furcht vorgebeugt, daß Frau v. Stein, die Goethe jetzt gern und oft be-

ſuchte, ihr Abbruch tue. Ein ander Mal, im Juni 1808, erinnerte er ſie an das von jeher übliche Quittwerden.

„Daß ich hier [in Karlsbad] in Geſellſchaft der alten Augelchen ein ſtilles Leben führe, dagegen haſt Du wohl nichts einzuwenden; auf alle Fälle wirſt Du Dich zu entſchädigen wiſſen, wovon ich mir getreue Nachricht erbitte."

Nach wie vor kaufte er auf ſeinen Reiſen Geſchenke für ſeine Geliebte zuſammen und ſchrieb ihr, worauf ſie ſich nun wieder freuen könne, und immer wieder mahnte er ſie, ſich nichts abgehen zu laſſen. Aber leider mußte er ſie auch nach wie vor tröſten, weil ſich die Menſchen häßlich gegen ſie benahmen.

„Daß ſie in Weimar gegen Frau v. Staël Übles von Dir geſprochen, mußt Du Dich nicht anfechten laſſen: Das iſt in der Welt nun einmal nicht anders. Keiner gönnt dem Andern ſeine Vorzüge, von welcher Art ſie auch ſeien, und da er ſie ihm nicht nehmen kann, ſo verkleinert er oder leugnet ſie oder ſagt gar das Gegenteil. Genieße alſo, was Dir das Glück gegönnt hat und was Du Dir erworben haſt, und ſuche Dir's zu erhalten. Wir wollen in unſrer Liebe verharren und uns immer knapper und beſſer einrichten, damit wir nach unſerer Sinnesweiſe leben können, ohne uns um Andre zu bekümmern."

Aber Goethe handelte ſelber nicht nach dieſem letzten guten Vorſatze; er richtete ſich nicht knapper ein, und er ſetzte ſein Bemühen, Chriſtiane in die vornehme Geſellſchaft einzuführen, mit großer Zähigkeit fort; gerade dadurch aber erweckte er ihr Tadler und Spötter. Als ſeine Mutter geſtorben war, am 13. September 1808, ging er nicht ſelber nach Frankfurt zur Ordnung des Nachlaſſes, ſondern ſchickte ſeine Frau zu dieſem Zwecke, um das große Vertrauen, das er auf ſie ſetzte, zu zeigen;

von dort reiſte Chriſtiane nach Heidelberg, wo ihr Sohn jetzt als Student lebte, und hier mußte ſie auf ihres Gatten Wunſch die Profeſſoren Auguſts begrüßen; ſie mußte auch nach Mannheim fahren, um alte weimariſche Freunde von ihm, die jetzt dort wohnten, zu beſuchen. „Es iſt mein Wunſch; Du weißt, daß ich nicht gerne ſage: mein Wille.“ Ebenſo nötigte er ſie in Weimar zu vielen ſolchen Viſiten und Einladungen. Z. B.: „Nun habe ich aber auch eine recht dringende Bitte an Dich, daß Du die Frauen v. Schiller, Wolzogen, Egloffſtein, Schardt, und wenn es nur auf eine Viertelſtunde wäre, beſucheſt und ihnen von mir freundliche Grüße bringeſt; verſäume Das ja nicht und ſage mir, wie Du es ausgerichtet haſt.“ Frau v. Stein traf im Spätjahr 1808 zum erſten Male mit der Gemahlin ihres alten Freundes zuſammen. „Angenehm iſt es mir freilich nicht“, meinte ſie, „in der Geſellſchaft zu ſein; indeſſen, da er das Kreatürchen ſehr liebt, kann ich's ihm wohl einmal zu Gefallen tun.“ Im Dezember des gleichen Jahres hatten Goethes einmal einen Tee von 30 Perſonen, darunter die Frauen v. Stein, Schiller und Wolzogen. „Am zweiten Weihnachtsfeiertag“, ſo erzählte Chriſtiane ihrem Auguſt weiter, „war ein großes Souper bei Wolzogens, wo ich auch dazu eingeladen war, und ich habe die Schillern und Wolzogen recht lieb gewonnen.“ Einige Wochen ſpäter hatte ſie dann auch den Triumph, daß die Herzogin nach einem Redouten-Aufzuge ſie zu ſich rufen ließ und ſehr gnädig mit ihr ſprach.

Im Juni 1811 führte Goethe einen öfters gefaßten Vorſatz endlich aus und nahm Chriſtiane nach Karlsbad

mit; Karoline Ulrich und Riemer waren auch von der Geſellſchaft. Er war dann ſehr glücklich, daß einige Badegäſte, die er ſchätzte, recht freundlich mit ſeiner Frau verkehrten, namentlich Körners aus Dresden und die ſeit vielen Jahren berühmte Dichterin Eliſa v. d. Recke, durch die Frau v. Goethe auch ihrer Schweſter, der Herzogin Dorothea von Kurland, und ihren Nichten, worunter eine Fürſtin von Hohenzollern, zugeführt wurde. Goethe ſchrieb bald darauf an Frau v. d. Recke den herzlichſten Dankesbrief; er feierte ſie darin als einen Engel der Güte und des Friedens.

„Auch ich und die Meinigen haben davon vergangenen Sommer die wünſchenswerteſten Wirkungen erfahren; meine Frau, die ſich Ihnen angelegentlichſt empfiehlt, iſt noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte, und in unſerm kleinen Familienkreiſe wird Ihr Andenken als eines wohltätigen Genius verehrt.“

Die alte Eliſa meinte es wirklich gut; Andere meinten es falſch, z. B. Frau v. Schiller, die nie aufhörte, böſe Worte und Klatſchereien über Chriſtiane herumzutragen und durch ihre Briefe in die Welt zu ſchicken. Im großen Ganzen gelang es Goethen nicht, ſeiner Frau einen angenehmen Platz in der „guten Geſellſchaft“ zu verſchaffen. Wäre Chriſtiane zeitlebens ſo beſcheiden im Hintergrunde geblieben, wie Wielands vieljährige und vielgeliebte Gattin, ſo hätten ſchließlich die Meiſten ihre Tugenden anerkannt. Aber wenn Goethe ſie neben ſich ſtellte, ſo reizte er die Leute, die kleine Frau an ihm zu meſſen. Da kamen dann Urteile zuſtande wie Dasjenige der Frau des fran-

zösischen Gesandten v. Reinhard, einer gebornen Reimarus aus Hamburg.

„Das Äußere der Frau v. Goethe ist gewöhnlich, um nicht zu sagen, gemein ... Goethes Wohnung ist ein wahrhafter Musenpalast; man meint, in einen Tempel einzutreten; aber die darin wohnende Gottheit hat nichts Atherisches. Ich könnte sie nur mit der Kammerfrau vergleichen, die ich nach Italien mitnahm; ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus Die einer gewandten Kammerfrau. Auch ihr Bildungsgrad steht nicht höher."

Die Verehrerinnen des Dichters, zu denen diese Frau v. Reinhard nicht gehörte, sprachen sich im Zorn der Liebe noch härter aus. Am heftigsten ward Goethe in diesen Jahren von Bettina Brentano, einer Tochter der einst geliebten Maximiliane, angeschwärmt; sie wallfahrtete zu ihm, schrieb ihm phantastische Briefe — einige davon dichtete er zu Sonetten um — beschenkte ihn und versuchte auch, seine Frau in ihr liebreiches Herz zu nehmen; aber schließlich gewann die Wut, daß eine solche Frau die Gesellin eines Halbgotts war, die Oberhand, und in einem öffentlichen Saale, bei einer Bilderausstellung, kam es zu einem häßlichen Streite zwischen den beiden Frauen. Nun erzählte man sich in der Stadt, daß die Geheimrätin v. Goethe von der Frau v. Arnim — so hieß Bettina seit kurzem — eine „dicke Blutwurst" oder eine „wahnsinnige Blutwurst" geschimpft worden sei. Goethe verbot der Beleidigerin seiner Gattin das Haus; in der Stadt aber nahm man Partei für Bettinen.

* * *

Christiane würde von sich aus diese gefährliche Welt der Feinerzogenen gemieden haben; aber in jedem

Falle hätte ſie durch ihre laute und zügelloſe Luſtigkeit die Zungen in Bewegung geſetzt. An demſelben Redouten-Abend, wo ihr die Herzogin ein paar freundliche Worte ſagte, trat nachher Madame Schopenhauer mit Riemer und Profeſſor Oken aus Jena in ein Nebenzimmer:

„Da finden wir Frau v. Goethe mit ihrer Geſellſchaft ... in wilder Luſtigkeit bei Tiſche; der Champagner tobte in den Köpfen, die Pfropfen knallten, die Damen quiekten, und Goethe ſtand ſtill und ernſthaft in einer Ecke. Wie er uns ſah, ließ er gleich einen Tiſch und das Nötige beſorgen, ſetzte ſich zu uns; es kamen noch mehr aus unſerm Zirkel; jener wilde Schwarm ging herunter zum Tanz.“

Solche Szenen waren nicht ſelten, denn die Geheimrätin v. Goethe ließ ſich durch ihre zunehmenden Jahre keineswegs hindern, jede Vergnügungsgelegenheit, die ſich in Weimar und Umgegend bot, mit ihrer jungen Geſellſchaft aufzuſuchen. Ihr Gatte ſcherzte darüber und dichtete den „Luſtigen von Weimar“ ſogar noch ein Leiblied; „Donnerstag nach Belvedere“ begann es, „Freitag geht's nach Jena fort“ ...

„Und ſo ſchließt ununterbrochen
Immer ſich der Freudenkreis
Durch die zweiundfünfzig Wochen ...“

Er dichtete jetzt auch andere Lieder im gleichen Geiſte: „Ergo bibamus“, „Ich habe geliebet, nun lieb' ich erſt recht“, „Friſch, der Wein ſoll reichlich fließen“ mit dem Rundreim: „Denn das Achzen und das Krächzen Haben wir nun abgetan.“ Aber dieſe Freudepredigten, die er jetzt gerade für angebracht hielt, waren eben jetzt nicht

nach dem Geſchmacke der Beſten oder auch nur der Meiſten. Es waren die Jahre zwiſchen den Schlachten bei Jena und bei Leipzig; das deutſche Volk wurde ausgeſogen durch die Kriegsheere und Offizianten Napoleons; nie war der Kampf um das tägliche Brot härter geweſen; in allen Ständen lebte man knapper als je; eine neue Frömmigkeit entſtand; es war eine Zeit des Duldens und der ſtillen, inneren Erneuerung. Wohl hatten auch Goethes Mahnungen ihren guten Sinn, aber er war leider nicht in Fühlung mit ſeinem Volke und namentlich nicht mit der Jugend. Im Übrigen blieb er den Deutſchen ehrwürdig als der große Dichter und Schriftſteller, der immer noch in täglichem Fleiße den geiſtigen Beſitz der ſonſt ſo arm gewordenen Nation vermehrte. Seine Gattin jedoch ärgerte die näheren Landsleute durch ihr immerwährendes Herumfahren, Trinken, Tanzen und Jubilieren. Man wußte, oder glaubte, daß auch Goethe in Geldnöten war, daß er beſtändig arbeiten und leider auch Halbfertiges an die Drucker geben mußte, indeß Chriſtiane verſchwendete. Sie beſtellte neuen Wein, ehe der alte bezahlt werden konnte.[1]) Aber davon ganz abgeſehen: eine Frau, die mit ergrauendem Haar ſich noch austobt und ſich in ernſteſten, bedrohlichſten Zeiten vor aller Welt der Freude hingibt, erweckt Widerwillen. Auch die Jahre 1813 und 14 waren für Weimar noch ſehr hart und vielfach beängſtigend: Frau v. Goethe aber ließ ſich in ihrem luſtigen Treiben nicht ſtören, denn die Heereszüge brachten ja immer neue

[1]) Stunden mit Goethe III, 144.

Offiziere, die tanzen und trinken und küſſen wollten. „Goethes tanzluſtige Damen“, ſo ſchrieb Riemer im März 1814 an Frommann, „werden heute nach Jena gekommen ſein, denn ſie ziehen wie Geier und Raben immer der Armee nach.“ Riemer war mit der jungen Gefährtin Chriſtianens, Karoline Ulrich, verſprochen, und ſo hatte er ſeine beſondere Eiferſucht; aber er ſprach doch auch den allgemeinen Ärger aus:

„Das iſt ein wahres Schlaraffenleben, was Dieſe führen: vielleicht die Einzigen in Deutſchland, denen es wohl iſt.“

◆ ◆ ◆

Goethe ſuchte in dieſen Jahren, wo ihn ſo Vieles drückte, wieder einmal ſein Heil in der Ferne, und diesmal zog ihn das Morgenland an. Den perſiſchen Sänger der Liebe und des Weins, Hafis aus Schiras, lernte er jetzt genau kennen und lieben; danach die lehrhaften Dichter Dſchelaleddin Rumi und Firadeddin, ſowie den großen Epiker Firduſi und Andere. Seine von Kindheit her bewahrten Erinnerungen aus der Bibel, ſeine frühere Beſchäftigung mit Mohammed wurden auch wieder lebendig: in dieſem Gedankenkreiſe verbaute er ſich jetzt gegen die Welt, während die Völker den großen Kampf um Napoleon kämpften.

Nord und Weſt und Süd zerſplittern,
Throne berſten, Reiche zittern:
Flüchte du, im reinen Oſten
Paradieſes Luft zu koſten!
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chiſers Quell verjüngen!

TAYLOR INST. OXFORD

Der Fünfundſechzigjährige konnte nicht an große Reiſen denken; aber eine räumliche Entfernung aus der gewohnten Umgebung brauchte er doch auch, um ſich in neuen geiſtigen Erlebniſſen zu verjüngen. Die erſten Gedichte ſeines ‚weſtöſtlichen Divans' entſtanden in dem Flecken Berka, das man eben zum Badeorte einrichtete. Das war im Juni 1814; am 25. Juli aber trat er eine Fahrt an nach ſeinem Jugendlande am Main und Rhein. Vor ſeinem geiſtigen Auge ſtanden die Mädchen und Frauen, die er einſt dort liebte: würde freundliches Lächeln der jetzigen Jugend dem alten Manne in's Herz dringen? Als er von Weimar abfuhr, ſah er einen Regenbogen, der im Nebel ſtand und deshalb nicht farbenprächtig, ſondern weiß erſchien. Aber es war ein Regenbogen!

So ſollſt du muntrer Greis
Dich nicht betrüben:
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirſt du lieben!

Er glaubte es, weil er es wünſchte.

Denn auf dieſer Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten.[1])

Ohne viel Aufenthalt in Frankfurt fuhr er weiter nach Wiesbaden. Die ſchöne Sommerzeit und die herrliche Landſchaft, die er hier durchſtreifte, erregten alle Lebensgeiſter. Eines Tages beſah er ſich im Hauſe eines Bekannten deſſen Steinſammlung; im Nebenzimmer

[1]) Dieſe zwei Zeilen finden ſich jedoch erſt in einem 1830 für Nikolaus Meyer geſchriebenen Gedichte ‚Der neue Eros'.

waren drei junge Mädchen, die von ſeiner Anweſenheit nichts wußten. Plötzlich ſtand der fremde Herr vor ihnen, nachdem ſie eben noch laut gelacht und geſungen hatten. „Ei, Das iſt ja eine hübſche Geſellſchaft!“ rief er aus; „es war da eine Stimme, die mich anzog.“ Er bat die Mädchen nach der Reihe, ihm etwas vorzuſingen: die Dritte hatte die Stimme, die er meinte. Philippine Lade hieß ſie.

„Kennen Sie die Werke Goethes?“ fragte er. —

„Nein, Die locken mich nicht.“

„So?“, verſetzte der Fremde; „Welchen Schriftſteller lieben Sie denn?“

„Schiller, Den lieb' ich über Alles. Ich kann das Meiſte von ihm auswendig.“

„Hoho! Dann deklamieren Sie einmal etwas, z. B. den Anfang der ‚Braut von Meſſina‘.“

Das Mädchen errötete, aber ſie ſagte den ganzen Monolog der Donna Iſabella ohne Anſtoß her. Dann bat Goethe ſie um den ‚Taucher‘. Und nun lobte und belehrte er ſie, wie ſie es noch beſſer machen könne.

Man denkt ſich leicht, wie verlegen Philippine daſtand, als ſie hörte, der freundliche alte Herr ſei Goethe, deſſen Werke ſie ſoeben von ſich gewieſen. Sie wollte ſich entſchuldigen.

„Nun ja“, wehrte er ab; „für ſo liebe kleine Weſen ſind auch meine Sachen nicht.“

Und nun hatte er glücklich wieder ein Töchterchen für ſeine Badekur und dazu ein rheiniſches Mädchen, das ihn an die Gefährtinnen der jungen Jahre erinnerte. Er nahm ſie mit ſich, wenn er Ausfahrten machte, und

ließ ſie im Theater neben ſich ſitzen. Sie mußte ihm ſagen, was ihr gefiel und mißfiel und er belehrte ſie, wenn ſie ihn darum bat. Einmal als ſie nach Jörgenborn bei Schlangenbad gefahren waren, ſetzte ſich Philippine ins Gras und zeichnete, was ihr vor den Augen lag. Goethe kam hinzu und wollte das Blatt ſehen; als er es hatte, machte er ſie auf verſchiedene Fehler aufmerkſam. „Ach, Sie können Alles beſſer machen als ich!“ rief das Mädchen gereizt. „Aber Eins kann ich, was Sie nicht können!“ Und damit ſprang ſie raſch einen ſteilen Weinberg hinan. Goethe ihr nach! Als er die Höhe faſt erreicht hatte, ſtolperte er. Mit beiden Händen klammerte er ſich an, er lag eine Minute hilflos da; das Mädchen ſchrie vor Angſt, daß er ſich Schaden getan; Goethe aber ſtand auf und lachte.

Den Monat Auguſt verbrachte er in Wiesbaden, dann ging er auf eine Woche zu Brentanos nach Winkel; dieſer Brentano, Franz, war ein Stiefſohn ſeiner Maximiliane geweſen. Am 12. September ſiedelte er nach Frankfurt über; ſiebzehn Jahre war er hier nicht geweſen: nun erſchienen die Herangewachſenen neben den übrig gebliebenen Alten. Bei einem vieljährigen Bekannten, dem wohlhabenden Bankier Willemer, den der vorige König von Preußen zum Geheimen Rate ernannt hatte, ſah er zwei junge Frauen, die ihm recht gut behagten: Roſine oder Roſette Städel, eine Tochter des Hauſes, die als junge Witwe zum Vater zurückgekehrt war, und Marianne Jung. Und er gefiel den Frauen, denn er zeigte ſich viel lebendiger und herzlicher, als er ihnen vorher geſchildert worden war. „Welch ein Mann und welche Gefühle

bewegen mich!“ ſchrieb die zweiunddreißigjährige Roſette über den 18. September, den man auf der „Gerbermühle,“ dem Landſitze der Familie, verbracht hatte, in ihr Tagebuch.

„[Zum erſten Male] den Mann geſehen, den ich mir als einen ſchroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüt gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man ſich ganz vertrauen möchte. Es iſt gewiß eine einzige Natur. Dieſe Empfänglichkeit, dieſe Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe! Die ganze Natur, jeder Grashalm, Ton, Wort und Blick redet zu ihm und geſtaltet ſich zum Gefühl und Bild in ſeiner Seele. Und ſo lebendig vermag er es wiederzugeben! Darum wohl muß jede Zeile ſeiner Schriften ſo in die Seele reden, ſo wundervoll reich ſein, weil ſie aus einem ſo wundervoll reichen Gemüte kommt. Und wie wenig imponiert ſeine Nähe, wie wohltätig-freundlich kann man neben ihm ſtehen! Er iſt ein glücklich von der Natur mit Gaben überſchüttetes Weſen, das ſie ſchön von ſich ſtrahlt und nicht ſtolz darauf iſt, das Gefäß für ſolchen Inhalt zu ſein. So gab er ſich heute; ſo will ich mir ihn denken, mögen Andre ſagen, was ſie wollen!“

Marianne Jung, zwei Jahre jünger als ihre Freundin und Pflegeſchweſter Roſette, konnte den Dichter ſchon durch ihre beſondere Lebensgeſchichte beſchäftigen. Sie ſtammte aus Linz an der Donau; als vierzehnjährige Schauſpielerin kam ſie 1798 nach Frankfurt. Dem Vorſtande des Theaters gehörte Willemer an; er fand beſonderes Gefallen an dem hübſchen und begabten Mädchen. Und er kannte die Gefahren, denen ſie in ihrem Stande ausgeſetzt war, recht genau; eben darum beſchloß er, ſie zu retten oder zu behüten. Er gab ihrer Mutter zweitauſend Gulden und nahm dafür das

Mädchen in ſein Haus, um es mit ſeinen Töchtern zu erziehen. Da er Witwer war, blieb die üble Auslegung dieſer Wohltat nicht aus; man wußte ja in der ganzen Stadt, wie ſehr der reiche Herr Willemer dem ſchönen Geſchlecht ergeben war. Marianne ließ die Leute ſchwätzen und lebte auch mit den Töchtern und dem Sohne ihres Beſchützers in Frieden und Freundſchaft; ſie war klug, ſchön, verträglich, wurde gut unterrichtet; auch machte ſie mit der Familie große Reiſen und gehörte ganz als Gleichberechtigte dazu. Es beſtand kein Hindernis, daß ſie Willemers dritte Frau würde; dennoch unterblieb die Eheſchließung oder ſie ward hinausgeſchoben. Und ſo trug die dreißigjährige Marianne noch ihren Mädchennamen, als ſie am 18. September 1814 dem von Willemer und ihr hochverehrten Goethe zum erſten Male begegnete.

Aber wenige Tage danach, am 27. September, geſchah die Trauung.

Am 10. Oktober kehrte Goethe aus Heidelberg und Darmſtadt zurück und begrüßte die nunmehrige Geheime Rätin mit inniger Teilnahme. In den nächſten Tagen war er mehrere Male mit Willemer und Marianne zuſammen. Am 18. Oktober beſahen ſie von einem kleinen Turme aus, der zur Gerbermühle gehörte, die Freudenfeuer zum Gedächtnis des großen Sieges vor einem Jahre; Marianne zeichnete ihm auf eine Karte mit roten Punkten alle dieſe Feuer ein und plauderte lieblich-vertraulich: es war ein unvergeßlicher Abend.

Zwei Tage darauf fuhr Goethe nach Weimar zurück.

* * *

Dort erhielt er bald Briefe und Sendungen von Willemers. Marianne hatte neben andern Gaben auch ein hübſches poetiſches Talent; ſie brauchte es nur im Familien- und Freundeskreiſe, aber dieſe ihre Gelegenheitsgedichte waren höchſt witzig und anmutig. Jetzt plagte es ſie, daß ſie keine Eintragung Goethes in ihr Stammbuch hatte, und ſie holte die Bitte nach, als ihr Mann eine Kiſte Wein ſchickte. An eine ſeiner Redewendungen knüpfte ſie an: „Das iſt nun lang wie breit, und breit wie lang.“

Zu den Kleinen zähl' ich mich,
„Liebe Kleine“ nennſt du mich.
Willſt du immer mich ſo heißen,
Werd' ich ſtets mich glücklich preiſen,
Bleibe gern mein Leben lang
Lang wie breit und breit wie lang.

Als den Größten nennt man dich,
Als den Beſten ehrt man dich;
Sieht man dich, muß man dich lieben,
Wärſt du nur bei uns geblieben!
Ohne dich ſcheint uns die Zeit
Breit wie lang und lang wie breit.

Ins Gedächtnis prägt' ich dich,
In dem Herzen trag' ich dich.
Nur möcht' ich von Gnadengaben
Dich noch gern im Stammbuch haben,
Wär's auch nur der kurze Sang:
Lang wie breit und breit wie lang.

Doch in Demut ſchweige ich;
Des Gedichts erbarme dich!
Geh, o Herr, nicht ins Gerichte

Mit dem armſeligen Wichte!
Find' es aus Barmherzigkeit
Breit wie lang und lang wie breit!

„Ich hoffe mit einigen Blättchen bald die guten und frohen Worte zu erwidern," antwortete Goethe, und an Willemer: „Leben Sie recht wohl in der lieblichen Geſellſchaft, die Ihnen gegönnt iſt!"

Einen Vergleich zwiſchen dieſer kleinen Marianne und ſeiner eigenen Hausgenoſſin legte die Lebensgeſchichte beider Frauen nahe, und dieſer Vergleich tat weh.

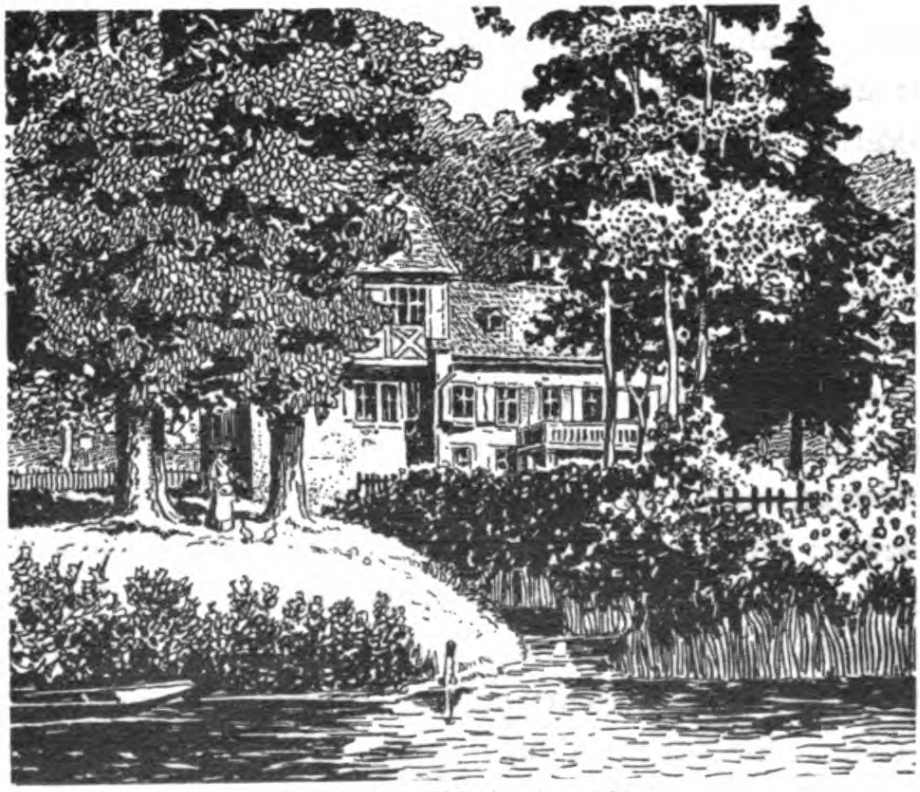
Gerade dieſen Winter traf ein, was Manche längſt vorausgeſagt hatten, wenn ſie meinten, Chriſtianens Lebensweiſe könne zu keinem guten Ende führen. Früh im Januar erzählte man ſich, daß ſie einen Schlaganfall gehabt habe. „Der Schlag oder eine Art von Schlag im Wagen," ſchrieb Riemer, nunmehriger Ehemann der Karoline Ulrich, „hat ſeine Richtigkeit, wiewohl die Dame Das ſelbſt nicht weiß." Und er fügte hinzu, daß ſie wieder hergeſtellt ſei. „Das Gegenteil wäre für ihn vielleicht gut geweſen, für uns Andere gewiß."

Nach wenigen Wochen hatte ſie wieder einen ſo ſchweren Anfall, daß man ſie faſt ſchon für tot hielt, und der Arzt eröffnete ihrem Sohne, ſie könne nicht mehr leben. Sie erholte ſich dennoch. Ein paar Frühjahrswochen verbrachte ſie in Jena, und da hatte ſie denn auch bald wieder gute Unterhaltung: „Hier binn ich aber wie ein Vogel ſo vergnicht Dein treuer Schaß C. von Goethe."

◆ ◆ ◆

Schon am 24. Mai (1815) flüchtete ſich Goethe wieder in das alte Jugendland. Zuerſt wieder nach Wiesbaden und an den Rhein.

Vom 12. Auguſt bis zum 8. September aber wohnte er bei Willemers, zumeiſt auf der Gerbermühle.



Die Gerbermühle bei Frankfurt

„Morgens blieb er allein; jeden Vormittag um 10 Uhr trank er mitgebrachten Wein aus einem ſilbernen Becher. Mittags erſchien er im Frack und benahm ſich ziemlich förmlich. Freier war ſeine Unterhaltung nachmittags auf Spaziergängen; gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Geſtein aufmerkſam. Er trug immer ein großes Taſchenmeſſer bei ſich, womit er Reiſer abſchnitt oder Steinchen vom Boden löſte. Abends, wenn er ſeinen weißflanellenen Hausrock angezogen hatte,

erſchien er völlig zwanglos und liebenswürdig, las gern vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Bemerkenswert iſt, daß ihm beim Leſen ſeiner eigenen Gedichte nicht ſelten Tränen in die Augen traten.“ [1])

Es war eine Reihe von feſtlichen Tagen für den alten Dichter. Vor ihm lag der Mainſtrom und darüber ſeine Vaterſtadt. An der Gerbermühle vorbei führte der Pfad, den er ſo manchesmal gegangen, um Lilli in Offenbach zu beſuchen. Zu ihm heraus kamen Bekannte aus älteſter Zeit, oder — ihre Kinder und Enkel. Eines Nachmittags waren zwei Söhne von Chriſtian und Lotte Keſtner bei ihm; eines Abends ſtiegen aus einem prächtigen Wagen der Herzog Ernſt Auguſt und die Herzogin Friederike von Cumberland; die Herzogin hatte mit ihrer Schweſter, der nachmaligen Königin Luiſe von Preußen, einſt bei ſeiner Mutter gewohnt; Beide hatten die Frau Rat ſehr lieb gewonnen, und nun wollte die Herzogin Friederike nicht mit Goethe zugleich in Frankfurt geweſen ſein, ohne ihn zu ſehen. Sein Geburtstag ward ſchöner gefeiert, als er bisher erlebt. Am ſchönſten aber waren doch die Abende in der Familie, wenn Marianne zur Gitarre ſang oder Goethe vorlas. „Kennſt Du das Land,“ war eins ihrer Lieder, ein anderes: „Füllеſt wieder Buſch und Tal,“ ein drittes: ‚Der Gott und die Bajadere‘ in Zelters Kompoſition; auch Volkslieder liebte ſie ſehr. Er aber las den ‚Siebenſchläfer‘, den ‚Totentanz‘,

[1]) So erzählte Marianne ſpäter. Siehe Briefwechſel zwiſchen Goethe und Marianne v. Willemer, hgg. von Creizenach. 2. Aufl. S. 45.

das Sonett „Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen ſchallen“ uſw. Ein junger Kunſtfreund, Sulpiz Boiſſerée, der diesmal Goethes Reiſebegleiter war, ſchrieb nach einem ſolchen Abend, nämlich am Sonntag, den 17. September, ſeine Notizen auf:

„Abends Geſang. Marianne ſingt wieder: ‚Der Gott und die Bajadere‘; Goethe wollte Dies anfangs nicht; es bezog ſich Dieſes auf ein Geſpräch, das ich kurz vorher mit ihm geführt: daß es faſt ihre eigene Geſchichte ſei, ſo daß er wünſchte, ſie ſollte es nimmer ſingen. Nachher ſingt ſie hübſche Volkslieder; dann aus ‚Don Juan‘: »Gieb mir die Hand, mein Leben« als Arie. Goethe nennt ſie einen kleinen Don Juan; wirklich war ihr Geſang ſo verführeriſch geweſen, daß wir alle in lautes Lachen ausbrachen, und ſie, den Kopf in die Noten verſteckt, ſich nicht erholen konnte.

„Die luſtige Stimmung ſetzte ſich auch beim Abendeſſen fort. Die Frauen brachten allerlei Späße vor, meiſt Erinnerungen ihrer italieniſchen Reiſe. Dann wurde, weil wir auf der Mühle waren, viel Scherz getrieben mit der Müllerin und auf den Müllerknecht: »An Dem iſt nichts zu verderben«. Man bat Goethe, . . . noch etwas zu leſen, und die kleine Müllerin ſchmückte ſich mit dem Turban und einem türkiſchen Schal, den Goethe ihr geſchenkt hatte. Es wurde viel geleſen, auch viele Liebesgedichte an Juſſuf und Suleika. Der ‚Totentanz‘ wurde geſagt und Anderes. Willemer ſchlief ein und wurde darum gefoppt. Wir blieben deshalb länger zuſammen, bis ein Uhr. Es war eine ſchöne Mondſcheinnacht.“

Nach der Trennung in dieſer Nacht gab es noch eine hübſche Scene. Goethe wollte ſeinem jungen Freunde eine ſeiner geliebten Farbenerſcheinungen zeigen, und hielt dabei die brennende Kerze aus dem Fenſter, ſodaß ihr Licht und der Mond zugleich einen Gegenſtand beſchienen. Marianne belauſchte hinter ihrer Gardine

dies Treiben ihrer Gäſte und erzählte am andern Morgen, Goethe habe ein Licht herausgehalten, um den Mond beſſer ſehen zu können!

* * *

Juſſuf und Suleika hieß anfangs das Liebespaar in Goethes weſtöſtlicher Liederſammlung, die er immer noch fleißig vermehrte; ſpäter nannte er den Liebhaber Hatem. Schon öfter waren ihm Marianne und jene Suleika zu einem Bilde zuſammengefloſſen; in dieſen Tagen aber bemerkte er, daß ſeiner ſchönen Freundin nicht nur zur guten Stunde ein paar hübſche Verſe für den Freundeskreis glückten, daß ſie vielmehr eine Dichterin war, wie er ein Dichter. „So ſprich du zu mir als Suleika," war der nächſte Gedanke, „und laß mich als Hatem dich verehren." Marianne ſagte nicht nein, und ihr Gatte hatte gleichfalls Vergnügen an dieſem phantaſtiſchen Liebesſpiel. „Gelegenheit macht Diebe," ſagt man im Morgen- wie im Abendland; Goethe begann nun im poetiſchen Kampfe:

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie iſt ſelbſt der größte Dieb,
Denn ſie ſtahl den Reſt der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat ſie ihn übergeben,
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle ſchon Erbarmen
Im Karfunkel deines Blicks,
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuerten Geſchicks.

Am folgenden Tage war „Suleikas“ Antwort da:

Hochbeglückt in deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit!
Ward ſie auch an dir zum Diebe,
Wie mich ſolch ein Raub erfreut!

Warum läßt du dich berauben?
Gieb dich mir aus freier Wahl!
Gar zu gerne möcht' ich glauben,
Daß dein Herz ich ſelber ſtahl.

Was ſo willig du gegeben,
Bringt dir herrlichen Gewinn;
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Welch' ein Glück iſt meinem gleich?[1])

So war die Liebe erklärt, und nun wiederholten Beide in neuen, kühnen Bildern das alte Lied. Aber ſchon wenige Tage nach dem Beginn des Zwiegeſprächs, am 19. September, fuhr Goethe von Frankfurt ab, nach Heidelberg zu den Boiſſerées und ihrer Bilderſammlung. Doch ſollten und wollten Willemers ihn dort beſuchen; auch ſollte das Dichten herüber und hinüber keineswegs aufhören.

[1]) Bei unſerm Abdruck ſind ein paar kleine Veränderungen Goethes rückgängig gemacht. Ob Goethe ſchon beim Abſchreiben an Mariannens Gedicht geändert hat, wiſſen wir nicht. Unſere Vorlage: ‚Goethes eigenhändige Reinſchrift des weſtöſtlichen Divan.‘ Von Konrad Burdach. Weimar, Goethe-Geſellſchaft 1911.

Am 24. September kam Willemer mit Mariannen und Roſetten nach. Marianne brachte ein neueſtes Gedicht mit; ihre Erwartung vor der Abfahrt und ihre Vorfreude auf die Stunden in den zerſtörten Mauern des Heidelberger Schloſſes war darin ausgeſprochen.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Oſt mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen friſche Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Koſend ſpielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur ſichern Rebenlaube
Der Inſekten frohes Völkchen.

Lindert ſanft der Sonne Glühen,
Küßt auch mir die heißen Wangen,
Kühlt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mich ſoll ſein leiſes Flüſtern
Von dem Freunde lieblich grüßen:
Eh' noch dieſe Hügel düſtern,
Sitz' ich ſtill zu ſeinen Füßen.

Und du magſt nun weiter ziehen;
Diene Frohen und Betrübten!
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Finde ich den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfriſchtes Leben
Wird mir nur aus ſeinem Munde,
Kann mir nur ſein Atem geben.[1])

[1]) Die vierte und fünfte Strophe hier in Mariannes Faſſung, die Goethe geändert hat.

Es waren nur anderthalb Tage, daß „Hatem“ und „Suleika“ hier noch einmal mit einander ſitzen, gehen und plaudern konnten, aber, wenn die Götter gütig ſind: wieviel Poeſie können doch anderthalb Tage enthalten! Man erging ſich oben zwiſchen den Trümmern des mächtigen Schloſſes und im Walde, der ſie umgibt; am Tage lachte die Sonne, abends ſtrahlte der volle Mond: drunten der Neckar und die Stadt, drüben neue Höhen und Wälder; im Weſten die flache Ebene, durch die der Rhein als ſilbernes Band ſich zieht. Man redete von hohen, ernſten Dingen, und dann vom Wiederſehen, demnächſt in Frankfurt, und vom innerlichen Zuſammenbleiben das ganze Leben. „Wenn wieder der Vollmond ſcheint, wollen wir an einander denken“ — ſo ſprachen ſie — „und ſo jedesmal bei vollem Monde.“

Kaum war Marianne zurückgekehrt, ſo ließ ſie ihrem Oſtwind-Liede eine gleiche Rede an den ſanfteren Regenwind folgen.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
Weſt, wie ſehr ich dich beneide:
Denn du kannſt ihm Kunde bringen,
Was ich durch die Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Buſen ſtilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch ein mildes, ſanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht, wir ſehn uns wieder.

Geh' denn hin zu meinem Lieben,
Spreche ſanft zu ſeinem Herzen;
Doch vermeid, ihn zu betrüben,
Und verſchweig' ihm meine Schmerzen.

Sag ihm nur, doch ſag's beſcheiden:
Seine Liebe ſei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir ſeine Nähe geben!

◆ ◆ ◆

Goethe blieb noch eine Woche in Heidelberg; dann fuhr er nach Karlsruhe, einem Wunſche ſeines Fürſten folgend; Sulpiz Boiſſerée begleitete ihn auch dahin. Es war nicht die Art des alten Dichters, Das, was ihn im innerſten Herzen beſchäftigte, auszuſprechen, aber man kam auf der langen Wagenfahrt doch auch auf die Willemers zu reden.

„Er lobte die Frauen und bedauerte, daß Willemer mit ſeinem ſtrebenden, unruhigen Geiſt ſich nicht auf ein beſtimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen habe. »Die Verhältniſſe mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen! Und führen zu gar zu viel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben. Oder zu vollkommener Leere.« Doch ſehr zu rühmen und zu ehren ſei die Macht des ſittlichen Prinzips bei dieſem Mann. Dieſes allein habe ihn in der Höhe gehalten, in der Verwirrung von Verhältniſſen, in die er ſich geſtürzt. »So iſt die Rettung der kleinen, liebenswürdigen Frau ein großes ſittliches Glück.«“ . . .

Dann aber ſprach Goethe nicht mehr von Mariannen, ſondern von Lilli Schönemann. Er erzählte ſeine ganze Geſchichte mit ihr: wie ſie ſich als Braut und Bräutigam gefühlt hätten und dann, ohne es ſelbſt zu wiſſen, durch einen Dritten von einander entfernt wurden.

Vor vierzig Jahren ſei er auch nach Karlsruhe gefahren, begann er nachher. Er werde dort einen Freund, den berühmten Augenarzt und Pietiſten Jung-Stilling aufſuchen, den er jetzt gleichfalls vierzig Jahre nicht geſehen. „Die Schönemann müßte auch da ſein!“ fügte er leiſe hinzu.

Als ſie von Karlsruhe zurückfuhren — abends bei Sternenſchein — kam Goethe wieder in weiche Stimmung. Er ſprach von den ‚Wahlverwandtſchaften‘, von ſeinem Verhältnis zu Ottilien, wie er ſie lieb gehabt und wie ſie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt faſt rätſelhaft-ahndungsvoll in ſeinen Reden.[1])

Dann folgten noch ein paar Tage in Heidelberg bei Boiſſerées.

Von da ſollte er nach Mannheim kommen; die Frau v. Heygendorff, die Geliebte ſeines Herzogs, und andere Damen beriefen und erbaten ihn dahin: Das machte ihn unruhig. Aber auch der Gedanke an den nochmaligen Beſuch in Frankfurt ängſtigte ihn.

Am 6. Oktober ſagte er plötzlich: er müſſe fort. „Ich mache mein Teſtament!“ Er war ſehr angegriffen, hatte ſchlecht geſchlafen.

„Ich muß flüchten.“

Und er ſchrieb an Willemers: ſie möchten ihn nicht erwarten.

„Daß ich, teurer, verehrter Freund, immer um Sie und Ihre glücklichen Umgebungen beſchäftigt bin, ja, Ihre ſelbſtgepflanzten Haine, das flüchtig gebaute und doch dauerhafte Haus lebhafter als in der Gegenwart ſehe und mir alles

[1]) Wörtlich nach Boiſſerée.

Gute, Liebe, Vergnügliche, Nachſichtige wiederhole, werden Sie an Sich fühlen, da ich gewiß aus jenen Schatten nicht vertrieben werden kann und Ihnen oft begegne. Hundert Einbildungen hab' ich gehabt, wann, wo und wie ich Sie zum erſten Mal wiederſehen würde, da ich noch bis geſtern Beruf hatte, mit meinem Fürſten am Rhein und Main ſchöne Tage zu verleben, ja vielleicht jene glänzende Jahresfeier [am 18. Oktober] auf dem Mühlberg zu begehen.

„Nun kommt's aber! und ich eile über Würzburg nach Hauſe, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich ohne Willkür und Widerſtreben den vorgezeichneten Weg wandle und um deſto reiner meine Sehnſucht nach Denen richten kann, die ich verlaſſe.

„Doch Das iſt ſchon zuviel für meine Lage, in der ſich ein Zwieſpalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, ſondern lieber ſchließe.

„Herzlichen Dank für alles Gute und Liebe! Doch dieſer Dank wäre nicht der rechte, wenn er nicht eine Schmerzensform annähme. Das werden Sie, Herzenskündiger, zu vermitteln wiſſen. Wie denn billig dieſe Worte an die Zwei gerichtet ſind, die man beneidenswert glücklich verbunden ſieht."

Am nächſten Morgen war Goethe noch ebenſo aufgeregt. Es ſchien wirklich eine Krankheit im Anzuge zu ſein. Er verlangte, ſchon dieſen Mittag abzureiſen. Boiſſerée entſchloß ſich, ihn zu begleiten, wenn nötig bis Weimar.

Sobald man auf der ſicheren Straße dahinfuhr, durch das geſegnete Neckartal, beruhigte ſich Goethe. Man ſprach vom Herzog Karl Auguſt, von ſeiner Geliebten und deren Familie, von Politik, Kunſt und Erziehung. Dann kam aber wieder das ewige Thema: Frauen und Liebe.

„Liebesgeſchichten wechſelſeitig. Deutſche mögen gern die naiven, ruhigen, nicht die leidenſchaftlichen Frauen.

„In Hardtheim Mittageſſen. Ein junges, friſches Mädchen bedient uns, iſt nicht ſchön, hat aber verliebte Augen. Der Alte ſieht ſie immer an. Kuß.“ [1])

So erreichten ſie Würzburg. Am andern Morgen trennten ſie ſich, denn Goethe fühlte ſich jetzt kräftig und ruhig genug, um allein zu reiſen. Von Meiningen aus ſchrieb er an Roſette Städel, die ihm anhänglich geblieben war und die ihn namentlich durch ihre andauernde Freundſchaft mit ihrer um zwei Jahre jüngeren Stiefmutter erquickte. Er erzählte ihr, wie er den Fluß, an dem die Gerbermühle liegt, eine Zeit lang wiedergeſehen habe.

„Kaum hatte ich die Ufer des Mains erreicht, als ich ſogleich die zierlichſten Kuchen hineinwarf: möchten ſie zur rechten Stunde zwiſchen dem Rohr, zunächſt der bekannten lieben Terraſſe, glücklich landen!“

◆ ◆ ◆

Chriſtiane hatte ihm öfter nach Frankfurt und Heidelberg geſchrieben. Sie hatte den Sommer in Karlsbad verbracht, aber es ſtand noch ſchlecht mit ihrer Geſundheit; vor den ſchlimmen Krämpfen war ſie nie ſicher. Sie hielt aber nach wie vor die Zerſtreuung und das Vergnügen für die beſten Heilmittel. Und Goethe ſtimmte ihr zu, nach wie vor.

„Darin haſt Du vollkommen recht, daß man ſich durch äußere Gegenſtände von der Betrachtung ſeines innern Zu-

[1]) Boiſſeree, 8. Oktober.

ſtandes zerſtreuen müſſe. Die angenehmſten Tage, die ich zubrachte, waren immer Die, wo Alles ſo ſchnell zuging, daß ich nicht an mich denken konnte. Deshalb mache Dir ſoviel Bewegung und Veränderung, als Du kannſt in dieſen ſchönen Tagen und denke darauf, wie wir dieſen Winter abwechſelnd die Tage zubringen." . . .

„Dich zu zerſtreuen, iſt die Hauptſache. Sieh immer Leute und leite Dir und mir manches gute Verhältnis ein!"[1])

Es hätte ja auch kein andrer Rat gegen Chriſtianens epileptiſche Krämpfe geholfen. Im Mai 1816 nahm ihre Kränklichkeit bedrohlichſten Charakter an. Goethe erwähnte die Gattin ſonſt kaum in den kurzen Notizen ſeines diktierten Tagebuchs; jetzt drängte der Gedanke an ſie die Arbeiten zurück.

29. Mai. Gefährlicher Zuſtand meiner Frau.

30. Mai. Meine Frau wieder außer Bett.

31. Mai. Rückfall meiner Frau.

1. Juni. Gefährliches Befinden meiner Frau während der Nacht.

2. Juni. Verſchlimmerter Zuſtand meiner Frau. Minchen ward krank. . . . Hofmedikus Rehbein. Verſchlimmerter Zuſtand meiner Frau.

3. Juni. Eine unruhige, ſorgenvolle Nacht verlebt. Die Köchin dieſelben Anfälle, zu Bette. Frau v. Heygendorf bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr.

4. Juni. Meine Frau noch immer in der äußerſten Gefahr. Kräuter war die Nacht bei mir geblieben. — Plötzlicher heftiger Fieberanfall; ich mußte mich zu Bett legen.

5. Juni. Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in der äußerſten Gefahr. Die Köchin und Minchen

[1]) Aus Frankfurt und Heidelberg, 12. und 27. September 1815.

leidlich. Mein Sohn Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieſer Verwirrung. Kräuter die vergangene Nacht bei mir.

6. Juni. Gut geſchlafen und viel beſſer. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verſchied gegen Mittag. Leere und Totenſtille in und außer mir.

* * *

Den 6. Juni 1816.

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens,
Durch die düſtren Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt, ihren Verluſt zu beweinen.

Goethes Empfangszimmer

XV. In Weimar und böhmiſchen Bädern.

1817 bis 1823.

Der weimariſche Staatsminiſter Chriſtian Gottlob v. Voigt verheiratete ſich Ende 1815, als er faſt 72 Jahre zählte, zum zweiten Male. Ein halbes Jahr ſpäter ward der um vier Jahre jüngere Goethe Witwer; um das nächſte Neujahr ſchrieb er ſeinem älteſten und zugleich nächſten Amtskollegen: er habe in Betrachtung von Voigts neuem Glück die ſtille Hoffnung gehegt, daß ein guter Genius ihm auch etwas Ähnliches bereiten würde. „Dies iſt nun erfolgt“, fuhr er fort. Aber er meinte damit nur, daß ihm ein Schwiegertöchterchen in Ausſicht ſtehe. Sein Auguſt verlobte ſich mit Ottilie v. Pogwiſch.

Auch die Freunde hofften und meinten, dies Töchterchen müſſe dem alten Vater den Witwerſtand recht ſehr erleichtern. „Nun kommt das junge Weiblein“, ſchrieb Zelter, „und ſtreichelt dem alten Herrn den Bart und kraut ihm hinter den Ohren und ſchleicht zur

Goethe

Nach dem Gemälde von Jagemann (1818)

Großherz. Muſeum in Weimar

rechten Zeit wieder von dannen und koſtet das Süppchen und kuckt in die Winkel und tupft mit dem Finger das Stäubchen auf und ſieht nach dem Wetter und geht in den Stall und läßt den Wagen vorfahren und vexiert das alte Kind an die Sonne und läßt ihn durchlüften und packt ihn wieder ins Schäschen und legt ihm den Mantel zurecht, und im Hauſe ſteht ſchon die Suppe und erwartet ein freundliches Auge, und »Väterchen« hinten und »Väterchen« vorne, und wo ſich's verſchieben, verdrücken oder reißen will, da tritt ſie ſtill ein und ſtellt wieder her die magnetiſche Kraft behaglichen Zuſammenſeins."

Ottilie ward keine eifrige Wirtſchafterin, wie Chriſtiane geweſen; ſie war unordentlich, verſchwenderiſch und hatte keinen Sinn für das Kochen und dergleichen proſaiſche Geſchäfte. Dagegen war ſie geiſtreich, unterhaltſam, liebenswürdig: jetzt trat zum erſten Male in Goethes großem Hauſe eine Dame den Gäſten entgegen. Bald entwickelte ſich eine ſtandesgemäße Geſelligkeit: der alte Dichter konnte ſie genießen, ohne daß ſie ihm zu viel Zeit koſtete. Und ſein Töchterchen liebte und verehrte ihn; alle ihre Freundinnen liebten und verehrten ihn gleichfalls. Eine Schweſter Ottiliens, Ulrike v. Pogwiſch, lebte vielfach mit im Hauſe; ihre beſte Freundin, Adele Schopenhauer, kam häufig, beſonders aber die Gräfinnen Egloffſtein, die der alte Goethe ſehr gern hatte; ſie waren Töchter ſeiner ehemaligen Partnerin im Liebeshofe. Alle dieſe Mädchen hatten Talente, die ſie vor ihrem berühmten Gönner entfalteten: Adele Schopenhauer ſchnitt märchenhafte Scherenbilder,

Karoline Egloffſtein war Komponiſtin, ihre Schweſter Julie Malerin. Dichten konnten ſie alle, wie überhaupt das Dichten und Schriftſtellern in Weimar längſt eine allgemeine Übung und Unterhaltung geworden war. Liebenswürdige Mädchen zu unterrichten, ſie in höherem Streben zu ermuntern, war ſtets eine ſtarke Neigung Goethes geweſen; alſo fühlte er ſich neben dieſen jungen Freundinnen oft recht wohl, und ſie ſchmiegten ſich zärtlich an ihn oder ſie ſtrahlten ihn an, wenn er ſeine beredte Stunde hatte. „Julie, geſtützt auf den einen Arm, war ganz Auge und Ohr für Goethe“, ſchrieb der Kanzler v. Müller am 25. April 1819 nieder; „ihr Auge ſchwamm im innigſten Behagen.“ Auch zu Neckereien und Scherzen reizten ihn dieſe Töchterlein oft. Wie es ihm gehe, fragte ihn Julie eines Abends im Mai 1822; „Schlecht!“ erwiderte der alte Herr, „denn ich bin weder verliebt, noch iſt Jemand in mich verliebt.“ Ein andermal brachten ihn zwei Beſucherinnen von auswärts, Frau und Fräulein v. Löw, in recht gute Stimmung, und als er bemerkte, wie die Blicke der Jüngeren an ſeinen Lippen hingen, ſtreifte er mit ſeinem Arme den ihrigen und ſagte: „Ja, wenn man ſich an der Jugend reibt, wird man ſelbſt wieder jung.“

* * *

In dem Sommer, wo ſeine Frau ſtarb, wäre er am liebſten wieder nach Weſten und Süden gefahren, um neben den Willemers wieder in einer ſchöneren Welt zu leben. Er ſaß auch ſchon im Wagen, der ihn dahin führen ſollte; aber ehe er Erfurt erreichte,

warf der höchſt ungeſchickte Kutſcher um; die Achſe brach; der begleitende Freund, Heinrich Meyer, wurde an der Stirn verletzt; Goethe ſelber blieb unverſehrt, aber er nahm den Unfall als ein übles Vorzeichen und gab die ganze Reiſe auf.

Im nächſten Sommer ſchwankte er, welches Ziel den Vorzug verdiene: ſein Herz trieb ihn nach Weſten, die Ärzte rieten zum Karlsbade; ſchließlich blieb er in Weimar und Jena.

1818 entſchied er ſich für Böhmen; doch hoffte er immer noch auf ein Wiederſehen mit den Freunden in der Gerbermühle.

Im März 1819 fuhr Willemer über Weimar nach Berlin; ſeine unerwartete Erſcheinung erregte den alten Dichter ſehr. Sogleich danach ſchrieb er an Marianne:

„Den ſchönſten Augenblick der Täuſchung erlebt' ich. Der verehrte Freund tritt ins Zimmer; die geliebte Freundin hofft' ich im Hinterhalte. Da fühlt' ich recht, daß ich ihr noch immer angehöre."

Einige Tage ſpäter ſandte er ihr eine Obſtſchachtel zurück und darin ſein Bild. Es war ein wertvolles Kunſtwerk: 1816 hatte der berühmte Bildhauer Gottfried Schadow ihn in Wachs boſſiert, danach waren Abgüſſe in Bronze und Eiſen hergeſtellt worden: für Mariannen aber ſchien ihm nur das Original gut genug. Er legte auch Verſe dazu:

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog nach Norden;
Als die Frucht geſpeiſt geworden,

Eilt ſich wieder einzuſtellen
Das Gehäus, woher es kommen.
Bringet keine ſüßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernſt Geſichte,
Das in Weiten und in Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

Seltſamer Weiſe verſäumte Marianne zu antworten und zu danken; er, über dies Schweigen verwundert, erwähnte es gegen ihren Gatten:

„In einer Lage wie die meinige — ich darf ſagen: wie die unſrige — haben wir treuen Sinn zu bewahren für Diejenigen, auf die unſer Lebenswohl, unſere Lebensfreuden ſich gründeten und ſtützten. Dies war mir von je eine natürliche, notwendig eingeborene Pflicht; ich konnte ſie im beweglichſten Leben einigermaßen erfüllen, und ich nähre und erbaue mich daran in der Einſamkeit.“

Marianne entſchuldigte ſich ſogleich: ſie konnte es ſelber nicht verſtehen, daß ſie auf ſolche Gabe ſtumm geblieben war.

„Ich war überraſcht, gerührt; ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit. Es kam mir faſt Alles wie ein Traum vor, den ich mir in der Gegenwart wiederholte, um ihn nicht zu vergeſſen. Daß Willemer Sie geſehen, geſprochen hatte, vermehrte das Unbegreifliche meines Zuſtandes; ja, ſelbſt, was er mir von Ihnen ſchrieb; und Ihr eigener Brief vollendete meine Verwirrung.“

Die Briefſchreiberin hielt ſich jetzt gerade in Baden-Baden zur Kur auf; ſie lud ihn ein, doch auch dahin zu kommen. Und ſie bat ihn, ihr doch wenigſtens dahin zu ſchreiben: „Freilich darf ich es kaum hoffen, denn ich habe es nicht verdient.“ Sofort antwortete er,

höchſt bewegt von ihrem Briefe, und nannte ſie zum erſten — und einzigen — Male Du.

„Nein, allerliebſte Marianne, ein Wort von mir ſollſt Du in Baden nicht vermiſſen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten läſſeſt und ein unerfreuliches Stillſchweigen brechen magſt. Soll ich Dir wiederholen, daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei ſeinem treuen Anblick Alles in mir rege ward, was er uns ſo gern und edel gönnt? . . . .

„Nun da Du ſagſt, und ſo lieblich, daß Du mein gedenkſt und gern gedenken magſt, ſo höre doppelt und dreifach die Verſicherung, daß ich jedes Deiner Gefühle herzlich und unabläſſig erwidre. Möge Dich Dies zur guten Stunde treffen und Dich zu einem recht langen Kommentar über dieſen kurzen Text veranlaſſen.

„Wäre ich Hudhud[1]), ich liefe Dir nicht über den Weg, ſondern ſchnurſtracks auf Dich zu. Nicht als Boten: um mein ſelbſt willen müßteſt Du mich freundlich aufnehmen. Zum Schluß den frommen, liebevollen Wunſch: Eia, wären wir da!“[2])

Kaum war der Brief unterwegs, ſo bereute der alte Dichter, daß er in dieſem Erregungszuſtande geſchrieben. „Man wird verzeihen, wenn ich zu aufrichtig geweſen bin.“[3]) Aber die Willemers nahmen es gut auf; Marianne antwortete halb zärtlich, halb zurück-

[1]) Der Wiedehopf als Liebesbote, in den Gedichten des ‚Divan‘ öfter vorkommend.

[2]) Fromm iſt der Wunſch, weil die Worte einem chriſtlichen Weihnachtsliede entnommen ſind, wo ſie bedeuten: wären wir bei den Chriſtkindlein!

[3]) An Willemer, 5. Auguſt 1819. Der Brief an Marianne iſt vom 26. Juli.

haltend. Jetzt eben war der ‚Weſtöſtliche Divan' fertig gedruckt; Goethe ſandte ihn, und die junge Frau fand in dem Buche ihre eigenen Gedichte unter Denen, die der Freund im poetiſchen Spiel an ſie gerichtet. Und ſie dankte diesmal raſch:

„Ich habe den ‚Divan' wieder und immer wieder geleſen; ich kann das Gefühl weder beſchreiben, noch auch mir ſelbſt erklären, das mich bei jedem verwandten Ton [ergreift]. Wenn Ihnen mein Weſen und mein Inneres ſo klar geworden iſt, als ich hoffe und wünſche, ja, ſogar gewiß ſein darf, denn mein Herz lag offen vor Ihren Blicken, ſo bedarf es keiner weiteren, ohnehin höchſt mangelhaften Beſchreibung. Sie fühlen und wiſſen genau, was in mir vorging; ich war mir ſelbſt ein Rätſel; zugleich demütig und ſtolz, beſchämt und entzückt, ſchien mir Alles wie ein beſeligender Traum, in dem man ſein Bild verſchönert, ja veredelt wieder erkennt und ſich Alles gerne gefallen läßt, was man in dieſem erhöhten Zuſtande Liebens- und Lobenswertes ſpricht und tut. Ja, ſogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Weſens, inſofern ſie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht garnicht zu beſitzen glaubten, iſt in ſeiner Urſache ſo beglückend, daß man nichts tun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben ſolche Silberblicke hat."

Zu Weihnachten ſchickten beide Willemers ihre Bilder in großen Kreidezeichnungen;[1]) und ſo gingen

[1]) Von Doris Raab; jetzt im Goethe-Hauſe zu Weimar; unſer Bild der Marianne iſt danach angefertigt. Goethe dankte mit den Worten: „Gerade zur rechten Zeit und Stunde, eben als Kinder und Enkel zu den Zuckerbäumen eilten und den Großvater ſich ſelbſt überließen, trat das erſehnte Freundespaar auf, ſo zufrieden-heiter blickend, daß man ihm das Gefühl anſah, wie wohl es empfangen ſei. Und ſo kann es denn ſelbſt mitten im abſchließenden Schnee nicht einſam werden."

Marianne Willemer

Von Doris Raab. 1819.

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

die freundlichen Geſchenke und Briefe noch manches Jahr hin und her.

* * *

Als einmal von Bade-Örtern die Rede war, meinte Goethe gegen einen jungen Freund[1]): wenn man ins Bad reiſe, müſſe man immer dafür ſorgen, ſich dort zu verlieben; ſonſt wäre es ſterbenslangweilig. „So hab' ich denn", fuhr er fort, „in Karlsbad immer Wahlverwandtſchaften angetroffen und erinnere mich mit beſonderem Vergnügen eines Beſuches bei Frau v. der Recke, wie ſich eine Dame mit zwei allerliebſten jungen Fräuleins anmeldete, als ich gerade fortging. »Wer war denn dieſer Herr?« fragte Dieſe. — »Das war Goethe.« — »Mein Gott, wie bedauere ich, daß er nicht geblieben und ich nicht ſeine Bekanntſchaft gemacht habe!« — »Daran haben Sie, meine Teuere, nichts verloren«, erwiderte Frau v. der Recke: »Er iſt mit Damen fürchterlich langweilig, wenigſtens mit ſolchen, die nicht hübſch genug ſind, um ihn anzuziehen; für Damen unſeres Alters iſt es verlorene Liebesmühe, ihn zur Unterhaltung zu veranlaſſen.« — Beim Herausgehen ſagten die beiden jungen Damen unter ſich: W i r ſind jung; wir wollen doch ſehen, ob wir nicht den Ungeſelligen bändigen können. — Bald drauf wurden mir am Sprudel einige graziöſe Reverenzen gemacht; ich kam den Damen nahe, ſprach mit ihnen, und, wie Eins eben das Andere ergibt, führten ſie mich zu ihrer Mutter, und ſiehe da, ich war gefangen! Dann waren

[1]) Soret, 20. Juli 1831.

wir alle Tage beiſammen. Der Bräutigam der einen meiner Schönen kam an; ich ſchloß mich der Andern an; ich war für alle Drei liebenswürdig, und der Aufenthalt in Karlsbad geſtaltete ſich zu dem angenehmſten, den ich in meiner Erinnerung habe. Kurze Zeit darauf erzählten mir die Damen lachend die Geſchichte ihrer Verſchwörung."

So als Spiel und Scherz war die Liebe gemeint, die Goethe zur Erheiterung anpries; der Pfeil des Liebesgottes ſollte nur leicht ritzen, ſo, daß die Wunde kaum ſchmerzt und ſich raſch wieder ſchließt. Aber hatte der Dichter vergeſſen, daß er ſelber ſchon längſt dieſen Liebesgott als eigenwillig und als plötzlich übermächtig erkannt hatte?

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe,
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden:
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben!
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben:
Nun ſitz' ich auf der Erde, Nächte gequälet;
Dein Mutwill ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräte verſtellt und verſchoben —
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden!
Du lärmſt ſo ungeſchickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.[1])

Zu den vielen Bade-Bekanntſchaften Goethes gehörten die adligen Familien Brösigke und Levetzow,

[1]) Gedichtet zu Rom, Ende 1787.

die aus Brandenburg und Mecklenburg ſtammten, aber in Kurſachſen und Böhmen einheimiſch geworden waren. Herr v. Brösigke rühmte ſich, ein Patenkind Friedrichs des Großen zu ſein; ſeine Gattin Ulrike ſtammte aus dem Geſchlechte v. Löwenklau. Ihre Tochter Amalie ward an den ſchwerinſchen Hofmarſchall v. Levetzow verheiratet; ſie war etwa zwanzig Jahre alt, als ſie 1806 in Karlsbad mit Goethe gut bekannt wurde; ſchon waren ihr zwei Töchterchen geboren: Ulrike und Amalie. Nach der Scheidung von ihrem Manne heiratete ſie wieder einen Levetzow, einen Offizier, der in der Schlacht bei Waterloo fiel. Nun warb ein öſterreichiſcher Graf v. Klebelsberg um ſie, und ſie ſchloß ſich ihm an; eine Trauung war jedoch lange Zeit unmöglich, da der erſte Gatte Amaliens noch lebte und die katholiſche Kirche, der Klebelsberg angehörte, in ſolchem Falle keine neue Ehe geſtattet. Unterdeſſen hatten ihre Eltern in dem neuen böhmiſchen Kurorte Marienbad ein großes Haus erworben, in dem ſie zur Badezeit vornehme Kurgäſte aufnahmen.

Goethe wohnte zum erſten Male im Sommer 1821 bei dieſen adligen Gaſtgebern und gefiel ſich recht gut in der „Familie“ des Hauſes. Sie umgab ihn in drei Generationen: Großvater und Großmutter Brösigke, ſodann Frau v. Levetzow, die etwa 34 Jahre zählte, und ihre drei Töchter: die ſchlanke, ſanfte, ſchweigſame Ulrike, die lebhafte, zur Neckerei aufgelegte Amalie und der „holde Herankömmling“ Bertha; Ulrike, die Älteſte der Drei, zählte erſt ſiebzehn Sommer. Er ſpeiſte „mit der Familie“ zu Mittag, trank abends den Tee am Familien-

tiſche, ſaß mit ihnen auf der großen Terraſſe des Hauſes, und ein paar Hausgenoſſen begleiteten ihn gewöhnlich auf den Spaziergängen. Mit den Frauen, die viel erlebt hatten, ließ ſich ernſthaft über Welt und Schickſal reden; die Töchter aber reihten ſich den Schülerinnen an, die Goethe nun ſchon ſo viele Jahre als freiwilliger Lehrer in die Wunder der Natur und der Geiſteswelt einführte. „Zufällig befindet ſich eine recht artige Ulrike hier im Hauſe“, ſchrieb er heim nach Weimar, indem er der dortigen Ulrike, der Schweſter ſeiner Schwiegertochter, freundlich gedachte. Dieſem Marienbader Töchterchen ſchenkte er „zu freundlichem Andenken des Auguſts 1821“ den erſten Band der ‚Wanderjahre‘, und ſie begann ſogleich eifrig darin zu leſen, zuerſt alſo die ſchöne Erzählung von Sankt Joſeph dem Zweiten.

„Herr Geheimrat, Das verſtehe ich nicht, da muß doch etwas voraufgegangen ſein?“

„Ja wohl“, verſetzte der alte Dichter; „da haſt Du ganz recht, aber Das darfſt Du noch nicht leſen. Das will ich Dir erzählen.“

Und er erzählte ihr ſtundenlang, während ſie auf einer Bank im Grünen ſaßen, den Inhalt der ‚Lehrjahre‘.[1])

* * *

Im nächſten Frühjahre lud ihn Frau v. Bröſigke ein, doch wieder nach Marienbad und in ihr Haus zu kommen.

„Meine Tochter, die ich jede Stunde mit ihren drei Töchtern aus Straßburg erwarte, wird ſich ſehr glücklich

[1]) So die Greiſin im Juni 1893 zu Ludwig Stettenheim. Neue freie Preſſe, 23. und 24. März 1898.

Ulrike v. Levetzow

Paſtell von 1821

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

fühlen, eine Zeit des Sommers wieder mit Ihnen zu verleben, da ich mit Wahrheit ſagen kann, Sie, Herr Geheimerat, waren von ihrer Kindheit an der Gegenſtand ihrer Verehrung. Und wie wird ſich Ulrikchen freuen, wenn ſie wieder Töchterchen genannt wird, worauf ſie ſo ſtolz iſt!“

Diesmal wohnte er vom 19. Juni bis zum 22. Juli in dem lieben Hauſe unter den lieben Menſchen. „Herrlich Quartier, freundliche Wirte, gute Geſellſchaft, hübſche Mädchen, muſikaliſche Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung“ mit ſolchen Worten zeichnete er ſeinem Freunde Zelter ſeine diesmaligen Ferien. Das Wetter war drei Wochen lang ſehr ſchön; er ſtreifte viel herum und brachte ſeinem Liebling, Ulriken, mehr als einen Strauß mit nach Hauſe. Auch diesmal bekam ſie ihr Andenken-Buch, die ‚Campagne in Frankreich‘:

„Wie ſchlimm es einem Freund ergangen,
Davon gibt dieſes Buch Bericht;
Nun iſt ſein tröſtendes Verlangen:
Zur guten Zeit vergiß ihn nicht!“

Diesmal erregte ihn der Abſchied ſehr; es war gut, daß gerade ein neuer Freund, Graf Sternberg, ihn begleitete und auf andere Gedanken brachte.

* * *

Um Neujahr erhielt er einen freundlichen Brief von Ulriken; ſie war in Dresden und berichtete, daß ihre Mutter von einem bedenklichen Leiden geheilt ſei, und ſchickte ihre und der Ihrigen Grüße. Er war ſehr froh und dankbar.

„Ihr holder Brief, meine Teure, hat mir das größte Vergnügen gewährt, und zwar doppelt wegen eines beſonderen Umſtands. Denn wenn auch der liebende Papa ſeiner treuen,

ſchönen Tochter immer gedenkt, ſo war doch ſeit einiger Zeit Ihre willkommene Geſtalt lebendiger und klarer vor dem inneren Sinne als je. Nun aber entwickelt ſich's: es ſind gerade die Tage und Stunden, da Sie mein auch in einem höheren Grade gedachten und Neigung fühlten, es auch aus der Ferne auszuſprechen. Dreifachen Dank alſo, meine Liebe! Zugleich die beſten Wünſche und Grüße der guten Mutter, deren ich als eines glänzenden Sterns meines früheren Horizonts gar gern gedenke. Der treffliche Arzt, der ſie völlig wiederhergeſtellt, ſoll auch mir ein verehrter Aeskulap ſein.

„Und ſo bleiben Sie überzeugt, daß meine ſchönſte Hoffnung für's ganze Jahr ſei, in den heiteren Familienkreis wieder hineinzutreten und alle Glieder ſo wohlwollend-freundlich geſinnt zu finden, als da ich Abſchied nahm und ein würdiger, neuerworbener Freund das unwillkommene Scheidegefühl durch teilnehmendes Geleit einigermaßen zu beſchwichtigen ſuchte. . . .

„Und alſo, meine Liebſte, nehme ich Ihre töchterlichen Geſinnungen auch für die nächſte Zeit in Anſpruch. Möge mir an Ihrer Seite jenes Gebirgstal mit ſeinen Quellen ſo heilbringend werden und bleiben, als ich wünſche, Sie froh und glücklich wiederzufinden."

So ſchrieb er am 9. Januar 1823. Sechs Wochen danach ſchien es, als ob er am Ende aller Pläne angelangt ſei. Am 11. Februar war er ſchon huſtend und leidend; in den nächſten Tagen kämpfte Geſundheit und Krankheit, doch war es ihm dumm und dumpf im Kopfe. Es ſei, wie wenn ſich Verſtand und Vernunft ausruhten, ſcherzte der Alte; er ſei in der Stimmung, ſo recht fromm und bigott zu werden. Es ſei doch gar ſchön, meinte er weiter, ein vorgehaltenes Altartuch mit dem Lämmlein und der Kreuzesfahne gläubig

anzublicken. Die Nacht zum ſiebzehnten brachte er übel zu; am Nachmittage lag er angekleidet im Bette, klagte und jammerte über Schmerzen; er hatte einen äußerſt heftigen Fieberfroſt gehabt, der ihn über zwei Stunden lang ſchüttelte. „Was muß der arme Teufel leiden!“ rief er; „wie krank bin ich, kränker als in vielen Jahren! Die Götter halten uns hart in ſolchen kranken Tagen! Und doch auch nicht gar ſonderlich in den geſunden.“

Die Kammer, worin er lag, war ganz dunkel; ſeine Hand kalt, Alles umher unheimlich. Er verlangte, etwas Wein zu trinken, aber der Arzt erlaubte es nicht.

Am nächſten Tage hörte der Kanzler v. Müller,[1]) Goethe ſei höchſt gefährlich krank; er habe eine Herzentzündung. Man hatte ihm zur Ader gelaſſen; das Blut zeigte höchſte Entzündung an. Die Ärzte erklärten, daß die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Rettung wie Zwei zu Zehn ſei.

In der Nacht trat Schweiß ein; danach ſchien es beſſer zu gehen. Aber der Kranke ſtöhnte: „dieſer Schmerz — den am Herzen meinend —, dieſer unbeſiegbare Schmerz wird mich noch an die Schwelle des Lebens bringen.“

In den nächſten Tagen, vom 20. bis 22. Februar, wechſelten Beſſerung und Verſchlimmerung. Er war öfters betäubt, phantaſierte mitunter halb und halb; dazwiſchen fragte er nach ſeinen Freunden und ſprach von ſeinen Arbeiten, die nun verzögert wurden. Zu ſeinem Diener Stadelmann ſagte er einmal leiſe: „Du

[1]) Deſſen Niederſchriften liegen hier zugrunde.

glaubſt nicht, wie elend ich bin, wie ſehr krank.“ Auf die Ärzte, die ſich ſeinen Wünſchen widerſetzten, ſchalt er; er jammerte, daß ſie ihm verfluchtes Zeug zu ſchlucken gaben und dabei ſeine Schwiegertochter und deren Schweſter mißbrauchten, es ihm beizubringen. Gegen dieſe Frauen war er ſehr liebreich, wenn ihn die Schmerzen losließen. Ottilie ſolle ja ihrer gewohnten geſelligen Weiſe nachleben, verlangte er, und wie ſonſt zu Hofe und zum Theater gehen. Jede Dienſtleiſtung erwiderte er durch ein dankbares Wort oder eine freundliche Bewegung. „Nun, ihr Seidenhäschen, wie ſchleicht ihr ſo leicht herbei?“ redete er ſie einmal an. Höchſt dankbar pries er die Oberkammerherrin v. Egloffſtein, die ihm einen ſehr bequemen Großvaterſtuhl geſchickt hatte. „Damit hat ſie ſich eine Staffel in den Himmel verdient.“

Am Sonntag, den 23. Februar, war er am kränkeſten. „Der Tod ſteht in allen Ecken um mich herum“, ſagte er zu ſeinem Sohne. Und er wiederholte die Klage: „O du chriſtlicher Gott, wie viele Leiden häufſt du auf deine armen Menſchen! Und doch ſollen wir dich in deinen Tempeln loben und preiſen!“

In Jena ſagte man ihn an dieſem Abende tot. Auch die Nacht zum Montag war ſehr ſchlecht. Als der Nachmittag kam, wurde er ſehr heftig gegen die Ärzte und befahl mit Ungeſtüm, ihm Kreuzbrunnen zu geben. „Wenn ich nun doch ſterben ſoll, will ich auf meine eigene Weiſe ſterben.“ Er trank auch wirklich ein Fläſchchen: mit ſichtbar gutem Erfolge. Gegen Abend war er ziemlich kräftig; er ließ ſich den ganzen Hergang

ſeiner Krankheit ſchildern und ſprach von ihr wie von einer fremden, abgeſchloſſenen Sache. Die Seinigen betrachteten jedoch ſeine Munterkeit nur als ein letztes Aufflackern ſeines Lebens.

Aber am nächſten Tage fühlte er ſich erſt recht beſſer, und nach weiteren zwei Wochen Mattigkeit war er zwar kein völlig Geſunder, doch ging er ſeinen Geſchäften ſo ſtetig nach, „wie wenn er nie ſterben wollte“, und ſaß des Abends mit ſeinen Kindern und Freunden zuſammen.

* * *

Die Kunde von ſeiner ſchweren Krankheit war durch die Zeitungen verbreitet worden; jetzt ſchickten Auguſt und er ſelber „Zeichen erneuten Lebens und Liebens“ aus. „Wie befindet ſich Marianne?“ fragte er in dem Briefchen an Willemers, und ſie wünſchte ſich und ihm, daß er in Wiesbaden völlige Heilung ſuchen möchte: „die böſen Ärzte werden wohl wieder das Karlsbad anraten.“

Er ſelber ſchwankte. Um Pfingſten waren die geiſtigen Kräfte in gewohnter Weiſe tätig, aber der Körper litt an langer Untätigkeit; die Muskelkraft war ins Stocken geraten, und niemals fühlte er das Bedürfnis nach viel Bewegung nötiger. In der heiteren Heimat würde es daran nicht fehlen. Er malte ſich aus, daß er unangemeldet bei Mariannen erſcheinen und ſich von ihr einige Zeit feſthalten laſſen wollte; dann konnte er über Mainz und Koblenz die gelehrten Freunde in Bonn beſuchen und neue Pläne abwarten. Seine Ärzte und Freunde ſprachen jedoch entſchieden

für Marienbad. Auch Karl Auguſt wollte es beſuchen und hätte ihn dort gern zur Geſellſchaft gehabt. Und ſchließlich waren die Levetzows jetzt ſtärker als die Willemers.

Am 26. Juni trat Goethe eine „ſorgfältig-bequeme Reiſe“ nach Böhmen an; erſt am 2. Juli langte er in Marienbad an, eine Stunde nach ſeinem Großherzoge. „Wir wohnen in verſchiedenen Häuſern auf einer Terraſſe ...“, erzählte Goethe einem Freunde; von dieſer Terraſſe aus ſehe man auf den größten Teil des neuen Ortes hinunter.

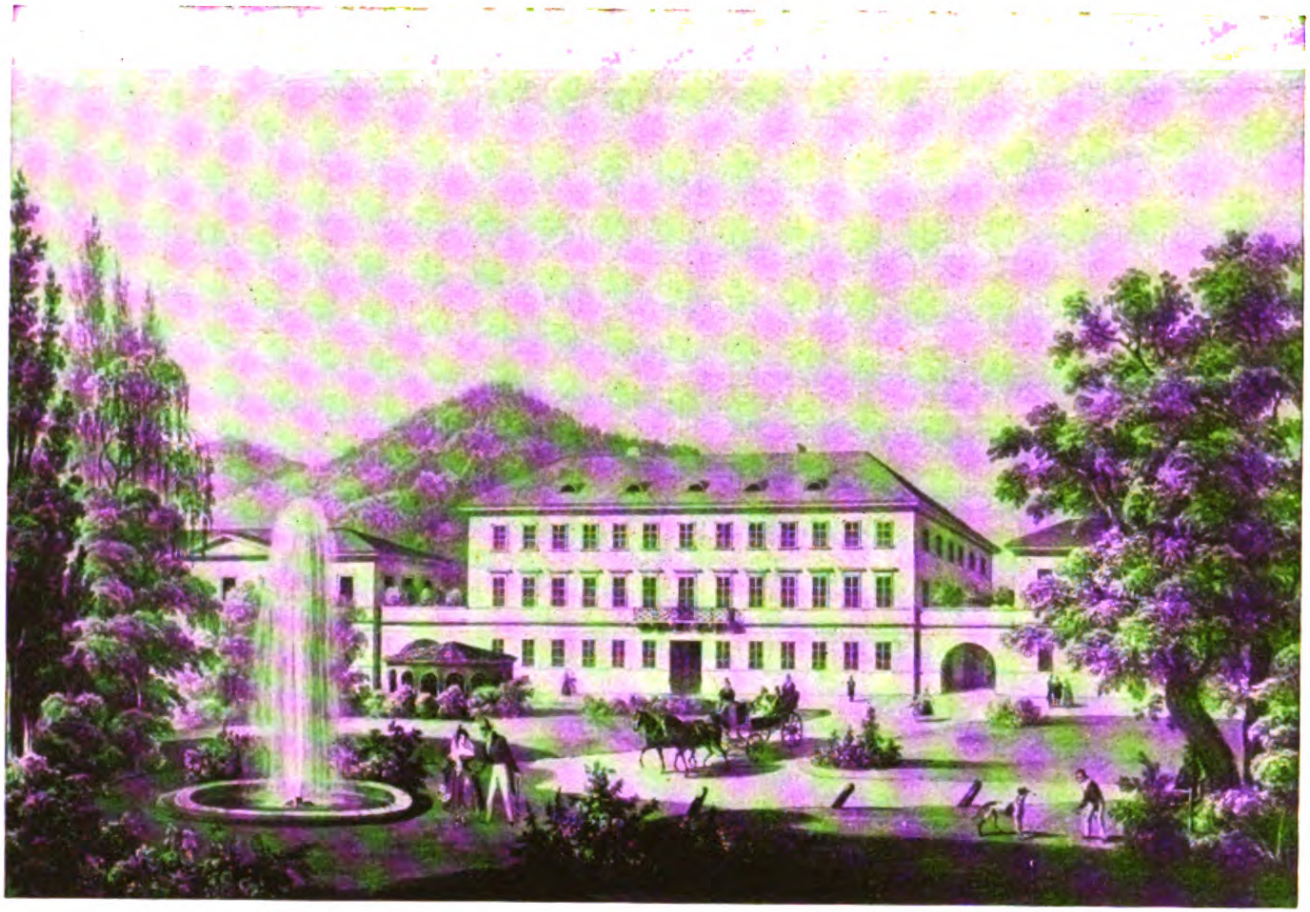
„Das Ganze, das aus großen und anſehnlichen Häuſern beſteht, hat etwas Wöhnlich-Freundliches; ich möchte wo anders nicht lieber wohnen! Auf den Großherzog tut es dieſelbige Wirkung. In allem ſind gegen vierhundert Menſchen hier, welche ſämtliche bedeutende Wohnungen einnehmen; laſſen Sie das Dritteil davon zur höheren Geſellſchaft gehören, ſo ſehen Sie, daß die gebildete Welt einen mäßig-angenehmen Zirkel macht.“

Er fühlte ſich noch immer als Patienten, wobei er jedoch mehr an ſeinen geiſtigen als an den körperlichen Zuſtand dachte.

„Meine Abſicht wäre, bis Anfangs Auguſt hier zu verbleiben, alsdann von Eger aus Gebirg und Land und mancherlei menſchliche Zuſtände unmittelbar zu ſchauen. Denn mir ſcheint Nichts nötiger als äußere ſinnliche Anregung, damit ich mich nicht ins Abſtrakte oder wohl gar Abſolute verliere.“ [1])

Es waren ſchon viele höchſt ſchätzbare Badegäſte da, aber zunächſt konnte er noch fleißig ſeinen natur-

[1]) An Staatsrat Schultz, 8. Juli 1823.



Marienbad

Aquarell im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

wiſſenſchaftlichen Liebhabereien nachgehen, denn „die Familie“ fehlte noch. Am 11. Juli traf dann Frau v. Levetzow mit ihren Töchtern ein, und nun gehörte er wieder zu ihnen. Zum Frühſtück kam man auf der Terraſſe zuſammen, und von da an ſah man ſich bis in die ſpäte Nacht immer wieder. Goethe fühlte ſich jetzt erſt geneſen. Am 24. Juli ſchrieb er ſeinem treuen Zelter: es gehe ihm „beſonders wohl.“

„Denn vom Hauſe nach einem ſo harten Winter, nach einer gewaltſamen Krankheit und einſam-tätigen Monaten beinahe lebensunfähig wegzugehen, war nicht zu verwundern. Reiſe, neue Gegenſtände, Veränderungen aller Art, ſogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen mich eigentlich wieder ins Leben .... So tun auch manche frühere Menſchen-Verhältniſſe gar wohl, indem ſie Zeuge ſind, daß man nach einer Jahresnacht Neigung und Wohlwollen nicht verſchlafen hat ... Glücklicherweiſe iſt die ganze Nachbarſchaft von ſchönen Frauen und verſtändigen Männern eingenommen. Ältere Verhältniſſe verknüpfen ſich mit neuen, und ein vergangenes Leben läßt an ein gegenwärtiges glauben.“

Jetzt, auf der Höhe des Sommers, veranſtalteten die Kurgäſte untereinander zahlreiche Unterhaltungen, und der alte, eben noch kranke Geheime Rat v. Goethe ließ ſich von der „Familie“ gar oft mitlocken; auch die Anweſenheit ſeines immer lebensluſtigen Großherzogs Karl Auguſt reizte ihn, die große Geſellſchaft aufzuſuchen, wo fürſtliche und ſonſt höchſt vornehme Perſönlichkeiten ihr Geſpräch gern an ihn richteten. „Schöne Frauen machen ſich bemerken“, ſchrieb er jetzt an Knebel, „wöchentlich werden Bälle gegeben, und zu

ernſterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereiften Diplomaten und ſonſt erfahrenen Weltmenſchen.“ Beſonders gern unterhielt er ſich mit dem edeln „Grafen von St. Leu“, dem Bruder Napoleons, der vormals König Ludwig von Holland geweſen war.

Goethe arbeitete jetzt morgens an ſeiner ‚Lebenschronik‘, den Tag- und Jahresheften; und die Lebensbetrachtung beſchäftigte ihn auch abends: da beobachtete er, wie alle dieſe mehr oder weniger bedeutenden Menſchen ſich der Welt gegenüber verhielten. „Ihr Hauptſtreben iſt eine unmögliche Syntheſe“, ſo war ſein Ergebnis, „in der ſie ſich abquälen, die Verſtändigſten wie die Unverſtändigſten: Tod und Leben, Regiment und Freiheit, Meiſterſchaft und Bequemlichkeit, Leidenſchaft und Dauer, Gewalt und Sittlichkeit uſw., Das ſoll vereinigt zur Erſcheinung kommen!“

So folgten körperliche Anſtrengung und Erregungen des Geiſtes und Gemüts raſch aufeinander; dabei verſuchte er, ſein tägliches Maß von ſchriftſtelleriſcher Arbeit zu leiſten, und ſehr ſtark beſchäftigte er ſich immer noch mit den Geſteinsarten der Gegend, die er ſelber ſuchte oder von ſeinem eingeübten Diener Stadelmann ſuchen und herbeiſchaffen ließ und die ihm von andern Liebhabern dieſer Wiſſenſchaft gebracht wurden. Nebenbei beobachtete er das Wetter mit gewohnter Gründlichkeit; nebenbei ließ er ſich von einem ruſſiſchen Maler Kiprinski malen und nebenbei trieb er noch hundert andere Sachen. Er kam faſt jeden Abend recht ſpät in's Bett, ganz gegen ſeine Gewohnheit. Die Lebenskraft des Vierundſiebzigjährigen war erſtaunlich

Goethe

Nach dem Gemälde von O. Kiprinski (1823), lithographiert von H. Grevedon

Sammlung Kippenberg

geſteigert oder aufgereizt; freilich kamen auch Stunden der Ermattung und ſchlimme Nächte; aber gleich danach raffte er ſich wieder auf.

* * *

Die neunzehnjährige Ulrike ſtand ihm im Mittelpunkte dieſes höchſt bewegten Lebens. Ihr zu Liebe ſah er den Spielen und Tänzen der Jugend zu und raubte er ſich den Schlaf vor Mitternacht; an ſie richtete er ſeine Erzählungen und ſeinen Unterricht am liebſten; er hätte ſie ſogar gern in ſeine mineralogiſchen Studien verſtrickt, und um ihr das Beſehen der neu erlangten Geſteine angenehmer zu machen, ſteckte er für ſie und die Schweſtern „duftende, genießbare, tafelförmige Kriſtalliſationen“, d. h. Schokolade-Tafeln dazwiſchen. Mit ihr und der Familie ging er längere Wege im Freien herum, als ſeine Kraft ſonſt erlaubt hätte; zu Hauſe zeigte er der Jugend Geſellſchaftsſpiele, die ſie noch nicht kannten, und ſpielte ſelber mit. Auch Neckereien kamen vor; Amelie liebte ſie beſonders, aber auch die ſtille Ulrike machte dem alten Herrn einmal zum Scherz Vorwürfe, daß er ſie manchmal gar nicht bemerke, wenn ſie vorübergehe oder in der Nähe ſei. Flugs war die Antwort da:

Du gingſt vorüber? Wie! ich ſah dich nicht?
Da kamſt zurück, dich hab' ich nicht geſehen? —
Verlorner, unglückſel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie ſoll mir Das geſchehen?

Doch tröſt' ich mich, und du verzeihſt mir gern,
Entſchuldigung wirſt du mit Freude finden;
Ich ſehe dich, biſt du auch noch ſo fern!
Und in der Nähe kannſt du mir verſchwinden.

Ein andrer Zettel aber lautete:

Du hatteſt längſt mir's angetan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein ſüßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

Gewöhnlich nannte er ſie ſein Töchterchen oder ſeinen Liebling. Einmal ſagte er, er wünſchte ſich, einen zweiten Sohn zu haben, damit er dies bildſame Kind zur Schwiegertochter bekommen könne. Ein andermal fragte ihn Amelie, wie ihr Kleid ihm gefiele. „Es iſt ſehr hübſch", antwortete er, „aber Ulrikens iſt hübſcher." Darauf die immer kampfbereite Amelie: „Ich hätte gar nicht zu fragen brauchen, an Ulriken iſt ja Alles hübſcher."

Auch die guten Freunde bemerkten, daß der alte Dichter in dies Kind ein wenig verliebt war. Großherzog Karl Auguſt ſcherzte gern über ſolche Schwächen, zumal wenn ſein ſonſt ſo feierlicher Freund Goethe ihm dadurch wieder näher rückte; die Idee, daß Goethe dieſes halbe Kind heiraten könnte, reizte ihn, und er redete darüber. Solches Schwatzen und ſolche Erlebniſſe gehörten eben mit zu den Zerſtreuungen des Badelebens. Seiner Schwiegertochter erzählte Goethe ſelber von ſeinem eigenen und dem allgemeinen Courmachen:

„Für den Fürſten [Karl Auguſt] fand ſich einiges Anziehende; der Herzog von Leuchtenberg nahm keinen Anſtand, ſich auch etwas Hübſches auszuſuchen, und wenn der Graf St. Leu beſſer auf den Füßen wäre, ſo, dächt' ich, könnte auch ihn das allgemeine Schickſal der Bezauberung hinreißen, welche ſogar unſern Nachbar v. Helldorf ergriffen."

Daß für ihn eine Ulrike das „vorzüglichſte Ingredienz dieſer Zuſtände“ ſei, bei denen er „vergnügt, ja beinahe glücklich“ lebe, erzählte er gleichfalls. „Ich hatte mich auf ſechs Wochen einem ſehr hübſchen Kinde in Dienſt gegeben“: ſo drückte er es nachher gegen Zelter aus.

* * *

Dieſer höchſt angenehme Zuſtand, daß der alte Dichter, durch Wahlverwandtſchaft zugehörig, inmitten einer ſehr feinſinnigen, vornehmen Familie und auch ſonſt in angenehmer Geſelligkeit lebte, dauerte einen Monat. Dann kam das vom Kurort-Leben unzertrennliche Abſchiednehmen guter Freunde, das Erſcheinen neuer Gäſte, das Einpacken, Abreiſen, kurz die häufige Erinnerung an die leidige Tatſache, daß ſolche feſtliche Zeit wie ein Traum verfliegt. „Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind nun vorüber“, begann Goethe einen Brief am 14. Auguſt.

„So pflegen die Weimaraner zu ſagen, wenn ſie eine vergangene heitere Zeit zu beklagen Urſache finden. Am 9. reiſte der Großherzog ab, der Vieles verband und belebte; die ſchönſten Ballkleider ſeh' ich einpacken, die Hüte nebenbei, und in wenig Tagen iſt die belebte Terraſſe zur vollkommenen Wüſte geworden. Das war nun alſo wieder einmal ein Badeleben, wo Alles in vier, fünf Wochen vorüber iſt.“

Die „Familie“ wollte vor ihm abreiſen, weil Frau v. Levetzow die Quellen von Karlsbad brauchen mußte; Das war nun noch keine harte Trennung, denn es war ſchon ausgemacht, daß man in Karlsbad ſich noch einmal

begegnen wolle. Aber auch dieſer vorläufige Abſchied griff den alten Herrn an. Seine Erregung ward eben jetzt noch durch zwei neue Ankömmlinge geſteigert, zwei Künſtlerinnen; ihre Kunſt wirkte in ganz ungewöhnlicher Weiſe auf ihn, und man hätte nicht ſagen können, ob ſein Genuß daran ein Glück für ihn war oder ein Zeichen allzugroßer Reizbarkeit oder gar Vorbote einer neuen Erkrankung.

Zuerſt kam und beſuchte ihn die berühmte Sängerin Anna Milder-Hauptmann, und bei dem angeſehenen Arzte des Bades, Dr. Heidler, hörte er ſie auch ſingen. Nur vier kleine Lieder trug ſie vor, aber eine Unendlichkeit ſchien ſich aufzutun. „Unvergleichlich“ nannte Goethe ihren Geſang im Tagebuche, und bezeugte, daß ſie „uns alle zum Weinen brachte.“ Noch mehr überwältigte ihn das Klavierſpiel einer dreiunddreißigjährigen ſchönen Polin, der Maria Szymanowska, geb. Wolowska. Goethe hörte ſie zuerſt in ihrem Zimmer, als er ihr einen Gegenbeſuch machte; ſie ſpielte ihm ein Stück von Hummel, dann eins von eigener Erfindung und noch zwei andere: „Ganz herrlich“. Dann gingen Beide ſpazieren; ein Regenwetter überfiel ſie unterwegs — nun waren ſie gut bekannt. Das war am 14. Auguſt (1823); am 16. ſann der alte Dichter bereits auf Verſe, die er ihr und ihrer Schweſter Kaſimira ins Stammbuch ſchreiben wollte. Sechs Tage lang traf man ſich immer wieder, und Goethe hätte nicht ſagen können, ob er die Szymanowska lieber ſehe oder höre. Hinter der polniſchen Liebenswürdigkeit ſtand das größte Talent — ihr neuer Freund überſchätzte es

offenbar — gleichſam als Folie oder umgekehrt.[1]) „Man iſt erſtaunt und erfreut, wenn ſie den Flügel behandelt, und wenn ſie aufſteht und uns mit aller Liebenswürdigkeit entgegen kommt, läßt man ſich's ebenſowohl gefallen."

Es waren jetzt gerade die Tage, wo die Levetzows ſich zur Abreiſe vorbereiteten und auch abreiſten: die Liebe zu Ulriken, das Wohlgefallen an der Polin und die Rührung durch ihre Muſik floſſen in Goethes Herzen zuſammen und traten zu Tage in Verſen, die Maria Szymanowska am 18. Auguſt in ihrem Album fand

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklomm'nes Herz, das allzuviel verloren?
Wo ſind die Stunden, überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte dir erkoren!
Trüb iſt der Geiſt, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelſchwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menſchen Weſen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

Und ſo das Herz, erleichtert, merkt behende,
Daß es noch lebt und ſchlägt und möchte ſchlagen,
Zum reinſten Dank der überreichen Spende
Sich ſelbſt erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte ſich — o, daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

[1]) Goethe an Ottilie, 19. Auguſt 1823.

Am nächſten Tage verabſchiedete ſich Goethe von den nächſten Bekannten; abends ließ er ſich ſchröpfen und beſprach ſich noch einmal mit dem trefflichen Dr. Heidler über ſeine Geſundheitsverhältniſſe. „Das Vergangene überdacht, das Nächſte überlegt“, heißt es dann im Tagebuche, und am andern Morgen: „Ruhige Nacht. Konziliante Träume. Fortgeſetztes Einräumen und Einpacken. Madame Szymanowska und Schweſter. Graf St. Leu. Brösigkens.“

Um Drei fuhr er ab, zunächſt nach Eger. Hier ſchrieb er Briefe, die ſeine übermäßig geſteigerten Gefühle gleichfalls ausſprachen. Dem Naturforſcher Nees v. Eſenbeck in Bonn drückte er herzlichſte Dankbarkeit aus für die Anerkennung, die Dieſer in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung ſeinen biologiſchen Arbeiten gezollt hatte:

„Viel aber, viel wäre zu ſagen, was jene merkwürdigen Literaturblätter, in leichter, reiner Luft einer bedeutenden Bergeshöhe, im Freien und Stillen wiederholt geleſen und durchgedacht, für eine Wirkung auf mich ausgeübt. Möcht' ich mich fromm und kurz faſſen, ſo müßt' ich ſagen: es kam augenblicklich der Friede Gottes über mich, der, mich mit mir ſelbſt und mit der Welt ins Gleiche zu ſetzen, ſanft und kräftig genug war. Auch in Freundesbriefen ſpiegelt ſich Dies hin und wieder; die Verhältniſſe ſehr guter Menſchen zu mir und unter einander haben ſich dadurch herrlich geſteigert. Wie doch alles Höhere, im Wiſſenſchaftlichen und ſo durchaus, alsbald ethiſch wirkt und ſo viel ſittlichen Vorteil bringt!“

In einem andern Briefe erzählte er dem vertrauteren Freunde Zelter von den Marienbader Bekanntſchaften, auch auf die liebliche Ulrike hindeutend, und er fuhr fort:

„Nun aber doch das eigentlich Wunderbarſte! Die ungeheure Gewalt der Muſik auf mich in dieſen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja ſogar die öffentlichen muſikaliſchen Exhibitionen des hieſigen Jägerkorps, falten mich aus einander, wie man eine geballte Fauſt freundlich flach läßt . . . Ich bin völlig überzeugt, daß ich im erſten Takte Deiner Singakademie den Saal verlaſſen müßte.“

Er habe, fügte er zur Erklärung hinzu, die Muſik, zumal die edle, hohe Muſik, allzu lange entbehrt, „einen Genuß, der wie alle höheren Genüſſe den Menſchen aus und über ſich ſelbſt, zugleich auch aus der Welt und über ſie hinaushebt.“ Aber er ſtellte doch ſelber feſt, daß ſeine jetzige „krankhafte Reizbarkeit“ „eigentlich als die Urſache jenes Phänomens anzuſehen iſt.“ Auch gegen ſeinen Sohn meinte er: von ſeiner vorigen Krankheit ſei noch eine gewiſſe Reizbarkeit übrig geblieben. „Da aber Dieſes bis zum Bewußtſein emporgehoben iſt, ſo wird auch darauf zu wirken ſein.“

* * *

Am 25. Auguſt fuhr er nach Karlsbad. Die „Familie“ hatte ihm im gleichen Hauſe, wo ſie wohnte, ſchon Zimmer gemietet und ihn gebeten, während dieſer Tage an ihrem Tiſche ihr lieber Gaſt zu ſein. Um vier Uhr erreichte er das Ziel.

„Meldung bei Frau v. Levetzow. Über ihr im 2. Stock vom ‚Goldenen Strauß‘ eingezogen. Schönes Quartier, ſchöne Ausſicht. Es war ein Wagen mit Früchten und ſonſtigen Viktualien von Graf Klebelsberg angelangt. Köſtliche Feigen und Aprikoſen vorgeſetzt . . . Mit der Familie gegen den

Posthof. Abends vor der Türe bei dem Tee. Nachts mit der Familie. Der abnehmende Mond ging sehr klar über dem Dreikreuzberg auf."

„26. August ... Mit der Familie gefrühstückt. Sodann für mich bis halb zwei Uhr. Nachher Almanache und andere kleine Kupfer mit Ulriken. Nach Fünfen auf Aich gefahren, an der Eger hinauf. Kaffee getrunken. Zurück über den Hammer. Herrlicher Abend ... Verabredung wegen einer Partie nach Elnbogen.

„27. August ... Graf Zenigeo gab auf Ameliens Neckereien einen Tanz-Tee im Sächsischen Saal, wo man vorher sitzend Tee trank und viel Süßigkeiten genoß. Die guten Tänzerinnen und Tänzer, deren nicht viel waren, kamen nicht vom Platze ... Zu der Schluß-Polonaise forderte mich eine polnische Dame zum Tanz auf, den ich mit ihr herumschlich und mir nach und nach beim Damenwechsel die meisten hübschen Kinder in die Hand kamen. Nach 10 Uhr Schicht. Beim Abendessen noch lange beisammen."

So schloß er sein vierundsiebzigstes Jahr. Seinen Geburtstag aber wollte er nicht in der Menge und mit Getöse feiern; deshalb eben hatte er mit der „Familie" die Fahrt nach Elbogen besprochen. Frau v. Levetzow verstand, daß Goethe auch im engeren Kreise nicht gefeiert sein wollte. Als er am 28. August zum Frühstück herunterkam, ward er also nicht beglückwünscht; aber es stand eine neue Tasse, von einem Efeukranz umgeben, auf seinem Platze.

„Warum die schöne Tasse?" fragte er und Frau v. Levetzow erwiderte: „Damit Sie an unsere Freundschaft erinnert werden. Efeu ist ja deren Sinnbild."

Goethe reichte ihr die Hand: „Wie hübsch! Es soll mir ein liebes Andenken sein."

Nach dem Frühmahl beſtieg man den Wagen; zwei Morgenſtunden dauerte die Fahrt. Im ‚Weißen Roß' hatte Goethe, der heute der Gaſtgeber war, das Mittageſſen beſtellen laſſen; Stadelmann und John kamen mit einem feſtlichen Deſſert nach. Man ging ſpazieren, „durch die neuen Felſenwände," „auf's Rathaus, den Meteorſtein zu ſehen," „in die Porzellanfabrik;" Goethe war ſehr heiter. Als man ſich zum Eſſen ſetzte, ſah er eine Torte und zwei Flaſchen alten Rheinweins, die er nicht angeordnet hatte.

„Welch' ſchöner geſchenkter Kuchen!" rief er aus.

„Ich muß doch auch Etwas zu dem Diner beitragen", antwortete Frau v. Levetzow, „und da wählte ich Biskuit und einen Wein, welches Sie ja lieben."

„Meine aufmerkſame kleine Freundin! Aber welch' ſchönes Glas ſehe ich wieder hier? Mit den Namen der lieben Kinder!" [1])

„Wir wollen über Allem nicht vergeſſen ſein", erwiderte die liſtige Frau, „und Sie ſollen ſich unſer und auch des heutigen ſchönen Beiſammenſeins erinnern und immer daran denken."

Goethe lächelte und dankte. Man aß und trank und ſcherzte und plauderte. Gegen Ende der Mahlzeit überreichte Stadelmann ſeinem Herrn einen Pack Briefe, die er aus Karlsbad mitgebracht hatte: Glückwünſche zum Geburtstage. Goethe las etwas darin und ſagte

[1]) Es iſt ein kriſtallener Becher; in drei Medaillons trägt er die Namen Ulrike, Amélie, Bertha; auf dem vorderen Felde ſtehen die Worte: „Andenken — den 28. Auguſt 1823 in Karlsbad."

öfters: „die lieben Menſchen!“ oder „ſehr freundlich und lieb“ und Dergleichen. Aber die Damen taten gar nicht neugierig.

In heiterſter Laune fuhr man nach Karlsbad zurück; Goethe eignete ſich unterwegs, um noch ein weiteres Andenken zu haben, Ulrikens Handſchuhe an. Als ſie in die Stadt einfuhren, bemerkte man gleich, daß Goethe auf der Wieſe erwartet wurde, von Menſchen und Muſik. Die Mutter winkte ihren Töchtern; ſie eilten raſch in ihre Zimmer.

Als der alte Herr am andern Morgen herunterkam, war ſein erſtes Wort: „Nicht wahr, Sie wußten, daß geſtern mein Geburtstag war?“

„Wie ſollte ich nicht?“ erwiderte Frau v. Levetzow, „Sie haben den Tag ja in Ihrer Lebensgeſchichte genannt.“

Lachend ſchlug er ſich vor den Kopf und meinte: „So wollen wir ihn nun den Tag des öffentlichen Geheimniſſes nennen!“

* * *

„Gern geſteh' ich, daß ich mich ſolchen Wohlbefindens an Leib und Geiſt lange nicht erfreute“, ſchrieb er zwei Tage danach an Auguſt; „und wünſche nur, dieſe tätige Heiterkeit mit zu Euch zu bringen ... Übrigens iſt es gut, daß ich meinen Wagen [zur Rückreiſe] beſtellt habe, denn Witterung und Zeitumſtände ſind ſo verführeriſch, daß ich mich gar wohl dürfte verleiten laſſen, in dieſen böhmiſchen Zauberkreiſen noch eine Zeit lang mit umzukräuſeln.“

Es folgten noch ein paar angenehmſte Tage:

„30. Auguſt. Das alte Schloß beſtiegen. Wunderliche Abenteuer. Großes Gelächter. Die Dreifaltigkeits-Kapelle. Eingedenk des fehlenden Gottvaters. Strafe des Kirchenraubs. Fortgeſetzte Luſtigkeit. Auf dem Straßenhauſe ſpäten Kaffee. Anläſſe zu Spaß und Spott. Bei dem herrlichſten Wetter nach Hauſe. Karlsbad mit Zimmerlichtern und Straßenlaternen. Heitere Verwechſlung der Sterne. Um 9 Uhr angelangt. Neue Projekte. Man blieb noch lange beiſammen.

„31. Auguſt. Frau v. Levetzow erzählte die Geſchichte ihres Zuſammentreffens mit Frau v. Stael in Genf. Abends in der Komödie . . . nachher auf der Wieſe ſpazieren. Nachts zuſammen. Die Jüngeren zeitig zu Bette. Blieb mit Frau v. Levetzow und Ulriken in vielfachen Erinnerungen.

„1. September. Frau v. Levetzow und Ulriken zum ‚Schilde' begleitet, die eine kranke Engländerin Edgeworth beſuchten und wegen einer Kammerjungfer verhandelten. . . . Ich ging indeſſen mit Amelie und Bertha erſt auf der Brücke, dann auf der Wieſe auf und ab. Der Erſteren luſtige Ungeduld. Es war ſpät geworden; man blieb auf der Wieſe. . . . Abends las Bertha die erſten Kapitel des ‚Schwarzen Zwerges' [von Walter Scott] ſehr artig. Könnte durch Unterricht leicht zur Vollkommenheit gelangen. Kleines dramatiſches Feſt zum Empfange des Grafen Klebelsberg auf Trzibliz. Anmutige Erzählung.

„2. September. [Abends] zuſammen geblieben. Kleine Gelegenheits-Gedichte voriger Zeiten. Schilderung eines früheren Hofmeiſters der jungen Töchter. Ameliens unglaubliche Ungehorſams-Poſſen. Über weimariſche hohe Kultur, ältere und neuere.

„3. September. Gegen den Brunnen zu gegangen, abzuholen. Auf der Wieſe gefrühſtückt. Amelie disputierend mit dem General Ominsky. Merkwürdige Torheiten. . . . Mittag zuſammen. Gegen 4 Uhr auf Aich. Kleid von ge-

gittertem echten ſchottiſchen Zeug, das ſehr gut ſtand. Über den Hammer zurück. Bedeckter Himmel, ſehr ſchöne Fahrt, warmer Abend. Auf der Wieſe. Nach 7 Uhr entſtand von Weſten her Wetterleuchten. Spazierend lange zugeſehen. Sprühregen, in's Haus. Ulrike fuhr fort den ‚Schwarzen Zwerg' zu leſen, im ganzen natürlich und gut; ſie müßte ſich zu mehr Energie und Darſtellungs-Lebhaftigkeit bequemen. Man blieb beiſammen. Amelie voller Torheiten. Gegen 10 Uhr ſah man ſchon wieder die Sterne an dem teilweis bedeckten Himmel."

Am nächſten Tage rüſtete er ſich zur Abreiſe; ſein Wagen war eingetroffen. Er kaufte Trinkgläſer für die drei Schweſtern als Gegengabe für das ſeine.

„Zu Tiſche Scherz mit den Gläſern. Wiederholung der Geburtstagsgeſchichte. Auf den Hammer gefahren. Abends mit der Familie."

Am andern Morgen war leider Graf Taufkirchen bei den Levetzows, als Goethe zum letzten Gruße eintrat.

„Als ſich Der entfernt hatte, allgemeiner, etwas tumultuariſcher Abſchied. Ich ging bis zum ‚Goldenen Löwen', wo ich den Wagen traf. Abgefahren nach 9 Uhr."

* * *

Das fröhliche Karlsbad, die ſchlanke, ſanfte Ulrike und die geliebte Familie — ſie waren nun für ſeine Augen verſunken, verſchwunden. Wer konnte ſagen, ob auf immer, ob auf ein kurzes oder langes Jahr? In ſeinem Kopfe, ſeinem Herzen, welche Erregung! Kürzlich erſt hatte er über die Menſchen geſpottet, die ſich mit unmöglichen Syntheſen abquälen. Verſuchte er ſelber ſich nicht an der unmöglichſten aller Syntheſen?

Wünſchte er nicht, ſein hohes Alter mit der friſcheſten Jugend Ulrikens in einem Liebesbunde zuſammenzuſchließen? Wollte er nicht der Leidenſchaft, dem Enthuſiasmus Dauer verleihen? Vermiſchten ſich nicht in ſeinem Innern die Weisheit, Entſagung und Frömmigkeit des Greiſes mit jugendlicher Sehnſucht? Das Unſinnige ſeines Wünſchens oder Strebens ſah er ein und war durch dieſe Erkenntnis keineswegs gebeſſert; die fruchtloſe Operation ging vielmehr ununterbrochen in ihm fort. [1])

Er war in den nächſten Tagen viel im Reiſewagen, ſtattete Beſuche ab, hielt ſich noch einmal in Eger auf, bewegte ſich nur langſam auf Jena und Weimar zu. Von Anfang der Fahrt an bildete ſich in ihm ein Gedicht, in das ſich alle ſeine Gedanken und Gefühle ergoſſen. Wie Paradies erſchien ihm das Leben neben Ulriken und wie Hölle das Leben ohne ſie.

So warſt du denn im Paradies empfangen,
Als wärſt du wert des ewig ſchönen Lebens;
Dir blieb kein Wunſch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigſten Beſtrebens,
Und in dem Anſchaun dieſes einzig Schönen
Verſiegte gleich der Quell ſehnſüchtiger Tränen.

Wie regte nicht der Tag die raſchen Flügel,
Schien die Minuten vor ſich herzutreiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächſten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen ſich in zartem Wandern
Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz den andern.

[1]) Vgl. Brief an C. L. F. Schultz vom 8. Sept. 1823.

Der Kuß, der letzte, grauſam ſüß, zerſchneidend
Ein herrliches Geflecht verſchlungner Minnen —
Nun eilt, nun ſtockt der Fuß, die Schwelle meidend,
Als trieb' ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge ſtarrt auf düſtren Pfad verdroſſen,
Es blickt zurück, die Pforte ſteht verſchloſſen.

Blieb ihm denn nicht die ganze Erde noch übrig, die zu betrachten ſonſt ſeine Luſt war? Entfaltete ſich nicht eine Landſchaft nach der andern vor ſeinen Blicken? Sprachen nicht die ewig wechſelnden Himmelserſcheinungen nach wie vor zu ihrem Kenner und Erforſcher? Ach, jetzt erinnerte ihn ſogar eine Wolke an die Geliebte!

So ſahſt du ſie in frohem Tanze walten,
Die Lieblichſte der lieblichen Geſtalten!

Und nun war die Außenwelt wieder verdrängt von innerem Schauen. Da ſah er ſie, wie ſie in allen dieſen ſeligen Wochen ihm erſchienen war:

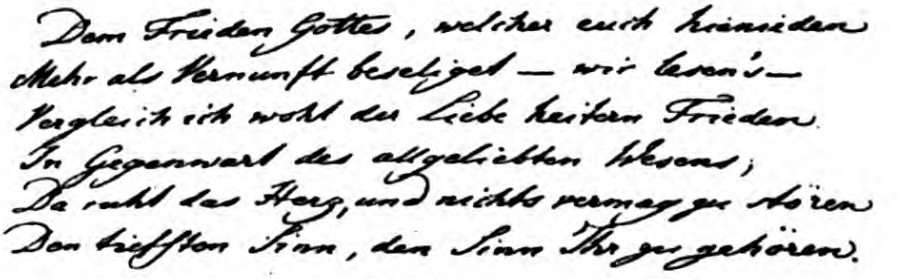
So tauſendfach, und immer, immer lieber.

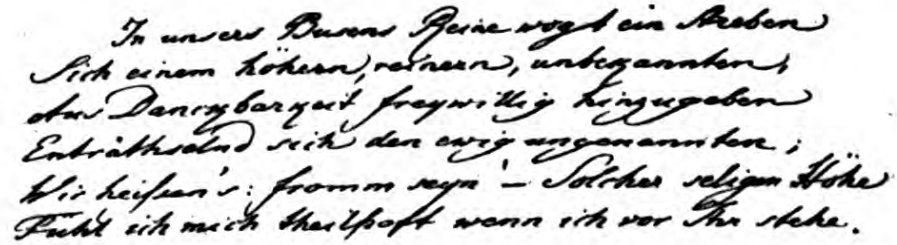
Wie zum Empfang ſie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf ſtufenweis beglückte;
Selbſt nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteſten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenſchrift ins treue Herz geſchrieben.

Im Herzen konnte, wollte er ſie für ſich und ſich für ſie bewahren. Seine Liebe war ja rein und fromm:

Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an mir auf's lieblichſte geleiſtet.

„Wie doch alles Höhere . . . alsbald ethiſch wirkt und ſo viel ſittlichen Vorteil bringt," hatte er neulich einem Freunde geſchrieben, „im Wiſſenſchaftlichen und ſo durchaus." Gewiß auch in der Liebe.





Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften,
Zerſchmilzt, ſo längſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.

Wer ſolche Liebe fühlt, für ihn wird der geliebte Gegenſtand eine himmliſche Erſcheinung, eine Stimme der Gottheit. Das iſt Schwärmerei, aber iſt es wirklich nur Schwärmerei? Welche göttliche Rede — ſo wendet wohl der Nüchterne ein — konnte der alte Weltforſcher von dieſem kindhaften Mädchen hören oder welche konnte er ihr leihen? O, den allerbeſten Rat und Troſt!

Es iſt, als wenn ſie ſagte: „Stund' um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Geſtrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wiſſen iſt's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute,
Die Sonne ſank und ſah noch, was mich freute.

„Drum tu' wie ich und ſchaue, froh verſtändig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verſchieben!
Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig.
Im Handeln ſei's zur Freude, ſei's dem Lieben;
Nur, wo du biſt, ſei Alles, immer kindlich,
So biſt du Alles, biſt unüberwindlich!"

So ſprach der Greis vor ſich hin, während ihn ſein Wagen immer mehr von dieſem Mädchen entfernte. Was er ihr in den Mund legte, war ihm keine neue Erkenntnis; als Jüngling, als Student ſchon hatte er ſie erworben; aber er nahm ſie nun aus Ulrikens Vorbilde. Der Geiſt ſprach weiſe Worte — und das Herz blieb ſchwach.

Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen:
Da bleibt kein Rat als grenzenloſe Tränen.

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſeligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde!

* * *

Schon von Eger aus ſchrieb er der teuren Familie, aber er faßte ſich zuſammen, und wenn er auch ſeine

Liebe nicht verbarg, ſo ſprach er doch zugleich als der alte Vater und Lehrer. Und der größte Inhalt des Briefes war Dank für die ſchönen Tage, die ihm nun zum inneren Beſitz gehörten. Schon dachte er an die Zuſammenkunft im nächſten Sommer.

„Alle Leute berufen mich über meine geſunde Heiterkeit; ... ſollte ich ſie aufrecht erhalten, ſo bringe ich ſie zur Quelle zurück; ſollte ſie ſich verlieren, ſo weiß ich, wo ich ſie wiederfinden könnte.“

Er ſchien in der Tat ſeinen verzweifelten Schmerz durch die laute Klage des Gedichtes überwunden zu haben. „Sie finden mich ganz frei,“ ſchrieb er einem Freunde von Jena aus, „und nach einer glücklichen Kur heiter und tätig.“

In der Heimat hatten Einige Dies und Das über ſeine Neigung zu dem Fräulein Levetzow gehört, und es ging auch das Gerücht, daß der alte Herr dieſe junge Dame heiraten wolle; vielleicht hatte der Großherzog ſelber es aus Scherz unter die Leute gebracht. Goethe ergriff die erſte Gelegenheit, ſich gegen eine der geſelligſten und tüchtigſten Perſönlichkeiten in Weimar, den Kanzler v. Müller, zu erklären, um dem Gerede die Spitze abzubrechen. Zufällig war auch der weimariſche Arzt Dr. Rehbein dieſen Sommer in Böhmen geweſen, hatte ſich dort in ein hübſches Mädchen verliebt und ſich auch ſogleich mit ihr verlobt; eben jetzt reiſte er zur Hochzeit. Dieſe ſchöne Gelegenheit ergriff der alte Herr auf's ſchlaueſte, ſein eigenes Glaubensbekenntnis über Heiratsſachen auszuſprechen.[1]) Er lobte nämlich

[1]) So faßte es F. v. Müller ſelber auf; 14. Sept. 1823.

jene Braut über alle Maßen, nannte es aber doch einen dummen Streich, daß Rehbein ſich ſo raſch vereheliche.

„Sie wiſſen,“ ſagte er, „wie ich alles Extemporieren haſſe. Vollends eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreife war mir von jeher ein Greuel. Eine Liebe wohl kann im Nu entſtehen, und jede echte Neigung muß irgend einmal, gleich dem Blitze, plötzlich aufgeflammt ſein; aber wer wird ſich denn gleich heiraten, wenn man liebt! Liebe iſt etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechſelt man ungeſtraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensſchritt will allſeitig überlegt ſein, und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigſtens die meiſten, zuſammenpaſſen.“

Dies Geſpräch geſchah noch in Jena, wo Goethe ſozuſagen Quarantäne hielt. Am 17. September fuhr er nach Weimar und wenige Tage danach war er ſchon wieder unzufrieden, ja voller Unmut. Gar zu ſehr drängte ſich ihm der Unterſchied auf zwiſchen ſeiner weimariſchen Familie und Derjenigen, die er in Karlsbad verlaſſen. Sein Sohn war leider in den Mannesjahren nicht angenehmer geworden; er liebte die ſtarken Getränke und galt ſchon als Trinker; gelegentliche Roheit hing mit dieſer krankhaften Leidenſchaft zuſammen. Ottilie dagegen nahm das Leben allzu romantiſch; für das Hausweſen war ſie unbrauchbar; auch hätte ſie die Wirtſchaft durch ihre Verſchwendung ſehr geſchädigt, wenn ſie die Verwaltung hätte führen dürfen. Wie ihr Gatte ſeine eigenen Wege ging, ſo beſchäftigte ſie ihr Herz mit andern Männern; beſonders trieb ſie

einen argen Götzendienſt mit den Engländern, die nach Weimar kamen. Der Vater Goethe hatte dieſe Entwicklung oft leicht zu nehmen geſucht und ſich ſtets bemüht, das angenehmſte Verhältnis zu ſeinen Kindern zu behalten; namentlich nach außen zeigte er nie Unzufriedenheit; jetzt aber quälte ihn die im eigenen Hauſe beſtehende, wenn auch verdeckte Uneinigkeit. Er erzählte den Seinen von Marienbad und Karlsbad, alſo von den Levetzows; ſo kam auch das Gerücht, daß er Ulrike heiraten wolle, zur Sprache; ſein Sohn ward heftig und kämpfte in lauter, ſchonungsloſer Weiſe gegen einen ſolchen Plan, wenn er etwa beſtehe, an.[1]) Er ſpielte den Pikierten und erklärte: wenn dies Gerede glaubhaft werde, würde er ſofort abreiſen, nach Berlin, und auch Ottilie mitnehmen.

Dieſer häusliche Sturm blieb nicht geheim; Frau v. Schiller, die Dergleichen immer erfuhr und weitertrug, ſchrieb ihrem Sohne Ernſt davon: „Der Kammer-Rat [Auguſt] ſoll außer ſich ſein, Ottilie aber ſich ſehr vernünftig betragen.“ Und ſpäter:

„Die Familie hat ſeine Heiratsgedanken auf eine undelikate, harte Art aufgenommen, ſtatt ihm Anteil zu zeigen; der Sohn ſoll mit ihm ſehr hart geweſen ſein; Ottilie bekam Krämpfe; Alles war in Verzweiflung. Das iſt nicht der Weg, ſein Herz zu beſänftigen: er hat die Natur, daß ihn der Widerſtand verhärtet.“[2])

[1]) Das iſt anzunehmen nach dem Briefe F. v. Müllers an Julie Gräfin v. Egloffſtein, 25. Sept. 1823. Bei Biedermann III 16.

[2]) Offenbar hat Goethe gegen den Sohn die Abſicht, ſich wieder zu verheiraten, geradezu ausgeſprochen oder nicht verneint. Seine Gründe ſind nicht ganz erkennbar. Einen

Gegen die vertrauteſten Freunde ſprach Goethe ſich offener und ruhiger aus, und ſie verſtanden ihn beſſer. Der Kanzler trieb ihn an, ſich mehr Zerſtreuung zu verſchaffen und auch hier in Weimar häufiger die Zimmer zu verlaſſen; z. B. ſollte er doch jeden Tag einmal ſpazieren fahren.

„Mit wem ſoll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden?“ verſetzte Goethe dagegen. „Die Stael hat einſt richtig zu mir geſagt: »Il vous faut de la séduction.«“

Der Kanzler meinte, er habe doch Ottilien und deren Schweſter Ulrike; aber Goethe erwiderte ärgerlich:

„Wen man täglich von früh bis Abend ſieht, Der kann uns nicht mehr verführen! Ja, ich bin wohl und heiter heimgekehrt. Drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Intereſſe zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, faſt wie ein Ball hin und her geſchaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke, und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben und zuſehen, wie ich mich durchflicke.“

---

deutete eben Frau v. Schiller an. Dagegen meinte Reinhard gegen den Kanzler (am 7. Oktober), ihr gemeinſamer Freund wolle die Seinigen mit der Marienbader Geſchichte ein wenig foppen. Vorher, am 23. September, notierte der Kanzler: „Die Frauen [Gräfin Lina Egloffſtein und Andere] mögen nicht unrecht haben, wenn ſie meinen, Goethe gefalle ſich darin, noch die Leidenſchaftlichkeit eines Jünglings darzuſtellen, und die Art und Weiſe, wie er ſein großes Gedicht an die L[evetzow] produziere, beweiſe es.“

Als der Kanzler zwei Tage danach, am 25. September, bei ihm eintrat, rief Goethe ohne weiteren Anlaß aus: „Es iſt doch recht abſurd, daß Julie dieſen Winter nicht hier iſt!“

Er meinte die eine der Komteſſen Egloffſtein, die auch der Angeredete ſehr verehrte.

„Sie weiß gar nicht“, fuhr Goethe fort, „wieviel ſie mir entzieht und wieviel ich dadurch entbehre! So wenig als ſie weiß, wie ich ſie liebe und wie oft ich mich im Geiſte mit ihr beſchäftige. Ihnen kann ich Das wohl ſagen, obgleich wir in dieſem Punkte Rivals ſind, denn ich traue Ihnen zu, daß Sie gleich ſehr betrübt über ihre Abweſenheit ſind.“

Der Kanzler wollte nun ausführen, warum Julie klug und gut tue, jetzt nicht in Weimar zu ſein. Es hing mit einer Anſtellung bei Hofe zuſammen.

„Sie hat ganz recht,“ fiel ihm Goethe ins Wort; „Das begreife ich wohl und habe mir längſt im Stillen alles Das, was Sie mir jetzt ſagen, ſelbſt kombiniert und enträtſelt, aber nur noch viel lebhafter und paſſionierter, als Sie es ausſprechen! . . . Glaubt mir nur, daß der alte Merlin in ſeiner Dachshöhle ſich manche ſtille Stunde mit ſolchen Abweſenden beſchäftigt, die für ihn eine actio in distans [Wirkung in der Ferne] haben. Andere erfreuen mich blos durch ihre Gegenwart, durch ihre ſichtliche Erſcheinung, ſind aber rein Nichts für mich, wenn ich ſie nicht vor mir ſehe. Mit Jenen aber kann ich mich unſichtbar unterhalten, und darunter gehört Julie. Ich weiß zu gut, daß ſie mir durch keine Andere jemals erſetzt werden kann, und

eben darum bin ich so betrübt, daß sie mir gerade diesen Winter fehlt."

Gleich nach dieser Klage begann er von Marienbad zu erzählen, und besonders schwärmte er von der Szymanowska. Sie sei so schön und liebenswürdig, daß man trotz ihres zauberischen Spiels froh sei, wenn sie aufhöre, um sie nur sprechen zu hören, und danach wieder wünsche, sie möge nur wieder spielen, weil ihr Sprechen so sehr aufrege, daß man nur Ruhe bei ihrem Spiel wiederzufinden hoffen könne. Und er meinte: ohne alle Einleitung sei er so schnell mit ihr bekannt geworden, wie man in einer milden, reinen Luft sich alsobald heimisch fühle.

Dann holte er aus seinem Gartenzimmer ihre Handschrift, — ein Bild besaß er nicht[1]) — um aus ihren Schriftzügen ihren Charakter abzulesen, und schließlich trug er im höchsten Pathos die drei Strophen vor, die er an sie gedichtet hatte.

Der Kanzler schrieb der verehrten Julie sogleich einen Bericht über diese Äußerungen Goethes:

„Sie sehen also, daß seine Leidenschaft für Ulrike Levetzow wenigstens nicht exklusiv ist und daß ich recht habe, zu behaupten: nicht dieses einzelne Individuum, sondern das gesteigerte Bedürfnis seiner Seele überhaupt nach Mitteilung und Mitgefühl habe seinen jetzigen Gemütszustand herbeigeführt. Die rohe und lieblose Sinnesweise seines Sohnes und Ulrikes [v. Pogwisch] schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivetät sind freilich nicht gemacht, eine solche Krisis

[1]) Auch diesem Buche konnte keins beigegeben werden; vielleicht verschafft es uns einmal ein Kenner russischer Sammlungen.

ſanft und ſchonend vorüberzuführen, und die arme Ottilie iſt ſeit ſeiner Ankunft beſtändig krank und für ihn ſo gut wie unſichtbar. Daher macht ihn der grelle Kontraſt gegen ſein heiteres Badeleben mitunter höchſt verſtimmt und niedergebeugt."

Einige Freunde und beſonders auch die fürſtlichen Perſonen wünſchten, daß Goethe ſich nicht ſo ſehr der Geſelligkeit entziehe; ſie meinten, er ſollte doch zum eigenen und allgemeinen Wohle ſich in Weimar ebenſo liebenswürdig in Geſellſchaft bewegen, wie er es in jenen böhmiſchen Bädern getan. Der Kanzler trug ihm dieſen Wunſch vor, am 2. Oktober; Goethe nahm's gut auf, hatte aber allerlei Gegengründe. Nach einiger Zeit kam er auf den Gegenſtand zurück.

„Seht, wenn es mir wieder wohl unter Euch werden ſoll dieſen Winter" ſagte er nun ſelber, „ſo darf es nicht an munterer Geſellſchaft, nicht an heiteren Anregungen fehlen . . . Sollte es nicht möglich ſein, daß eine ein für allemal gebetene Geſellſchaft ſich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, in meinem Hauſe zuſammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzensluſt Gäſte mitbringen. Die Zimmer ſollten von 7 Uhr an immer geöffnet und erleuchtet, Tee und Zubehör reichlich bereit ſein. Man triebe Muſik, ſpielte, läſe vor, ſchwatzte, Alles nach Neigung und Gutfinden. Ich ſelbſt erſchiene und verſchwände wieder, wie der Geiſt es mir eingäbe; und bliebe ich auch mitunter ganz weg, ſo dürfte Dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unſerer angeſehenſten Frauen gleichſam als Patronin dieſes geſelligen Vereins aufträte, und Niemand würde

ſich beſſer dazu eignen, als Frau v. Fritſch. An Ottilie und Ulrike gebe ich Freibriefe für ihre Theaterluſt; ſie könnten dableiben oder hingehen: Das änderte nichts. So wäre denn ein ewiger Tee organiſiert . . .“

Von dieſem Plane, der freilich nur die Eingebung einer Stunde war, kam er nochmals auf ſein Leben mit den Levetzows, auf ſeine Liebe zu Ulriken zu ſprechen.

„Es iſt eben ein Hang, der mir noch viel zu ſchaffen machen wird. Aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland hätte ein ſcharmantes Stück daraus fertigen können: ein alter Onkel, der ſeine junge Nichte allzu heftig liebt.“

◆ ◆ ◆

Er hatte in dieſen Tagen Gäſte, die er ſehr ſchätzte, den preußiſchen Staatsrat Schultz und den franzöſiſchen Diplomaten Graf Reinhard; ſchon deshalb gab es viel Geſelligkeit in ſeinen Zimmern. Einem jungen Gelehrten, der ſich ſeit kurzem in Weimar aufhielt, Eckermann, fiel es in einer ſolchen Geſellſchaft auf, wie zärtlich Frau v. Goethe gegen ihren Schwiegervater war: ſie hängte und ſchmiegte ſich an ihn und küßte ihn. Ottilie, die Enthuſiaſtin, meinte es ehrlich, und dennoch war ſie mit ihren zerflatternden Neigungen nicht die rechte Tochter für den einſamen alten Mann.

Am 24. Oktober erſchien plötzlich Madame Szymanowska mit ihrer Schweſter in Weimar. Sie beſuchte ſogleich ihren Freund von Marienbad und Karlsbad her, denn auch in Karlsbad hatte ſie ihn noch einmal geſehen. Und ſie mußte gleich am erſten Tage bei ihm

eſſen. Nach dem Mahle ſetzte ſie ſich an ſeinen Flügel; mit äußerſter Erregung lauſchte er ihrem Spiel, beſonders wenn ſie improviſierte. Abends ſpielte ſie wieder, diesmal auch vor den Freunden des Hauſes; Goethe war den ganzen Abend hindurch ſehr heiter und galant; er weidete ſich an dem allgemeinen Beifall, den ſeine Freundin ebenſowohl durch ihre Perſönlichkeit wie durch ihr Spiel gewann. Schön war ſie heute wie je: braunes Kleid, weißes Spitzentuch, weiße Mütze mit Roſen. Der Kanzler war ſehr neugierig auf ſie geweſen; er fand ſie weniger ſchön als hübſch, aber von unbeſchreiblicher Anmut: „eine ſchlanke, bewegliche Geſtalt, höchſt lebhaft und doch ohne alle Unruhe, voll Phantaſie und doch höchſt einfach und natürlich . . . Der Aufſchlag ihrer Augen hat etwas Zauberiſches und Kindliches zugleich.“ „Ihre kindliche Verehrung für Goethe ſpricht ſich auf's einfachſte, ohne alle Ziererei aus.“

Am nächſten Tage wartete die Künſtlerin bei Hofe auf, aber in Goethes Hauſe war ſie wiederum zu Tiſche. Als Eckermann ſich gegen Abend einſtellte, fand er ſeinen hochverehrten Gönner „in einer wunderbar ſanften Stimmung.“ Goethe erſchien ihm „wie Einer, der von himmliſchem Frieden ganz erfüllt iſt oder wie Einer, der an ein ſüßes Glück denkt, das er genoſſen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele ſchwebt.“ Von der Bringerin dieſer Erquickung wußte der junge Mann noch nichts.

Auch am folgenden Tage, einem Sonntage, aß Maria Szymanowska bei Goethe. Am Montag Abend war wiederum Konzert bei ihm. Madame Eberwein

ſang ein Lieblingslied des Dichters: ‚Um Mitternacht‘ und Lieder aus dem ‚Divan‘; die ſchöne Polin ſpielte. Sie ſchien unruhig zu ſein. Goethe zog einige Freunde beiſeite: ſie ſollten doch auf alle Weiſe befördern, daß auch ein öffentliches Konzert zuſtande komme. Er war jetzt in die Verhältniſſe der Künſtlerin eingeweiht: ſie reiſte, um für ihre Familie Geld zu erwerben. Ihre Eltern lebten noch; täglich ſchrieb ſie ihnen und gab Rechenſchaft von all ihrem Tun und Laſſen; außer einem Bruder und der Schweſter Kaſimira, die mit ihr reiſten, hatte ſie noch ſieben Geſchwiſter, und drei Kinder wuchſen ihr auf: Helene und Romuald, elfjährige Zwillinge, und eine neunjährige Cöleſtine. Mit frommer Liebe ſprach ſie von ihrer Familie, die ihrem Geiſte immer gegenwärtig blieb — ſo ward man erinnert, daß die Liebliche eine Fremde, eine Katholikin und Polin war.

Die nächſten Tage vergingen wie die vorhergehenden: ein feiner, leichter Rauſch. „Ich fand ihn ſehr friſch-aufgeweckten Geiſtes“, merkte Eckermann am 29. Oktober wiederum an: „ſeine Augen funkelten im Widerſchein des Lichts; ſein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.“

Am 4. November war das öffentliche Konzert; die Großfürſtin-Erbgroßherzogin gab ihren Flügel her — ſonſt hätte man kein ausreichendes Inſtrument gehabt; Goethe hatte die Mitwirkung der Hofkapelle erbeten und viele Karten gekauft, obwohl er ſelber öffentliche Veranſtaltungen nicht mehr beſuchte. Eine der Eintrittskarten gab er an Eckermann. „Das dürfen Sie ja nicht verſäumen!“ betonte der alte Herr. Eckermann fragte, ob die Dame

wohl ſo gut ſpiele wie Hummel; Goethe antwortete: „Sie müſſen bedenken, daß ſie zugleich ein ſchönes Weib iſt!“

Nach dem Konzert war die Szymanowska bei Goethe zum Abendeſſen. Egloffſteins, der Kanzler v. Müller und andere Freunde des Hauſes nahmen teil. Goethe war liebenswürdig und aufgeregt. Als Jemand einen Toaſt „auf die Erinnerung“ ausbrachte, ſchlug er auf den Tiſch: „Ich ſtatuiere keine Erinnerung in eurem Sinne“ [1]), rief er aus. „Das iſt eine unbeholfene Art, ſich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von außen her wieder erinnert, gleichſam erjagt werden; es muß ſich vielmehr gleich von Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres, beſſeres Ich in uns erzeugen und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurückſehnen dürfte; es gibt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen geſtaltet. Und die echte Sehnſucht muß ſtets produktiv ſein, ein neues Beſſeres erſchaffen.“

„Und,“ ſetzte er mit großer Rührung hinzu, „haben wir Dies nicht alle in dieſen Tagen an uns ſelbſt erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgeſamt durch dieſe liebenswürdige, edle Erſcheinung, die uns jetzt wieder verlaſſen will, im Innerſten erfriſcht, verbeſſert, erweitert? Nein, ſie kann uns nicht entſchwinden! Sie iſt in unſer innerſtes Selbſt übergegangen; ſie lebt mit

[1]) ſtatuieren = gelten laſſen, geſtatten.

uns fort. Und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen: ich halte ſie immerdar feſt in mir!“ — —

Am nächſten Tage, den 5. November, aß Maria Szymanowska noch einmal bei ihm; der Kanzler fand ſie noch bei Tiſche, als er nachmittags eintrat. Sie hatte eben an die ganze Familie die zierlichſten Abſchiedsgaben ausgeteilt, darunter auch eigene Arbeiten. Goethe wollte heiter und humoriſtiſch ſein, aber überall blickte der tiefſte Schmerz des Abſchieds durch. Für fünf Uhr war ſie zur Abſchiedsaudienz bei der Großfürſtin beſtellt; ſie war ſchon danach angekleidet, und zwar einer Hoftrauer gemäß: ſchwarz, mit einer weißen Mütze und einer blaſſen Blume darauf. Der Wagen fuhr vor; plötzlich war ſie verſchwunden. Man wußte nicht, ob ſie noch einmal wiederkommen wolle.

Da trat das Menſchliche in Goethe recht unverhüllt hervor. Er bat den Kanzler faſt flehentlich, daß ſie noch einmal erſcheinen und nicht ohne Abſchied von ihm gehen möchte. Einige Stunden ſpäter führten der Sohn und der Kanzler ſie und ihre Schweſter zurück.

„Ich ſcheide reich und getröſtet von Ihnen,“ ſagte ſie — franzöſiſch, da ſie das Deutſche nicht gut beherrſchte, — „Sie haben mir den Glauben an mich ſelbſt beſtätigt. Ich fühle mich beſſer und würdiger, da Sie mich achten. Nichts von Abſchied, nichts von Dank! Laſſen Sie uns vom Wiederſehen träumen! O daß ich doch ſchon viel älter wäre und bald einen Enkel zu hoffen hätte: er müßte Wolf heißen, und das erſte Wort, das ich ihn ſtammeln lehrte, wäre Ihr teurer Name.“

„Comment?“ erwiderte Goethe, „vos compatriotes ont eu tant de peine à chasser les loups de chez-eux, et vous voulez les y reconduire?“

Aber alle Anſtrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Tränen zurückzuhalten. Sprachlos ſchloß er ſie und ihre Schweſter in ſeine Arme, und ſein Blick begleitete ſie noch, als ſie ſchon durch die offene Reihe der Gemächer entſchwunden war.

Dann ward er den Kanzler wieder gewahr, der neben ihm ſtand.

„Dieſer holden Frau habe ich viel zu danken“, ſagte er; „ihre Bekanntſchaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerſt mir ſelbſt wiedergegeben.“

* * *

Am Abend fühlte er ſich nicht wohl, und in den nächſten Tagen war es Krankheit. Die Schmerzen in der Herzgegend deuteten auf dieſelbe Gefahr, die im Februar ſein Leben bedroht hatte. Ein Krampfhuſten ließ Erſtickung fürchten; deshalb konnte oder durfte er nicht im Bette liegen; er ſaß Tag und Nacht in ſeinem Lehnſtuhle neben dem Bette. Selten erquickte ihn der Schlaf.

„Ich kann nicht mit Folge arbeiten“, klagte er gegen Soret, „ich darf nicht einmal längere Zeit leſen, und wenn ich denken will, muß ich es mir ſozuſagen abſtehlen und muß günſtige Zwiſchenzeiten benutzen.“ Als ihn Eckermann am nächſten Abend tröſten wollte: es werde ſchon wieder beſſer werden, erwiderte er: „Ach, ungeduldig bin ich gar nicht; ich habe ſchon zu viel ſolcher Zuſtände durchlebt und habe ſchon gelernt zu leiden und zu dulden.“

Aber ſo geduldig erſchien er nicht immer; er ſchalt heftig auf die Ärzte, die den Beſuch ſeiner gewöhnlichen Abendgäſte nicht erlauben wollten; er jammerte über Schmerzen und erging ſich in Klagen, wenigſtens gegen die älteren Freunde. „Es iſt an keine Beſſerung zu denken, ſolange ich nicht im Bette ſchlafen kann. Die Krankheit iſt eben auch ein abſolutes Übel. Welch' ein Zuſtand! Welch' eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Tätigkeit, ohne klare Ideen!“

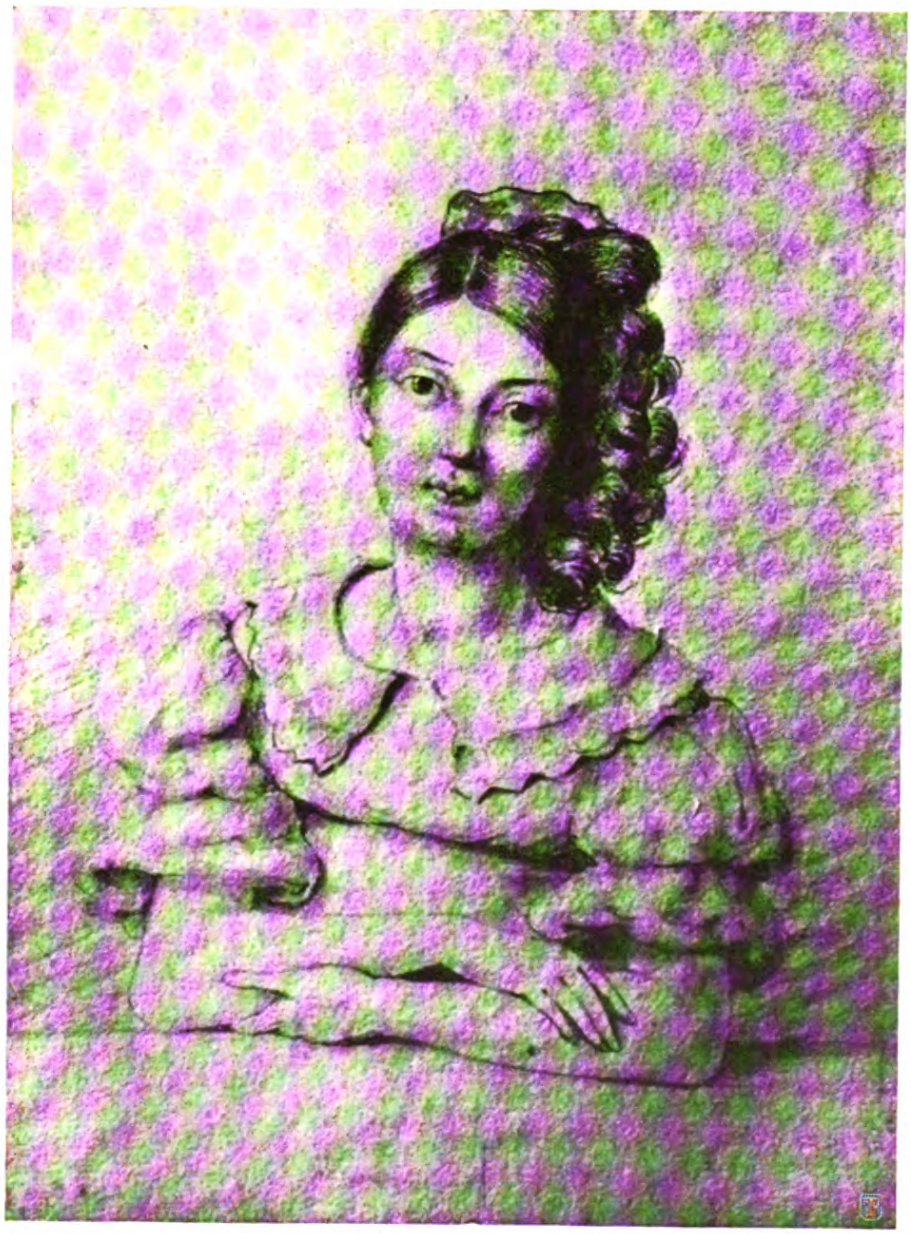
Und gegen den Kanzler kam er auch auf ſeine häuslichen Nöte zu reden; Ottilie hatte ihre verrückte Liebe zu den Engländern wieder einmal zu deutlich an einem beſondern Vertreter dieſer edeln Nation gezeigt. Das Treiben Ottiliens ſei hohl und leer, ſchalt ihr Schwiegervater; es ſei weder Leidenſchaft, Neigung, noch wahres Intereſſe; es ſei nur eine Wut, aufgeregt zu ſein, ein abenteuerliches Treiben.

Gerade jetzt ſtarb Ottiliens geliebter Oheim in Deſſau; Das brachte eine neue Aufregung ins Haus.

Der treue Zelter ahnte, daß ſein berühmter Freund in Weimar ſeiner bedürfe. Auf der Heimkehr von einer langen Reiſe, die ihn bis Holland geführt hatte, fuhr er am 24. November vor. Niemand ſchien den Wagen zu bemerken; das Haus blieb geſchloſſen. Er trat in die Tür; ein weibliches Geſicht guckt zur Küche heraus, ſieht ihn, zieht ſich wieder zurück. Der Diener Stadelmann kommt die Treppe herab, hängt den Kopf, zuckt die Achſeln. Zelter fragt — keine Antwort. Er ſteht immer noch an der Haustür — ſoll er wieder gehen?

„Wohnt hier der Tod? Wo iſt der Herr?“

Trübe Augen.



Ottilie v. Goethe

Bleistiftzeichnung der Gräfin Julie v. Egloffstein

Goethe-Nationalmuseum in Weimar

„Wo iſt Frau v. Goethe?“

„Nach Deſſau.“

„Und Fräulein v. Pogwiſch?“

„Im Bette.“

Nun kommt Auguſt v. Goethe.

„Vater iſt — nicht wohl — krank — recht krank.“

„Er iſt tot?“

„Nein, nicht tot, aber recht krank.“

Beklommen ſteigt der Gaſt die breite Treppe hinauf: „Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an!“ — Was wird er finden?

Zelter ſah ſogleich, daß er hier noch nötiger war als daheim. Zwanzig Tage blieb er. Ihm konnte Goethe Alles ſagen, was er im Herzen trug, ſeine Liebe, ſeine Sehnſucht, ſeinen häuslichen Kummer. Und Zelter wußte auf Alles die rechte Antwort, denn er hatte ſich ſein Leben lang gleichfalls mit allen Schickſals- und Herzensnöten herumgeſchlagen. Er erzählte ernſte und luſtige Geſchichten, lenkte den Liebeskranken — denn dafür nahm er ſeinen Freund — ab von ſeinen Schmerzen; und öfter noch wendete er das entgegengeſetzte Mittel an: Goethe mußte berichten, beichten, klagen. Jenes Gedicht von der Abreiſe aus Karlsbad — es hieß jetzt aber ‚Marienbader Elegie‘ — wurde mehr als einmal vorgenommen; Zelter las es dem Dichter vor, vertiefte ſich darein, freute ſich an dieſem ſchönen Produkte der Liebe, las es wieder vor, und Goethe tröſtete ſich immer mehr — an ſeiner eigenen Klage! Mit dieſem Gedichte, das er immer lieber gewann, ſtand Goethe jetzt da wie jener Taſſo, den er einſt gebildet:

Nein, Alles iſt dahin! Nur Eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. Und mir noch über Alles:
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide."

◆ ◆ ◆

Zur Verwunderung der Ärzte war der alte Dichter in der Mitte Dezembers wiederhergeſtellt. Um Weihnachten und Neujahr ſaß er ſchon wieder mit den Freunden bei Tiſche und ſcherzte wie ſonſt, auch über die Frauen und über die Liebe. Zum Beiſpiel, als ein Gaſt geſtand, daß er in ein gewiſſes ſchönes Mädchen faſt verliebt ſei, obwohl er deutlich ſehe, daß ſie nicht viel Verſtand habe.

„Pah!" ſagte Goethe lachend: „als ob die Liebe etwas mit dem Verſtande zu tun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verſtand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckiſche, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kapriſen und Gott weiß was alles Unausſprechliche ſonſt."

◆ ◆ ◆

Im Februar 1824 wandte ſich der Verleger Weygand in Leipzig an ihn: es wurden jetzt 50 Jahre, daß der ‚Werther' zuerſt erſchienen; nun ſollte eine Ehren-Ausgabe gedruckt werden, und der Dichter ward um ein Vorwort oder andere Beigabe gebeten. So ſtand Werthers Schatten jetzt vor ihm und all die Liebesqual und Lebenspein, die Jener früh verlaſſen, die ſein Dichter aber noch viele Jahre weiter getragen:

Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren!

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Los:
Der Tag, wie lieblich, ſo die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieſes Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom Andern wünſchenswert ergänzt,
Von außen düſtert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Außres deckt mein trüber Blick,
Da ſteht es nah — und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Geſtalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor,
Im Frühling tritt als Frühling ſelbſt hervor,
Entzückt, erſtaunt, wer Dies ihm angetan?
Er ſchaut umher: die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbefangne Haſt,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palaſt;
Wie Vögelſchar an Wäldergipfeln ſtreift,
So ſchweift auch er, der um die Liebſte ſchweift,
Er ſucht vom Äther, den er gern verläßt,
Den treuen Blick, und Dieſer hält ihn feſt.

Doch erſt zu früh und dann zu ſpät gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt ſich umgarnt;
Das Wiederſehn iſt froh, das Scheiden ſchwer,
Das Wieder-Wiederſehn beglückt noch mehr,
Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;

Doch tückiſch harrt das Lebewohl zuletzt.

Goethes Gartenhaus in Weimar

XVI. In Weimar.

1824 bis 1832.

Mit der geliebten „Familie“ blieb der Greis in freundſchaftlichem, aber nicht häufigem Briefwechſel; in ſeinen Gedanken beſuchte er ſie oft. Er freute ſich im Frühjahr 1824 darauf, ſie in Marienbad wiederzuſehen und wiederum ſeinen Geburtstag in ihrem Kreiſe zu verbringen; aber als der 28. Auguſt kam, war er daheim geblieben, und die Familie befand ſich in Dresden. Von da ſchrieben ihm die Mutter und die drei Töchter auf einem Blatte, das er von nun an heilig hielt und in jenem Becher aufbewahrte, den ſie ihm in Elbogen überreicht hatten. Ulrikens Zeilen lauteten:

„Geehrter Herr Geheimer Rat! Heute vor einem Jahre hatten wir das Vergnügen, beinahe den ganzen Tag mit Ihnen in Elbogen zuzubringen. Damals nahmen wir uns ſehr in acht, das öffentliche Geheimnis nicht durch Worte zu entheiligen, da Sie unſere Gefühle in unſern Mienen leſen konnten. Heute iſt es anders, aber gewiß nicht beſſer, denn wir entbehren das Glück, in Ihrer Geſellſchaft zu ſein; und

darum dürfen wir auch ausſprechen, was wir fühlen an dem Tage, der Sie uns und der Welt ſchenkte. Nehmen Sie daher unſere beſten, innigſten Wünſche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit von uns mit freundlichem Wohlwollen an und erinnern Sich auch entfernt zuweilen an Ihre ergebene Freundin Ulrike."

Auch 1825 hoffte er auf die Erneuerung des Marienbader Wohlbefindens. Diesmal hinderten ihn die Vorbereitungen auf Karl Auguſts goldenen Regierungstag.

Im nächſten Jahre plante er die Reiſe ſchon nicht mehr.

1827 ſchrieb ihm Ulrike aus Karlsbad zum Geburtstage.

„Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünſche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter und trinkt aus Ihrem Glaſe, dem Unterpfand Ihres gütigen Wohlwollens, heute Ihre Geſundheit."

Er antwortete gleich den Tag darauf:

„Unendlich hat es mich gefreut, auch von Ulrikens lieber, zarter Hand einige Züge geneigten Erinnerns zu ſehen. Wie glücklich waren die Stunden, die ich an ihren holden Fingern abzählen durfte!"

Die „Familie", innerlich ruhig und harmoniſch, hatte leider in dieſen Jahren nirgends eine dauernde Wohnung. Frau v. Levetzow mußte ihrer Geſundheit wegen die Quellen in Karlsbad und einen Arzt in Dresden aufſuchen. Ihre Eltern in Marienbad fühlten ſich für die Verwaltung des großen Fremdenhauſes zu alt und ſuchten es zu verkaufen. Ihr Gatte, mit dem ſie nicht getraut werden konnte, beſaß ein ſchönes Gut in Böhmen, Trzibliz bei Teplitz, lebte aber vielfach in

Prag und ſpäter in Wien, wo er Hofkammer-Präſident wurde. Auch in Berlin und Potsdam hielt ſie ſich öfters auf. Dort fand nämlich die mittlere Tochter als Gattin eines Majors v. Rauch die alte Heimat der Familie wieder. Im Herbſt 1829 kam der Familienbrief der Frau v. Levetzow aus Ameliens Wochenſtube.

„Aus der lebhaften Amelie iſt eine ſehr ſtille Hausfrau geworden, die nur für ihren Mann und ihre Kinder lebt. Sie iſt mit ihrem Mann ſehr glücklich; Rauch iſt aber auch ein vortrefflicher Menſch.

„Ulrike iſt, wie ſie war: gut, ſanft, häuslich, ſorgt für die Schweſter und deren Kinder, dabei heiter, ohne luſtig zu ſein. Ihre immer gleichbleibende Laune, ihr gefälliges, anſpruchsloſes Weſen macht ihr faſt aus allen Bekannten Freunde, was ja als ein Glück anzuſehen iſt.

„Bertha iſt ſehr groß und, ich darf es ja zu Ihnen ſagen, ſehr hübſch geworden, hat eine ſehr hübſche Stimme und iſt lieb und gut; nur ein ſehr reizbares Nervenſyſtem, daher etwas empfindlich; aber Ulrike und Bertha lieben ſich ſo unausſprechlich, daß ſie beide von der Möglichkeit einer Trennung nichts hören wollen."

Im nächſten Jahre ſtarb die Großmutter Brösigke; Frau v. Levetzow wählte jetzt mit den beiden ledigen Töchtern Wien zum ſtändigen Wohnſitz, um dort mit Klebelsberg vereint zu ſein.

* * *

Auch die andere geliebte Familie der Willemers erhoffte noch einige Jahre Goethes Wiederkehr und mußte ſich dann darein finden, daß nur noch Geſchenke und Briefe die Verbindung herſtellen konnten. Ulrike Levetzow war ein unbeholfenes Kind, wenn ſie einen Brief ſchreiben

ſollte; Marianne Willemer fühlte ſich dem Dichter näher und plauderte gern und gut in Proſa und Verſen. Sie erlebte zuweilen den Triumph, daß gerade ihre Gedichte im ‚Weſtöſtlichen Divan‘ von den Kennern zu Goethes ſchönſter Poeſie gerechnet wurden und daß die Tonſetzer und Sänger gerade dieſe Verſe am ſchönſten erklingen ließen; aber Niemand erfuhr von ihr, wie ſich die Sache verhielt; ja, man ſang ihr, der Muſikliebenden, dieſe Verſe mehr als einmal vor, in Schuberts oder Eberweins Melodien, und die Sängerinnen oder Sänger gingen mit Lob und Dank fort und erfuhren ihr ganzes Leben lang nicht, daß ihre freundliche Zuhörerin zugleich die Dichterin war. Auch Goethe, der ſtets Geheimnisfreudige, genoß es ſchweigend, daß er mit der geliebten Marianne verwechſelt wurde, und eignete ſich lächelnd an, „was denn auch wohl im ſchönſten Sinne mein eigen genannt werden dürfte.“ [1])

Willemers verlebten nach wie vor den Winter in Frankfurt, den Sommer auf der Gerbermühle. Im Herbſt 1824 war Sulpiz Boiſſerée wieder bei ihnen, Goethes Reiſemarſchall von 1815.

„Die Sonne, die ſchattigen Bäume, der Spiegel des Fluſſes, die Stadt, das Gebirge, die farbenreiche Abendröte: Alles iſt und glänzt wie damals. Der alte tüchtige und wunderliche Freund freut ſich im Kreiſe ſeiner glücklichen Kinder, und die kleine Frau ſingt abends auf ihre ſo eigene ſeelenvolle Weiſe die ſchönſten Lieder . . .“

Unter den Frankfurtern, die gern einen Spaziergang zur Gerbermühle machten, war der alte Kaſten-

[1]) An M. v. Willemer, 9. Mai 1824.

ſchreiber Johann Jakob Rieſe, Goethes Freund vor 60 Jahren; von ihm hörte Marianne allerälteſte Geſchichten, in die ihr Goethe mitverflochten war. Der andere Freund von damals, Horn, war 1806 geſtorben; Rieſe hatte aus deſſen Nachlaß die aufbewahrten Briefe gekauft, darunter eine Anzahl Ergüſſe des Studenten Goethe. Er brachte dies Packetchen wohlverſiegelt zur lieben Geheimen Rätin Willemer und bat ſie, es im Fall ſeines Todes nach Weimar zu ſchicken. Und ſo geſchah es, im Dezember 1827. „Er war bis jetzt als mein älteſter Freund ſtehen geblieben", antwortete Goethe gerührt:

„Schön war es und völlig in ſeiner alten treuen Art, daß er ſein Vermächtnis durch Ihre Hand gehen läßt; er ſpricht dadurch rührend aus, was Sie ihm waren und was Sie mir ſind."

Das poetiſche Liebesſpiel zwiſchen Beiden ward immer noch fortgeſetzt. Goethe war dreifacher Großvater, und die kinderloſe Marianne ward auch Großmütterchen genannt, denn ſie war es durch ihre Stiefkinder. Wenn der Vollmond die Augen auf ſich zog, dachten Beide an einander. Im Auguſt 1828 waren Willemers auf einer Schweizer Reiſe, Goethe aber hatte ſich nach Karl Auguſts plötzlichem Tode, um dieſen Verluſt in der Einſamkeit zu überwinden, in eins der Schlöſſer oberhalb Dornburg an der Saale geflüchtet. Für die Himmelserſcheinungen hatte er hier oben wieder die allergrößte Aufmerkſamkeit; als am 25. Auguſt der Vollmond aufging, zunächſt aber wieder von Wolken verdeckt wurde, gedachte er des ihm entriſſenen fürſtlichen

Freundes und ſogleich auch ſeiner entfernten Geliebten. „Fülleſt wieder Buſch und Tal Still mit Nebelglanz,“ hatte er vor ſo vielen Jahren, als Frau v. Stein ſein Herz erfüllte, den Mond angeredet, „Löſeſt endlich auch einmal Meine Seele ganz.“ Jetzt ſah er dem Kampfe zwiſchen dem Licht und den Nachtwolken zu; Dunkelheit folgte dem erſten Aufleuchten des Mondes:

Willſt du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah!
Dich umfinſtern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt du gar nicht da!

Doch du fühlſt, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern,
Zeugeſt mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch ſo fern.

So hinan denn! Hell und heller!
Reiner Bahn in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch ſchneller, ſchneller,
Überſelig iſt die Nacht!

Goethe ſchickte das Gedicht an Willemers und fragte: „wo die lieben Reiſenden am 25. Auguſt ſich befunden und ob ſie vielleicht, den klaren Vollmond beachtend, des Entfernten gedacht haben?“ Marianne konnte es ſogleich beſtätigen. Sie war mit ihrem Gatten an jenem Tage von Schaffhauſen nach Freiburg im Breisgau gefahren.

„In dem Gaſthof, wo wir abgeſtiegen waren, hatte unſer Zimmer einen Balkon auf eine breite, freundliche Straße, die ungemein belebt war. Halb Freiburg ging ſpazieren, und als nun der Mond, den ich leider nicht auf-

gehen ſah, über die Giebel der Häuſer trat, war es ſo reizend und glänzend in dem behaglichen Städtchen, daß wir uns noch unter die Wandelnden miſchten und den Weg nach dem Münſter einſchlugen, den wir im Silberlicht des Mondes unbeſchreiblich ſchön ſahen. Nach Hauſe gegangen, blieb ich noch lange auf dem Balkon und ließ jenes unvergleichliche Mondlied [»Füllеſt wieder Buſch und Tal . . .«] dem Gefühl und den Worten nach in meiner Seele anklingen; ich erinnerte mich jener Zeit, wo ich es Ihnen ſo oft geſungen, und fühlte »jeden Nachklang froher und trüber Zeit.« Hätte ich ahnen können, wie in dieſem Augenblicke wirklich »des Freundes Auge mild über meinem Geſchick« weilte, ich würde gerne mit ihm gerufen haben: »Überſelig iſt die Nacht!«

So gingen die Grüße noch einige Jahre hin und her. „Die Mondnächte ſind auch hier bezaubernd," ſchrieb Marianne am 30. Juli 1830;

„Bis Mittwoch gedenken wir auf dem Mühlberg den Vollmond zu feiern: gedenken Sie mein! — — — Schreiberin Dieſes ſitzt auf der Terraſſe, und wenn wir noch in der guten Zeit lebten, wo ſich irgend eine Fee dann und wann den Spaß machte, gelegentlich den frommen Wunſch eines armen Menſchenkindes zu erfüllen, ſo ſäßen Sie ſchon längſt an ihrer Seite."

Und ſie hüteten ſich, dieſe Liebe aus der Ferne durch die Proſa einer Wiederbegegnung zu ſtören. Sie genoſſen die Sehnſucht und die Bilder der Phantaſie.

◆ ◆ ◆

Als der Achtzigjährige jene Briefe zurückerhielt, die er einſt an Horn geſchrieben, las er ſie ohne Freude; ſie drückten „nur allzu deutlich aus, in welchen ſittlich-kümmerlichen Beſchränktheiten man die ſchönſten Jugend-

jahre verlebt hatte.“ „Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Troſt.“ Käthchen Schönkopf und Riekchen Brion hatten ihm zu Figuren in ſeinem Halbroman ‚Dichtung und Wahrheit‘ gedient; er hatte aber die Leipziger Geliebte ſeit 1776, die elſäſſiſche ſeit 1779 nie wieder aufgeſucht, noch ſonſt mit ihnen keine erhebliche Verbindung gehabt. Käthchen war 1810, Riekchen 1813 geſtorben; Goethe ſprach von ihnen nie. Es gibt in unſerer Vergangenheit Gebiete, zu denen wir keine Brücken mehr haben: fremdartig muten ſie uns an, und ſeltſam iſt die Tatſache, daß unſere Freuden und Leiden einſt dort wohnten. Lilli hatte ihn zwei- oder dreimal grüßen laſſen, nachdem er ſie als junge Mutter in Straßburg geſehen. Sie ſtarb ein Jahr nach Chriſtianen, im Mai 1817. Mit Lotte Keſtner und ihrer Familie war er in etwas beſſerer Verbindung geblieben; die andere Lotte, Frau v. Stein, lebte noch lange, als eine Nächſtverwandte, in der gleichen Stadt und Straße. Sie ſtarb 1827. Lotte Keſtner folgte ihr im nächſten Jahre.

Nun waren von den Frauen, die ſein Herz an ſich gezogen hatten, noch zwei in der erreichbaren Welt: Marianne v. Willemer und Ulrike v. Levetzow. Seine Augen ſahen ſie nicht mehr, aber es kamen und gingen Zeugniſſe treuen Gedenkens.

„Und ſo fortan“ oder „unwandelbar“ ſchloß er die an ſie gerichteten Briefe am liebſten: es iſt ein Vorzug des hohen Alters, daß man zu Menſchen und Dingen das letzte Verhältnis gewonnen hat. Jeder Brief, den er von ihnen empfing oder den er an ſie ſchrieb, konnte der Scheidegruß ſein.

Im Jahre 1831 beging er ſeinen Geburtstag wahrhaft feierlich. Er verließ die Stadt, ihre Feſte vermeidend, und fuhr mit ſeinen beiden Enkelknaben in die Wälder und Berge von Ilmenau. Hier oben überblickte er das Vergangene, Gebliebene, Errungene und gedachte der Menſchen, die er geliebt hatte. Faſt alle waren nicht mehr auf Erden zu ſuchen. Drüben in den böhmiſchen Bergen konnte er ſich noch die Levetzows denken; ſie nannten heute gewiß ſeinen Namen und wünſchten ihm das Beſte. Er hatte jenes Glas von 1823 mitgenommen und ihre geliebten Briefe darin. Und er ſchickte ihnen an dieſem Tage einen ſchriftlichen Gruß. Er redete die Mutter an:

„Heute, verehrte Freundin, auf dem Lande, freundlich veranſtalteten Feſtlichkeiten ausweichend, ſtelle ich jenes Glas vor mich, das auf ſo manche Jahre zurückdeutet und mir die ſchönſten Stunden vergegenwärtigt.“

Da er ihrer Töchter gedachte, ſo ſtand nun ſeines Sohnes Tod ihm vor der Seele.

„Nach ſo wunderſam unerfreulichen Schickſalen, welche über mich ergangen, an denen Sie gewiß herzlichen Anteil genommen, wende ich mich wieder zu Ihnen und zu Ihren Lieben, einige Nachricht erbittend, die Verſicherung ausſprechend: daß meine Geſinnungen unwandelbar bleiben.

Am 28. Auguſt 1831.

Treu angehörig J. W. v. Goethe.“

Levetzows ſchrieben ſelten; Marianne fuhr fleißig fort, ihn durch Briefe und Geſchenke zu erfreuen; er ſammelte ihre Briefe in einem beſonderen Päckchen,

das ihr nach ſeinem Tode zurückgegeben werden ſollte. Am 3. März 1831 ſchrieb er den Begleitvers für dieſe künftige Sendung:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geſchrieben —
Einſt mit heißeſtem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Bruſt, der ſie entquollen,
Dieſe Blätter wandern ſollen
Immer liebevoll-bereit,
Zeugen allerſchönſter Zeit.

Elf Monate ſpäter entſchloß er ſich, noch ſelber die Briefe zurückzuſchicken. Er ſchrieb ihr am 10. Februar 1832, daß er ſeine Papiere zu ſichten und darüber zu beſtimmen ſuche, und da „leuchten mir beſonders gewiſſe Blätter entgegen, die auf die ſchönſten Tage meines Lebens hindeuten." Er habe Dergleichen von jeher abgeſondert, nunmehr aber eingepackt und verſiegelt.

„Ein ſolches Packet liegt nun mit Ihrer Adreſſe vor mir, und ich möchte es Ihnen gleich jetzt, allen Zufälligkeiten vorzubeugen, zuſenden; nur würde mir das einzige Verſprechen ausbitten, daß Sie es uneröffnet bei Sich, bis zur unbeſtimmten Stunde, liegen laſſen. Dergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl, daß wir gelebt haben; Dies ſind die ſchönſten Dokumente, auf denen man ruhen darf."

* * *

Wenige Wochen danach, als eben der Kalender den neuen Frühling ankündete, kämpfte er den letzten Kampf. Wiederum ſaß er in jenem großen Lehnſtuhle

für den er der Frau v. Egloffſtein manchmal dankte; neben ihm kniete Ottilie, die bei allen ihren Fehlern ihm eine liebe Tochter geblieben war, und in ſeinen letzten Phantaſien ſah er noch einmal, was ihn in ſeinem Leben ſo oft beſchäftigt hatte: eine weibliche Geſtalt, durch den Künſtler nachgebildet und verwandelt. „Seht dort“, ſo rief er aus, „den ſchönen weiblichen Kopf, mit ſchwarzen Locken, in prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde!“

Am 22. März, gegen Mittag, tat ſein Herz den letzten Schlag.

TAYLOR INST. OXFORD

Perſonen-Verzeichnis.

Abeken, Bernhard Rudolf (1780—1866) 334.
André, Johann (1741—99) 167.
Anhalt-Deſſau, Fürſt Franz (1740—1817) 41—45.
v. Arnim, Bettina, geb. Brentano (1785—1859) 358.
Arnold, Gottfried (1666 bis 1714) 66.
Bahrdt, Karl Friedrich (1741—92) 143.
Baſedow, Bernhard (1723 bis 1790) 143.
Becker, Chriſtiane, geb. Neumann (1778—97) 317, 318, 319, Bild n. S. 318.
Behr, Iſaſchar Falkenſohn (1746—81) 117.
Behriſch, Ernſt Wolfgang (1738—1809) 25—27, 30, 33—47, 50, 122.
Bellomo, Giuſeppe 306.
v. Berlepſch, Emilie, geb. v. Oppel, nachm. Harms 319, 320.
Bernard, Familie in Offenbach 167.
Bernard aus Straßburg 219, 220, 232.
v. Bernſtorff, Graf Andreas Peter (1735—95) 161.
v. Bernſtorff, Gräfin Henriette, geb. Gräfin v. Stolberg 161.
v. Bernſtorff, Graf Chriſtian (1769—1835) 315.
Bertuch, Friedrich Juſtin (1744—1822) 165, 283.
v. Beulwitz, Karoline, geb. v. Lengefeld (1763—1847) 305, Fortſetzung ſ. v. Wolzogen.
Boie, Heinrich Chriſtian (1744—1806) 142, 156.
Boiſſerée, Sulpiz (1783 bis 1854) 371—379, 437.
Bonaparte, Ludwig, König von Holland, „Graf v. St. Leu“ (1778—1846) 400, 402, 406.
Born, Joh. Heinrich (1750 bis 1782) 106, 112, 113, 123, 125.
v. Boſtel, Friedrich Jak. Dietr. (1741—1810) 121.
v. Branconi, Antonie, geb. v. Elſener (1746—93) 178, 234—239, 251, 252, Bild n. S. 236.
Brand, Familie zu Wetzlar 110, 128.
Brand, Anna 137, 138.
Brand, Dorothee ſp. Heßler (geb. 1754) 119, 121.
Braunſchweig, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1735 bis 1806) 234.
Breitkopf, Familie in Leipzig 32, 38, 50.
Breitkopf, Konſtanze, ſp. Oehme (1748—1818) 24, 32, 38, 39, 40, 63, 64.
Breitkopf, Bernhard Theodor (1749—1820) 60, 61, 68.

Brentano, Peter Anton (1735—97) 146—148, 151, 155, 159, 181.
Brentano, Maximiliane, geb. v. La Roche (1756—93) Bild n. S. 154, 144, 146 bis 148, 151, 154, 159, 181, 182, ſ. vorher La Roche.
Brentano, Franz (1765 bis 1844) 364.
Brentano, Bettina (1785 bis 1859) 358.
Brevillier, Mlle. 16, 23.
Brion, Familie in Seſenheim 77—92, 231, 232.
Brion, Friederike (1752 bis 1813) 77—92, Bild n. S. 86, 144, 231, 232, 441.
v. Bröſigke, Friedrich Lebrecht 390—392, 398, 435.
v. Bröſigke, Ulrike, geb. v. Löwenklau 391, 398, 435,
Buff, Familie in Wetzlar 109 bis 112, 123—125, 129, 144, 151.
Buff, Charlotte (1753 bis 1828) 108—137, Bild n. S. 114, Fortſ. ſ. Keſtner.
Buff, Helene (1756—92) 135, 136.
Buff, Amalie ſ. Ridel.
Burdach, Konrad 373.
Bürger, Gottfried Auguſt (1748—94) 156.
Claudius, Matthias (1740 bis 1815) 142.
Clemens XIV., Lorenzo Ganganelli (1769—74 Papſt) 155.
Clodius, Chriſtian Auguſt (1738—84) 17.
Cumberland, Herzog Ernſt Auguſt, ſp. König von Hannover (1771—1851) 270.
Cumberland, Herzogin Friederike, ſp. Königin von Hannover, geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz (1778 bis 1841) 370.
Crespel, Franziska und Katharina 71, 72, 134.
Eberwein, Karl (1786 bis 1868) 437.
Eberwein, Henriette, geb. Häßler (geſt. 1849) 425.
Eckermann, Joh. Peter (1792—1854) 424—429.
Edgeworth, Miß 411.
v. Egloffſtein, Gräfin Henriette, geb. v. Egloffſtein, ſp. v. Beaulieu-Marconnay (1733—1864) 331, 332, 383.
v. Egloffſtein, Gräfin Julie (1792—1869) 383, 384.
v. Egloffſtein, Gräfin Karoline (1790—1869) 383, 384, 420, 427.
v. Egloffſtein, Oberkammerherr Wolfgang Gottlob Chriſtoph 341.
v. Egloffſtein, deſſen Frau Karoline, geb. v. Aufſeß 356, 396, 427, 444.
v. Einſiedel, Friedrich Hild. (1750—1828) 282.
Eiſert 327.
Elſermann, Beate, ſp. Lortzing (1787—1831) 345.
Ewald, Johann Ludwig (1747—1822) 191.
v. Eybenberg, Marianne, geb. Meyer (geſt. 1812) 316, 347, 354, ſ. Meyer.
Fabricius, Katharina 55, 67, 72.
Fahlmer, Johanna (1744 bis 1821) 144, 159, 166, 167, 168, 191, 194, 219, 234, Fortſ. ſ. Schloſſer.
Fauſtina, eine Römerin 277, 285.

Flachsland, Karoline (1750 bis 1809) 97—104, 108, 114, 125, 132, 136, 138, Fortſ. ſ. Herder.
v. Forſtenburg, Graf (geſt. 1794) 234, 235.
v. Frankenberg, Sylvius Friedrich Ludwig (1728 bis 1815) 273.
v. Fritſch, Freiherr Jakob Friedrich (1731—1814) 210.
v. Fritſch, Henriette, geb. v. Wolfskeel (1776—1859) 424.
Frommann, Familie in Jena 349—354.
v. Gallitzin, Fürſtin Amalie, geb. Gräfin v. Schmettau (1748—1806) 308.
Gellert, Chriſtian Fürchtegott (1715—69)
Gerock, vier Schweſtern in Frankfurt 133, 134, 144.
v. Gerſtenberg, Heinrich Wilhelm (1737—1823) 142.
v. Geßler, Graf Karl Friedrich (1752—1829) 300, 315.
Gloël, Heinrich 114.
v. Göchhauſen, Luiſe (1752 bis 1807) 282, 331.
Gore, engliſche Familie in Weimar 282.
Goethe, Friedrich Georg (1658—1730) 21.
Goethe, Hermann Jakob, Oheim des Dichters 21.
Goethe, Johann Kaspar (1710—82) Bild n. S. 2, 1, 3, 53, 127, 128, 135, 140, 143, 221.
Goethe, Katharina, Eliſabeth, geb. Textor (1731 bis 1808) Bild n. S. 2, 1, 3, 53, 66, 126, 128, 143, 182, 221, 236, 254, 294, 302, 304, 320 bis 322, 326, 340—344, 370.
Goethe, Kornelia (1750 bis 1777) Bild n. S. 2, 1—3, 5, 6, 9—14, 23, 39, 40, 53—56, 127, 128, 137, Bild n. S. 128, Fortſ. ſ. Schloſſer.
v. Goethe, Chriſtiane, geb. Vulpius (1764—1816) 342 bis 381, 383, S. vorher Vulpius.
Goethes früh verſtorbene Kinder 301, 304, 314, 335.
v. Goethe, Auguſt (1789 bis 1830) 299, Bild n. S. 302, 303, 314, 331—335, 336, 342, 343, 356, 418, 419, 422, 428.
v. Goethe, Ottilie, geb. v. Pogwiſch (1796—1872) 382, 383, 396, 419, 420, 424, 430, 431, 444, Bild n. S. 430.
Gotter, Pauline, ſp. Schelling (geſt. 1812) 348.
v. Goué, Auguſt Friedrich (1743—89) 130.
Gräf, Hans Gerhard 311.
Gries, Joh. Diedrich (1775 bis 1842) 352.
Griesbach, Joh. Jakob (1745—1812) 291.
Grüner, Karl Franz (1780 bis 1845) 333.
Günther, Wilhelm Chriſtoph (geſt. 1826) 341.
Hamilton, Sir William (1730—1803) 274.
v. Hardenberg, Freiherr ſp. Fürſt, Karl Auguſt, (1750 bis 1822) 128.
Harte, Emma, ſp. Lady Hamilton (1761—1815) 274.
v. Hartefeld, Frau 235.
v. Haugwitz, Kurt, ſp. Graf (1752—1831) 170—176.
Heidler, Karl Joſeph (1792 bis 1866) 404.
v. Helldorf (geſt. 1834) 402.

Herd, Eliſabeth, geb. Egell 153.
Herder, Joh. Gottfried (1744—1803) 93, 97, 99, 114, 125, 132, 136, 138, 143, 158, 168, 169, 178, 275, 282, 295, 300, 312, 313, 328.
Herder, Karoline, geb. Flachsland (1750—1809) 158, 168, 169, 178, 196—199, 219, 220, 288, 289, 295, 300 f. vorher Flachsland.
Hermann, Chriſtian Gottfried (1743—1813) 32, 50.
Herzlieb, Wilhelmine, ſp. Walch (1785—1865) 348 bis 354.
Heß, Magdalena, ſp. Schweitzer 177.
Heſſe, Friederike, geb. Flachsland 97—104.
Heſſen-Darmſtadt, Landgräfin Karoline, geb. Prinzeſſin von Zweibrücken 138.
Heſſen-Darmſtadt, Prinzeſſin Luiſe (1757—1830) 171 Fortſ. ſ. Sachſen-Weimar.
Heuſer, Familie in Köln 254.
v. Heygendorff, Karoline, geb. Jagemann (1777—1848) 377, 378, 380.
Höpfner, Ludw. Jul. Friedr. (1743—97) 121.
v. Hohenzollern, Fürſtin 357.
Horn, Joh. Adam (1750 bis 1806) 7, 13, 14, 17, 20, 25, 59, 62, 63, 64, 68, 69, 83, 438, 440.
Hufeland, Chriſtoph Wilhelm (1762—1836) 341.
Iffland, Auguſt Wilhelm (1759—1814) 424.
v. Imhoff, Luiſe, geb. v. Schardt (1750—1803) 222, 289.
v. Imhoff, Amalie, ſp. v. Helwig (1776—1831) 319.
Jacobi, Georg (1740—1814) 143, 144, 156.
Jacobi, Friedrich Heinrich (1743—1819) 143, 144, 156, 157, 313.
Jacobi, Eliſabeth, geb. v. Clermont (geſt. 1784) 144.
Jacobi, Charlotte 144.
Jeruſalem, Karl Wilhelm (1747—72) 106, 130, 151, 153.
John, Ernſt Karl Chriſtian (1788—1856) 409.
Jung, Marianne (1784 bis 1860) 364—366, Fortſ. ſ. Willemer.
Jung-Stilling, Heinrich (1714—1817) 157, 377.
v. Kalb zu Kalbsrieth, Familie in Weimar 198.
v. Kalb, Joh. Auguſt Alexander (1747—1814) 193, 194.
v. Kalb, Sophie, ſp. v. Seckendorff 198.
v. Kalb, Charlotte, geb. Marſchalk v. Oſtheim (1761 bis 1843) 290.
Kanne, Chriſtian Gottlob (1744—1806) 62, 63, 68.
Kanne, Katharina, geb. Schönkopf (1746—1810) 220 Bild n. S. 220 f. vorher Schönkopf.
Karſch, Anna Luiſe, geb. Dürbach (1722—91) 181.
Käſtner, Joh. Friedrich 216, 235, 253.
Kauffmann, Angelika, ſp. Zucchi (1741—1807) 274 bis 277 Bild n. S. 274.
Kayſer, Chriſtoph (1755 bis 1823) 282.

Keſtner, Chriſtian (1741 bis 1800) 111, 139, 144, 148 bis 154, 158, 324, 370.
Keſtner, Charlotte, geb. Buff (1753—1828) 144 bis 154, 158, 324, 345, 370, 441, ſ. vorher Buff.
Kiprinski, Oreſtes 400.
v. Klebelsberg-Thumberg, Graf Franz 391, 407, 411, 435, 436.
v. Klettenberg, Suſanna Katharina (1723—74) 66, 98.
Klopſtock, Friedrich Gottlieb (1724—1803) 142, 154, 156, 161.
v. Knebel, Karl (1744—1834) 156, 240, 248, 291, 328, 329, 352.
v. Knebel, Luiſe, geb. v. Rudorf (1776—1852) 328, 329.
v. Knebel, Henriette (1755 bis 1813) 328.
Körner, Familie in Dresden 300, 320, 321.
Kraus, Georg Melchior (1733—1806) 165.
v. Kurland, Herzogin Dorothea, geb. Gräfin Medem (1761—1822) 357.
v. Kurland, eine andere Herzogin 191.
Lade, Philippine 363.
Lange, Suſanne, geb. Lindheimer 108, 126.
Langer, Ernſt Theodor (1743—1820) 50.
v. La Roche, Sophie, geb. Gutermann (1731—1807) 132, 144, 146—148, 154, 155, 157, 186.
v. La Roche, Maximiliane, ſp. Brentano, und Luiſe, ſp. Möhn u. v. Heſſen 132, 144, Fortſ. ſ. Brentano.
Lauth, Anne Marie 71.
Lauth, Suſanne Margarethe 71.
Lavater, Joh. Kaspar (1741—1801) 143, 156, 157, 173, 174, 177, 178, 191, 235, 238, 239.
Lavater, Anna, geb. Schinz (1742—1815) 177.
Lenz, Jakob Mich. Reinh. (1751—92) 171, 232.
Leuchſenring, Franz Michael (1746—1827) 143.
v. Leuchtenberg, Herzog Eugen, Fürſt von Eichſtätt (1781—1824) 402.
v. Levetzow, Amalie, geb. v. Bröſigke 391—394, 399 bis 413, 434—436, 442.
v. Levetzow, Ulrike (1804 bis 1899) 391—394, Bild n. S. 392, 399—422, 431, 442.
v. Levetzow, Amelie, ſp. v. Rauch (geſt. 1830) 391, 392, 399—413, 434, 436.
v. Levetzow, Bertha 391, 392, 399—413, 434, 436.
Levin, Rahel, ſp. Varnhagen von Enſe (1771—1833) 316.
Limprecht, Joh. Chriſtian (1741—1812) 50, 70, 141.
Loder, Julius Chriſtian (1753 bis 1832) 341.
Lorsbach, Prediger in Wetzlar 126.
v. Löw und zu Steinfurt, Freifrau Luiſe, geb. v. Diede z. F. 384.
v. Löw u. z. Steinfurt, Luiſe 384.
Ludecus, Joh. Wilh. Karl (1768—1854) 341.
Ludolf, Georg Wilhelm (1722—80) 125.

v. Lützow, Student aus Oſtfriesland 325.
Malcolmi, Amalie, ſp. Wolff (1780—1851) 317.
Matizeck, Schauſpielerin 325.
Matthäi, Karl (1744—1831) 235.
Meixner, Charlotte oder „Charitas“ (1750—79) Bild n. S. 10, 6, 7, 10, 12, 13, 15, 20, 21, 55, 66.
Merck, Joh. Heinrich (1741 bis 1791) 97, 106, 121, 122, 128, 132, 137, 138, 141, 147, 171, 181.
Meyer, Heinrich (1760 bis 1832) 301—304, 320, 321, 323, 331, 332, 347, 385.
Meyer, Hofrat aus Hannover und Frau 149.
Meyer, Marianne, ſp. v. Eybenberg (geſt. 1812) 315.
Meyer, Sara, ſp. Wulff u. v. Grotthus 316.
Meyer, Nikolaus (1775 bis 1855) 332—334, 337, 338, 362.
Milder-Hauptmann, Anna (1785—1835) 404, 407.
Moors, Ludwig (1747 bis 1806) 7, 17—20.
Moritz, Heinr. Philipp (1711—69) 6.
Moritz, Joh. Friedrich (1716—71) 6.
Moritz, Schweſtern 134.
Moritz, Karl Philipp 265.
Müller, Jugendfreund Goethes 15.
(v.) Müller, Friedrich (1779 bis 1849) 384, 395, 417, 419 bis 423, 427—430.
Münch, Anna Sibylla und Suſanna Magdalena 134.
Nagel, Charlotte 172, 173, 189, 194.
von Naſſau-Saarbrück-Uſingen, eine Fürſtin 191.
Nees v. Eſenbeck, Chr. Gfr. Daniel (1776—1858) 406.
Neumann, Chriſtiane, ſp. Becker (1778—97) 317, 318, 319, Bild n. S. 318.
Newton, Iſaak (1642—1727) 307.
Ney, Michel, Marſchall, ſp. Fürſt v. d. Moskwa (1769—1815) 339.
Nicolovius, Familie 254.
Obermann, Familie in Leipzig 32, 36, 38.
O'Donell, Gräfin Joſephine, geb. Gräfin Gaißruck (1777—1833) 348.
Oeſer, Adam Friedrich (1717—99) 47, 60.
Oeſer, Friederike (1748 bis 1829) 47, 48, 50, 57, 59—61.
Oken, Lorenz (1779—1851) 359.
v. Olderogge, Joh. Georg 55.
v. Olderogge, Heinrich Wilhelm 55.
Ominski, General 411.
d'Orville, Familie in Offenbach 167, 183, 184, 186, 187, 190, 198.
Öſterreich, Kaiſerin Maria Ludovika Beatrix, geb. Prinzeſſin von Eſte (1787 bis 1816) 348.
v. Pogwiſch, Ulrike (1804 bis 1899) 383, 396, 420, 422, 424, 431.
Preußen, König Friedrich II. der Große (1712—86) 41.
Preußen, Königin Luiſe, geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz (1776—1810) 370.
Probſt, Minna 229.

Raab, Doris, 388.
v. Rauch, preuß. Major 436.
v. der Recke, Eliſa, geb. Gräfin Medem (1756—1833) 357, 389.
Rehbein, Wilhelm (geſt. 1825) 380, 417, 418.
(v.) Reinhard, Karl Friedrich, ſp. Graf (1761—1864) 420, 424.
(v.) Reinhard, Chriſtine, geb. Reimarus (geſt. 1815) 358.
v. Reuß-Greiz, Fürſt Heinrich XIV. (1749—91(315.
Ridel, Amalie, geb. Buff (1765—1848) 345.
Riemer, Friedrich Wilhelm (1774—1845) 332, 335, 339, 340. 346, 352, 357, 359, 361, 368.
Rieſe, Joh. Jakob (1746 bis 1827) 7, 13, 438.
Riggi, Maddalena (1765 bis 1825) 276.
Rinkleſ, Jfr. 10.
Rhodius, Rentmeiſter und Frau 120, 121.
v. Rouſſillon, Henr. Helene (geſt. 1773) 97—104, 138.
Runkel, Liſette 6, 10, 11—13, 23, 24, 54, 55, 134.
Ryden 30, 31, 34, 36.
Sachſen-Gotha und Altenburg, Herzog Ernſt II. (1745—1804) 257, 258.
Sachſen-Weimar und Eiſenach, Herzogin Amalie, geb. Prinzeſſin von Braunſchweig (1739—1807) 196, 213, 282, 295, 299, 331, 378, 398, 399, 402, 438.
Sachſen-Weimar und Eiſenach, Herzog, ſp. Großherzog Karl Auguſt (1757—1828) 156, 171, 192—194, 196, 197, 208, 209, 210, 214, 218, 224, 226, 229, 231, 240, 243, 261, 280, 281, 290, 291, 299, 301, 303, 306, 310, 312.
Sachſen-Weimar und Eiſenach, Herzogin, ſp. Großherzogin Luiſe, geb. Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt (1757 bis 1836) 171, 196, 216, 224, 226, 289, 290, 306, 356.
Sachſen-Weimar und Eiſenach, Erbprinzeſſin, ſp. Großherzogin Maria Paulowna, geb. Großfürſtin von Rußland (1786—1859) 426, 428.
Salzmann, Joh. Daniel (1722—1812) 71, 89—92, 122, 144, 157, 171.
Schadow, Joh. Gottfried (1764—1815) 385.
v. Schardt, Familie in Weimar 200.
v. Schardt, Sophie, geb. v. Bernſtorff (1755—1819) 227, 290, 356.
(v.) Schiller, Friedrich (1759 bis 1805) 311—313, 320, 321, 331.
(v.) Schiller, Charlotte geb. v. Lengefeld (1766 bis 1826) 311, 312, 319, 321, 330, 356, 357, 419, 420.
v. Schimmelmann, Gräfin Charlotte, geb. v. Schubart 312.
Schloſſer, Georg (1739—99) 106, 128, 130, 131, 136, 143, 158, 170, 234, 254, 313.
Schloſſer, Kornelie, geb. Goethe (1750—77) 158, 170 bis 172, 215, 217, 233, 234. S. vorher Goethe.
Schloſſer, Johanna, geb. Fahlmer (1744—1821) 234, ſ. vorher Fahlmer.

Schloſſer, Luiſe, ſp. Nicolovius (1774—1811) 254.
Schloſſer, Chriſtian Heinrich (1782—1829) 337.
Schmiedel, Jfr. 10, 23.
Schmidt, Joh. Chriſtoph 250.
Schneider, Auguſte 257, 258.
Schönborn, Gottl. Friedr. Ernſt (1734—1817) 142.
Schönemann, Familie in Frankfurt 163, 166, 168, 169.
Schönemann, Eliſabeth (Lilli), ſp. v. Türckheim (1758 bis 1817) 159, 161, 162—194, 196—199, 219, 220, 370, 376, 391. Fortſ. ſ. v. Türckheim.
Schönkopf, Familie in Leipzig 17, 21—23, 26, 50, 51, 58.
Schönkopf, Katharina, ſp. Kanne (1746—1810) Bild n. S. 40, 17—52, 57—65, 67 bis 69, 71, 73, 441. S. auch Kanne.
Schopenhauer, Johanna, geb. Troſiener (1766—1838) 344, 359.
Schopenhauer, Adele (1797 bis 1849) 383.
Schröter, Korona (1751 bis 1802) 220, 221, 228, 229. Bild n. S. 228, 251.
Schubert, Franz (1797—1828) 437.
Schuler, Kaufmann in Worms 67.
Schultheß, Barbara, geb. Wolf (1745—1818) 177, 278. Bild n. S. 278, 314, 323.
Schultz, Chriſtoph Friedrich Ludwig (1781 bis 1834) 424.
Schulze, Karoline, ſp. Kummerfeld (1745—1815) 34.
Seidel, Philipp (1755 bis 1820) 220, 266.
Seidler, Luiſe (1786—1866) 348, 350, 351.
Silie (Peterſilie), Friederike 335.
Soret, Frédéric (1795 bis 1865) 389.
Spinoza, Baruch (1632—77) 205, 226.
Städel, Roſine, geb. Willemer, ſp. Thomas (1782—1845) 364—379.
Stadelmann, Karl 395, 409.
v. Staël-Holſtein, Anne Germaine, geb. Necker (1766 bis 1817) 355, 411, 420.
v. Stein, Freiherr Joſias (1735—93) 177, 199—203, 206, 216, 224, 225, 253.
v. Stein, Freifrau Charlotte, geb. v. Schardt (1742—1827) 177, 178, 196, 199—299, 305 bis 307, 312, 319, 330, 331, 334, 354, 356, 441. Bild n. S. 214.
v. Stein, Freiherren Karl (1765—1837) und Ernſt (1767—87) 199—204, 225, 226.
v. Stein, Freiherr Friedrich (1771—1844) 199—204, 225, 226, 252—254, 263, 281, 291, 295, 305.
v. Stolberg, Graf Chriſtian (1748-1821) 142, 170-176, 181.
v. Stolberg, Graf Friedrich Leop (1750—1819) 142, 170 bis 176, 181, 192, 310, 313.
v. Stolberg, Gräfin Auguſte, ſp. Gräfin Bernſtorff (1753 bis 1835) 159—163, 167, 170, 185—190, 192.
v. Stockhauſen, General 104.
v. Stockum, Schweſtern 10.
Straube, Johanna Eliſabeth, geb. Winckler (1696 bis 1780) 23.
Streiber, Lorenz 250.

Streiber, Viktoria 250, 251.
Szymanowska, Marie, geb. Wolowska (1790—1831) 404—407, 422, 424—429.
Tänert, Jfr. 24.
v. Taufkirchen, Graf 412.
Tiſchbein, Wilhelm (1751 bis 1829) 267.
Trapp, Auguſtin 7, 15, 76, 77.
v. Türckheim, Friedrich (1752—1831) 233.
v. Türckheim, Eliſabeth, geb. Schönemann (1758 bis 1817) Bild n. S. 232, 233, 314. S. vorher Schönemann.
Ulrich, Karoline, ſp. Riemer (1790—1855) 345, 346, 357, 361, 368.
Uſingen, ſ. Naſſau-Saarbrück.
v. Voigt, Chriſtian Gottlob (1743—1819) 382.
Voß, Heinrich d. J. (1779 bis 1822) 333, 334.
Vulpius, Chriſtian Auguſt (1762—1828) 284, 441.
Vulpius, Chriſtiane, ſp. v. Goethe (1764—1816) Bilder S. 287, n. S. 300, n. S. 324, 283—341. Fortſ. ſ. v. Goethe.
Vulpius, Erneſtine (geſt. 1805) 284, 324, 325.
W., ein Mädchen in Frankfurt 20
v. Waldeck, eine Fürſtin 191.
v. Waldeck, Fürſt Chriſtian Auguſt (1744—98) 274.
v. Walderſee, Graf Franz (1763—1823) 41.
v. Wartensleben, Gräfin 240.
Werner, Zacharias (1768 bis 1823) 352, 353.
v. Werthern, Gräfin Jeanette Luiſe, geb. Freiin vom Stein (1752—1816) 243.
Weygand, Chriſtian Friedrich 432.
Weyland, Friedrich Leopold (1750—85) 77, 80, 81.
Wieland, Chriſtoph Martin (1733—1813) 143, 156, 196, 202, 207, 213, 332, 384—389, 397, 436 bis 440.
Wieland, Anna Dorothea, geb. Hillenbrand (geſt. 1801) 357.
v. Willemer, Joh. Jakob (1760—1838) 364—379.
v. Willemer, Marie Anna, geb. Jung (1784—1860) 364 bis 379, 384—389, Bild n. S. 386, 397.
Wolff, Eugen 115.
Wolff, Pius Alexander (1782—1828) 333.
v. Wolzogen, Karoline, geb. v. Lengefeld (1763 bis 1847) 436—443 ſ. vorher v. Beulwitz.
v. Wolzogen, Wilhelm (1762 bis 1809) 331.
Wolowska, Kaſimira 404, 424, 426, 429.
Wulff, Sara, geb. Meyer, ſp. v. Grotthus 316.
Zelter, Karl Friedrich (1758—1832) 347, 370, 382, 399, 406, 407, 430—432.
v. Zenigeo, Graf 408.
v. Ziegeſar, Familie 291.
v. Ziegeſar, Silvia, ſp. Koethe (1785—1855) 291, 348, 349.
v. Ziegler, Luiſe, ſp. v. Stockhauſen 97—104, 132.
Zucchi, Antonio (1728—95) 274, 275.

Andere Bücher
von Dr. Wilhelm Bode,
die im gleichen Verlage erschienen:

Charlotte von Stein

Elftes und zwölftes Tausend. 658 Seiten mit 49 Abbildungen. Neu bearbeitete und vermehrte Auflage

In Ganzleinen-Geschenkband M 7,50;
in Ganzlederband . . . . . M 10,—

Karl August von Weimar

Jugendjahre

Zweite Auflage. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen

In schönem Pappband M 5,—; in geschmackvollem Leinenband M 6,—; Luxusausgabe (400 handschriftl. numer. Exemplare) auf starkem holländischen Büttenpapier in altertümlichem Ganzlederband M 8,50

Amalie Herzogin von Weimar

Sechstes Tausend. — 3 Bände von zusammen 650 Seiten mit 70 Abbildungen

I. Das vorgoethische Weimar
II. Der Musenhof der Herzogin Amalie
III. Ein Lebensabend im Künstlerkreise

In Geschenkeinbänden M 10,—

5516327

Goethes Leben im Garten am Stern

10. und 11. Tauſend. — 400 Seiten mit 36 Bildertafeln

In hübſchem Pappband M 5,—; in reichem Ganzleinenband M 6,—; in ſtilvollem Ganzlederband M 7,50

Die Tonkunſt in Goethes Leben

Zwei Bände, 700 Seiten mit 24 Bildertafeln und zahlreichen Muſikſtücken

In hübſchen Pappbänden . . . . . M 9,—
In ſtilvollem Halbpergament . . . . . M 10,—
In gediegenen Ganzlederbänden . . . . . M 14,—

Der fröhliche Goethe

6. bis 10. Tauſend — 400 Seiten mit 4 Goethe-Bildniſſen

In altertümlichem, reich verziertem Pappband M 3,—; Geſchenkausgabe in größerem Format auf federleichtem Papier in reichem Ganzleinenband M 5,—; in geſchmackvollem Ganzlederband M 8,—

Goethes Gedanken

Aus ſeinen mündlichen Äußerungen in ſachlicher Ordnung und mit Erläuterungen zuſammengeſtellt

Zwei Bände 8°, 484 und 422 Seiten
Gebunden M 8,—

Dies Werk gibt die raſcheſte Auskunft auf die häufige Frage: „Wie dachte Goethe über . . . . .“

Mittlers Goethe-Bücherei

Verlag E. S. Mittler & Sohn,
Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin SW 68

Goethes Weg zur Höhe

Von **Dr. Wilhelm Bode**

Neue Bearbeitung von „Goethes bestem Rat"

In zweifarb. Pappeinbd. **80 Pf.**, in Halbpergamenteinbd. **M 1,50**, Luxusausgabe (250 numerierte Exempl.) auf Japanpapier in altertüml. Ganzlederbd. **M 4,—**

Goethes Lebenskunst

Von **Dr. Wilhelm Bode**

Sechste, neubearbeitete Auflage. 15. bis 20. Tausend
Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln
303 Seiten. — In zweifarbigem Pappeinbd. **M 3,—**, in Halbpergamenteinbd. **M 4,50**
Luxusausgabe (400 handschriftlich num. Exempl.) auf starkem Japanpapier in altertüml. Ganzlederbd. **M 7,—**

Am Weimarischen Hofe

Unter Amalien und Karl August

Erinnerungen von **Karl Frhrn. von Lynker**

Herausgegeben von seiner Großnichte **Maria Scheller**
189 Seiten mit 8 Bildnissen

In zweifarbigem Pappeinbd. **M 3,—**, in geschmackvollem Halbpergamenteinbd. **M 4,50**, Luxusausgabe (250 handschriftlich numerierte Exemplare) auf starkem Japanpapier in altertümlichem Ganzlederbd. **M 6,—**

Goethes Schauspieler und Musiker

Erinnerungen von **Eberwein** und **Lobe**

Herausgegeben von **Dr. Wilhelm Bode**. 231 Seiten mit 8 Bildniss.

In zweifarbigem Pappeinbd. **M 3,—**, in geschmackvollem Halbpergamenteinbd. **M 4,50**, Luxusausgabe (250 handschriftlich numerierte Exemplare) auf starkem Japanpapier in altertümlichem Ganzlederbd. **M 6,—**

Goethes Naturphilosophie im Faust

Ein Beitrag zur Erklärung der Dichtung von **Wilhelm Hertz**. 162 Seit.

In zweifarbigem Pappeinbd. **M 2,50**, in geschmackvollem Halbpergamenteinbd. **M 4,50**, Luxusausgabe (250 handschriftlich numerierte Exemplare) auf starkem Japanpapier in altertümlichem Ganzlederbd. **M 5,50**

1566327-1

Au… der Br…

1787—…

Briefwechsel…

Wilhelm und …e v. Humboldt

Herausgegeben von
Anna v. Sydow

= 6. Auflage =

Geheftet M 9,—, in geschmackvollem Geschenkeinband mit Goldschnitt M 10,—

Rokoko und Revolution

Lebenserinnerungen des
Joh. Christian v. Mannlich
1741—1822

Nach der französischen Originalschrift herausgegeben von
Eugen Stollreither

= Mit 8 Bildnissen =

M 6,—,
in Geschenkeinband M 7,50

Goethes Wetzlarer Zeit

Von
Heinrich Gloël

259 Seiten
mit zahlreichen Abbildungen
M 5,—, in stilgerechtem Einband M 6,—

Verlag von E. S. Mittler & Sohn
Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin SW 68